

3/4 Band a - 3. 16



Riga.
Verlag von Jonck & Poliewsky.
1902.

Дозволено цензурою. Рига, 10 Октября 1902 г.

Эт. А

10289

I.

„Der Familientag“.



Ein Sommertag im Jahre 188. . — Blau, wolkenlos wölbt sich der Himmel. Brütende Mittagsgluth liegt auf dem Lande. Ueber den reisenden Feldern flimmert die heiße Luft. Regungslos, von keinem Hauche bewegt stehen die Wälder, und grell und blendend liegt der Sonnenschein auf der Chauffée, die, Riga mit Pskow verbindend, sich durch Mittellivland hinzieht.

Etwas Lähmendes, Erschlaffendes, Einschläferndes liegt in der Luft. Ermattet hält Alles Mittagsrast und die tiefe Stille ringsherum unterbricht nur das schläfrige Geläut von Postglocken und das Rollen eines Reisewagens, der, von vier Postpferden gezogen, in mäßigem Trabe die Berge zwischen Segewold und Kamokky hinauf- und hinabfährt.

Die Frauengestalt, welche neben dem Kutscher auf dem Bocke sitzt, — nach Federhut und sonstigen Kleidungsstücken zu urtheilen, unverkennbar eine herrschaftliche Kammerjungfer — dankt es nur einem glücklichen Zufall, daß sie, mit dem Oberkörper hin und her pendelnd, nicht schon längst das Gleichgewicht verloren, kopfüber in die rollenden Räder gestürzt ist. Auch der Postillon denkt mehr an ein Schläfchen in einer kühlen Scheune, als an seine Pferde, welche es denn auch bald vorziehen gemächlich im Schritt weiter zu gehen.

Aus dem Innern der Kutsche hat schon mehrere Mal ein lautes, kräftiges „Brau!“ „Fahr' zu!“ versucht den Postknecht aus seinem Halbschlaf zu wecken, doch als die wiederholten Versuche ihn an seine

Pflicht und Schuldigkeit zu erinnern ziemlich erfolglos geblieben, ist den Insassen offenbar der Geduldssaden gerissen, — ein blonder Mädchenkopf beugt sich aus dem Wagenfenster und rothe Lippen rufen ärgerlich:

„Es ist nicht zum Aushalten, diese Kriecherei. Der Postjunge schläft ja ein, Carlina, so passen Sie doch auf und sagen Sie ihm, keinen Kopfen Trinkgeld würde er bekommen, wenn er nicht ordentlich, rascher fährt.“

Darauf läßt sich das energische junge Fräulein wieder auf ihren Sitz nieder und sagt halb entrüstet, halb verzweifelt: „Erbarmung! was ist dies langsame Fahren doch schrecklich. Man kommt ja nicht vom Fleck und dazu diese Hitze und dieser Staub!“ Und mit ihrem Schnupftuch sächelnd sucht sie den in dicken Wolken durch's Fenster eindringenden Staub abzuwehren.

„Na, ich danke, Thilde,“ sagt eine andere jugendliche Stimme, „jetzt soll ich wohl den Staub schlucken, damit er Deinen zarten Teint nicht grau mache,“ und als, ohne auf den Ausfall zu erwidern, die Angeredete sich anschickt, das Fenster auf der Windseite zu schließen, fährt sie empört fort, „aber ich bitte Dich, wenn Du das Fenster aufziehst, dann erst ick ich ja hier auf dem Vorderitz, wo ohnehin kein Luftzug hinkommt.“

„Marthachen! Thildchen! zankt Euch doch nicht,“ tönt es beruhigend aus der anderen Ecke des Wagens, unter einem zum Schutze gegen Fliegen und Staub über's Gesicht gebreiteten Taschentuch hervor, „es sind nur noch ein paar Werst bis zur nächsten Station und nachher könnt Ihr ja die Plätze tauschen.“

Ist es eben die Nähe des Zieles, oder hat die Drohung doch ermunternd auf den Kosselenker gewirkt, jedenfalls faßt er die Zügel fester, läßt die Peitsche ein paar Mal durch die Luft sausen, und im regelmäßigen Trabe geht es auf glatt eingefahrener Chaussée

dahin, bis plötzlich abbiegend, der Wagen über holpriges Steinpflaster rasselt und vor dem Gebäude der Station Kamokky hält. Die Jungfer klettert vom Bock und öffnet den Wagenschlag. Mit einem befriedigten „Endlich! in diesem alten Jammerkasten sitzt man zu unbecquem“ steigt erst Thildchen aus.

„Sind Pferde zu haben?“ fragt sie den herbeieilenden Stallmeister, „Ja?! dann aber, bitte, schnell anspannen“ und sich wieder umwendend, hilft sie mit einem „komm liebes Tantchen, vorsichtig,“ einer älteren Dame beim Aussteigen, deren gutes, freundliches Gesicht eine weiße leinene Staubhaube umrahmt, während ein Staubmantel aus gleichem Stoff die große, corpulente Gestalt umhüllt. An dem höflich grüßenden Postmeister vorbei, treten die beiden Damen in's kühle Stationszimmer, gefolgt von Martha, die mit dem Ausruf:

„Ach, wie wird man steif von dieser Sitzerei!“ sich doch gleich wieder auf das lederne Sopha niederläßt, welches die Rückwand des Raumes einnimmt.

„Na, Herzchen, so gehe doch ein wenig herum, *celate dégourdira*“ mahnt die Tante, die sich vor dem Spiegel das Haar glättet und den verschobenen Hut zurechtrückt, „oder wollt Ihr etwas essen?“

Auf das „Nein, danke“ der jungen Mädchen, sagt sie zur Jungfer: „Carline, dann hole für mich ein Glas Milch und Schwarzbrod, oder frage, ob die Suppe schon fertig ist.“

„Kinderchen,“ wendet sie sich wieder an ihre Nichten, „Ihr solltet aber wirklich etwas genießen, die Kamokkysche Suppe ist bekanntlich ausgezeichnet. Im Speisepaudel haben wir ja auch noch allerlei gute Sachen; soll ihn Carline nicht aus dem Wagen holen? Wirklich, es thut nicht gut sich einzuhungern und bis Derbiten ist es noch ein gutes Stück Weges. Selbst wenn wir nirgends stecken bleiben, können wir erst nach 4 Uhr da sein!“

„Haben Sie viel Passage?“ wendet sie sich an den eintretenden Posthalter, der die bestellte Milch, frisches Schwarzbrot und goldgelbe Butter hereinträgt und auf den Tisch stellt, zugleich einen Brief überreichend, den die Tante, nach einem Blick auf die Adresse, Martha hinhält.

„Ach nein,“ erwidert der Gefragte, „eigentlich nicht, aber in den letzten Tagen haben die Pferde wohl ordentlich laufen müssen. Herrschaften fahren wohl auch nach *Derbiten* zum Familientage?! Gestern Abend fuhren auch schon die Fuchsberg'schen jungen Herrschaften — wollten in Wenden nächtigen — heute früh passirte die Seehof'sche Baronin und zu 11 Uhr haben die Birkenthal'schen Herrschaften zum Abholen vom Gute acht Pferde bestellt.“

„Wai, dann wollen wir aber auch fort, sonst nehmen die uns auf den kleineren Stationen die Pferde weg,“ bemerkt Thildchen, „bitte, beeilen Sie das Spannen, Herr Postmeister, und geben Sie uns, bitte, auch gute Pferde.“

Nach 10 Minuten meldet man, daß Alles bereit sei.

„Ist auch geschmiert worden?“

„Ja, ja, gnädige Fräuleins!“

Die Damen schachteln sich wieder ein, der Postillon bekommt seine Tasche umgehängt, schwingt sich auf den Bock, ergreift die Zügel und weiter geht die Fahrt in frischem Trabe.

„Wen soll ich anschreiben?“ fragt, in's Expeditionszimmer zurücktretend, der Schreiber, welcher dem davonrollenden Wagen nachgeblickt hat.

„Das thue ich schon,“ erwidert der Posthalter.

„So, Baronesse von Rehburg mit 4 Pferden und dem Postknecht Rein nach Weßelshof expedirt.“

„Und wer sind die jungen Damens?“

„Ihre Nichten, die Töchter des auf der Jagd verunglückten Ellernbach'schen Herrn. Nach dem Tode des Barons wurde das Gut verkauft und die Damen zogen

nach Riga. Im Sommer verbringen sie gewöhnlich ein paar Wochen in Derbiten beim Vormund, — das ist nun wieder ein Bruder von dem seligen Ellernbach'schen Herrn — und da fahren sie natürlich häufig hier durch. Aber nun gehen Sie an Ihre Arbeit, die Post muß abgefertigt werden.“

„Der Brief ist von Jnga?“ fragt Mathilde von Rehburg, zur Abkürzung immer Thilde genannt, die Schwester, „was schreibt sie? kannst du uns den Brief nicht vorlesen? Ich höre ihre Schreibweise zu gern.“

„Es sind nur wenig Zeilen,“ erwidert Martha, das Blatt aus der Tasche ziehend, „freilich, so echt Jnga sind diese auch.“ Und sie liest:

Liebstes Kuffelchen!

Der Accisebeamte fährt morgen nach Riga und da benutze ich die gute Gelegenheit (du weißt, Tante Virginie sagt, man müsse jede Gelegenheit ausnutzen), um Euch nach Station Kamokky dieses warme Begrüßungszettelchen entgegenzuschicken.

Es ist einfach himmlisch, daß Ihr kommt — ich habe Dir so schrecklich viel zu erzählen und fürchtete schon, Ihr würdet wieder in irgend ein langweiliges deutsches Bad. Ich habe noch so viel zu thun, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht, — ach, es wird furchtbar nett und ich freue mich riesig!!!

Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, es erdrückt dich vor Liebe

Deine Maus.

Derbiten, den 25. Juni.

P. S. Grüße Tanten und Thildchen.

„Prächtiges Geschöpf, diese Jnga,“ meint die Tante, „ich kenne wenig so nette Mädchen Etwas schroff und eigenfönnig, aber solch goldenes Herz und so fix und praktisch. Brav helfen und Hand anlegen wird sie

gewiß bei den großen Vorbereitungen zum Empfang der vielen Gäste. Mühe und Arbeit giebt es da genug, das weiß ich noch von der Zeit, wo bei Euch der Familientag abgehalten wurde. Erica ist ja auch ein liebes Kind, hübsch, klug und talentvoll — wird eine allerliebste Baronin Trostberg abgeben, — aber ich ziehe Inga vor; sie ist entschieden mein Liebling in der Familie.“

Die Schwestern werfen sich einen verständnißvollen Blick zu — sie wissen, daß Tante Rikchen immer etwas auszufetzen hat im Derbiten'schen Hause. Als Schwester des Hausherrn hat sie einigermaßen das Recht zur Kritik und Tante Frederike ist nun mal ein höchst energisches altes Fräulein, das immer von den besten Absichten geleitet wird, auch wenn sie sich um Dinge kümmert, die sie eigentlich nichts angehen. Doch man verzeiht ihr gern das Uebermaß von Energie, mit der sie bisweilen ihre kleine Welt auf den Kopf stellt, denn im Grunde ist sie herzensgut und hat bei den frühverwaisten Ellernbach'schen wirklich Mutterstelle vertreten und die Erziehung der Nichten vortrefflich geleitet. Trotz ihrer auffallenden Schönheit, welche im Winter auf den Wolmar'schen Bällen berechtigtes Aufsehen erregt hat, sind es einfache, anspruchslose Mädchen, welche sich hier im Wagen gegenüber sitzen, die frischen Gesichter beschattet von großen, braunen Strohhüten, welche ebenso modern sind, wie die eleganten, seidenen Staubmäntel, die aus Gerson's berühmten Modebazar stammen.

Eine Weile noch plaudern die drei Damen von Diesem und Jenem, dann räth die Tante:

„Ich denke, wir versuchen jetzt noch ein wenig zu schlafen, sonst kommen wir nach der 10stündigen Fahrt ganz aufgelöst in Derbiten an.“

„Pfui nein! wie langweilig, diese Däselei,“ ruft Martha in heller Entrüstung, „schlaft Ihr meinetwegen, so viel Ihr wollt, ich bin schon viel zu aufgeregt dazu.“

Als aber ihre Reisegefährtinnen sich jede in ihre Ecke lehnen, die Seitenpolster der Equipage als Kissen benutzend, und nach einer Weile ihre regelmäßigen Athemzüge verrathen, daß sie fest eingeschlafen sind, da fühlt Martha, wie die Mittagshize auch auf ihre Lider bleischwere Müdigkeit senkt. Alles Ankämpfen dagegen ist vergebens, umsonst sucht sie sich zu zerstreuen, die immer stärker werdende Schläfrigkeit zu verscheuchen durch das Zählen der Telegraphenstangen, durch das Aufpassen auf die Werstpfosten — nun sind es bloß 15 Werst bis Wessels-hof-Station, nun 14 — jetzt noch 13, — nur 12, doch die 11 sieht sie schon nicht mehr — Morpheus hat sie in seine Arme genommen und läßt sie träumen von den vergnügten Tagen, denen sie entgegenschwimmt!

* * *

Ueberlassen wir die Damen ihrem Schlummer und wenden wir uns einem anderen Theile von Livland zu, wo ungefähr um diese Zeit eine Kalesche sich durch tiefen Sand langsam vorwärts müht. Hier herrscht aber keine schläfrige Atmosphäre. Die Insassen — vier junge Herren, von denen 2 Studentenmützen tragen, haben auf der letzten Station gefrühstückt, dabei dem bekannnt guten Bier, welches in der Gegend gebraut wird, tapfer zugesprochen und sind in heiterster Stimmung.

„Wie weit haben wir es denn noch bis Derbiten?“ fragt Einer von ihnen, aus dessen scharfgeschnittenem Gesicht ein paar kluge, graue Augen leuchten und der, in nervöser Ungeduld, an den Spitzen seines blonden Schnurrbarts dreht.

„Aha! Erwin kann es schon nicht erwarten, die Braut zu umarmen,“ neckt ein Anderer, dem das rothgrün-weiße Farbenband der „Livonia“ die Brust schmückt und dessen grüner Deckel so fest auf den dunklen Locken sitzt. „Nun gedulde dich nur, Verliebter, durch diesen Wüstenand müssen wir noch eine ganze

Weile, dann kommt freilich schon Derbitenscher Wald, aber der dehnt sich weit aus, und so werden bis zum Schloß immerhin noch ungefähr 25 Werst sein.“

„Dann wollen wir es den Pferden leichter machen und eine Strecke gehen,“ schlägt Erwin vor.

Gesagt, gethan! Ohne anhalten zu lassen sind die jungen Leute aus dem Wagen gesprungen und schreiten auf dem Grasrande des Weges dahin! Es sind alles schlanke, aristokratische Gestalten, jugendlich und elegant in Haltung und Wesen, Erwin Baron von Trostberg, Werner von Rehburg, sein Bruder Axel und ein entfernter Verwandter der Brüder, Gebhard von Rehburg. Letzterer kommt zum ersten Mal in diese Gegend und läßt sich von den Vettern das Haus beschreiben, in das sie zur Feier des Familientages wollen.

„Onkel Eberhardt ist ein prächtiger Mann, immer mit Rath und That bereit, Rathsfreund und Vormund aller Wittwen und Waisen der Familie, — stets lustig und freuzfidel — der beste Gatte und Vater, — kurz der idealste Hausherr und dazu ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle.“

„Und seine Frau?“

„Ach! die gute Tante Betty ist etwas — etwas — sagen wir schöngeistig — hält aber ihr Haus in musterhafter Ordnung, kurz ein urgemüthliches Philisterium“ schließt Axel.

„Und die Cousinen?“

„Ueber Erica“ — mit einem lächelnden Seitenblick auf Trostberg — „muß Erwin, der Glückliche, Bericht erstatten, übrigens trägt er ihr äußeres Bild wohl nicht nur in, sondern auch auf dem Herzen; also heraus damit, alter Junge, Gefahr ist keine dabei, wir geben es dir ganz bestimmt wieder.“ Während der Bräutigam seinem Taschenbuch eine Photographie entnimmt, die er Gebhard reicht, fährt Axel fort, „und Ingeborg, nu das ist ein Pracht — — — ha so, da muß man wieder

Werner fragen.“ Ein neckischer Blick aus seinen lustigen Augen streift den Bruder, dessen hübsches männliches Gesicht sich dunkler färbt: „mein begeistertes Urtheil könnte seine Eifersucht erwecken. Schlauberger, mache doch nicht solch' erzwungen unschuldiges Gesicht, ich und sehr viele Andere wissen nur allzugut, wem du zur Landtagszeit so viele schöne Bouquets geschickt hast.“

„Ja, ja,“ schaltete Erwin ein „und der Cotillon auf dem letzten Subscriptionsballe?!“ Ich saß neben Euch und langweilte mich bis zum Lebensüberdruß mit der dicken Millionentochter, und mein einziger Trost, das Mittel, wodurch ich meine einschlafenden Lebensgeister wach erhielt, war die Spannung, ob nicht neben mir eine riesige Bombe plagen würde.“

„Aber du hast dich wirklich brav gehalten, Werner,“ unterbricht der übermüthige Axel, „Am liebsten hättest du mir ja die Augen ausgekratzt, als ich es an dem Abend wagte Inga zwei Auszeichnungen zu bringen, und begnügtest dich in brüderlicher Liebe damit, mich bloß mit deinen Blicken in Grund und Boden zu bohren, was dir übrigens gelungen wäre, wenn der Schützenaal nicht im vorigen Herbst ein neues Parquet erhalten hätte.“

Lachend wehrt sich der Geneckte: „So hört doch auf und laßt die dummen Witze, Ihr seid ja schlimmer als alte Tanten mit euren Klatschereien. Wollen wir lieber von ernstern Dingen reden denn, à propos Landtagszeit, wißt ihr schon, daß zum September ein außerordentlicher Landtag einberufen werden soll. Wie wär's wenn wir uns hier in's weiche Moos lagerten und eine Friedenscigarette rauchten, aber ohne den Wald anzuzünden, der, trocken wie er ist, auf-flammen würde, wie eine Ländstiforschachtel. Unser Kreisdeputirter will Krankheits halber seinen Abschied nehmen, ich denke, da stellen wir Onkel Ulrich als Candidaten auf. Ihr Studios seid noch nicht stimm-

berechtigt, aber was meinst du Erwin, — und du Arzel, gieb Feuer.“

Bald sind die jungen Leute in ein lebhaftes Gespräch über Landespolitik vertieft, welches sie hoffentlich nicht verhindern wird, das Ziel ihrer Fahrt zu erreichen, — Derbiten, wohin wir jetzt vorausseilen.

Schloß Derbiten, Stammgut „derer von Rehburg,“ ist — um es mit dem landläufigen Ausdruck zu bezeichnen — ein schönes Gut. Mehrere Quadratmeilen groß erstreckt sich nach allen Seiten hin der reiche Besitz, mit seinen prachtvollen Forsten, seinen fischreichen Gewässern, seinem fruchtbaren Ackerlande und seiner reichen Bauernschaft! Und überall erblickt man das Walten der ordnenden Menschenhand, die seit Generationen in rastloser Arbeit gepflegt und entwickelt, was die Natur gnädig verliehen. Prächtige alte Linden- und Eichenalleen führen aus den verschiedenen Richtungen auf das Gut zu, und zu beiden Seiten derselben dehnen sich die, von rationellster Cultur zeugenden, üppigen Wiesen und wogenden Felder aus, das Auge des Kenners auf landwirthschaftlichem Gebiet nicht minder erfreuend, als die gut gebauten Häuser in den da und dort verstreut liegenden Gefinden und Hoflagen. Für den Naturfreund aber liegt der größere Reiz in der wunderhübschen Lage, in dem Blick auf die hügelige Gegend, die den Rahmen abgiebt zu einem landschaftlichen Bilde, wie es in unserer lieben Heimath so häufig, zu finden — diese reizvolle Zusammenstellung von dunklen Waldlinien, von schimmernden Wasserflächen und Fernsicht auf in blauen Dunst verschwimmende Berge.

Schon von Weitem sichtbar liegt der Edelhof. Malerisch und freundlich schimmern die rothen Dächer der Gutsgebäude aus dem üppigen Grün der Baumgruppen hervor, und ein langgestreckter See rollt seine blauen Wellen bis dicht an den Garten und Park.

Auf einem Hügel erhebt sich das Schloß, ein großer Bau mit zwei Flügeln, ohne eigentlichen Styl, aber geräumig und bequem. Wohnlich und geschmackvoll eingerichtet, ohne die Ueberladung moderner Arrangements, die so wenig zu einem gesunden Landleben passen, ist es eins dieser altlivländischen Häuser, aus denen förmlich der Geist der Gemüthlichkeit weht.

Den Eingang bildet eine große Halle, aus der eine schön geschnitzte Treppe in die erste Etage führt, wo die eigentlichen Wohnzimmer liegen, eine Flucht hoher, heller, lustiger Räume. Auch hier erblickt man überall die Spuren eifigen Schaffens und reger geistiger Thätigkeit — Handarbeiten — Bücher — Zeitschriften — Staffeleien — Musikinstrumente — lauter Beweise, daß neben dem Praktischen auch dem Idealen sein Recht eingeräumt wird, die Pflege des Schönen und Erhebenden dem täglichen Leben einen tieferen Inhalt und eine gewisse Weihe giebt.

In einem dieser behaglichen Gemäcker, dem sogenannten Kammerzimmer, sitzt die Landrätthin Elisabeth von Rehburg, geborene Gräfin Waldorf, eine Frau in mittleren Jahren, mit angenehmen weichen Zügen und einer noch jugendlichen Gestalt, die das graue Foulardkleid ganz trefflich kleidet. Verschiedene Zeitungen liegen vor ihr auf dem Tisch, und sie liest eben mit Interesse ein Sonntagsfeuilleton der „Zeitung für Stadt und Land“, als plötzlich, wie ein Wirbelwind, ein allerliebste, schlankes Mädchen von 17—18 Jahren in's Zimmer stürmt und mit dem Ausrufe: „Himmel, Mamachen, nun bin ich aber wirklich todt,“ sich in einen Sessel fallen läßt; doch sofort wieder aufspringend, schlingt sie die Arme um den Hals der Mutter und sie fast erstickend unter ihren Zärtlichkeiten jubelt sie:

„Mein Herzensmütterchen, es ist zu schön, ich freue mich zu sehr,“ und alle Müdigkeit vergehend, tanzt sie im Zimmer herum. Dann fällt es ihr ein, daß sie

doch eigentlich todtmüde sein müsse, und sie wirft sich in eine Ecke des Sophas. „Denk Mamachen, die Ulrich'schen Musikanten sind schon da — ach, wie herrlich wird es sein, wieder einmal ordentlich zu tanzen und ich werde es Werner schon stecken, daß es keine zu langen Pausen geben darf. Entrain muß sein, sagt Papa immer, und entrain soll sein“ wiederholt sie energisch, den Kopf zurückwerfend. „Und wir sind wirklich fertig geworden,“ erzählt sie weiter — „ich hätte es gar nicht für möglich gehalten, nur denk', Mama, die Seife hat Erica richtig vergessen, obgleich der Haufen schon wochenlang in der Schafferei bereit lag — natürlich eine Braut darf ja zerstreut sein! — da bin ich denn noch einmal durch alle Zimmer gelaufen auch hinunter in die Herberge und habe die 40 Stück — meine ganze Schürze voll — richtig vertheilt.“

Die Landrätthin ist es schon gewohnt zu lesen und zuzuhören wenn ihre Jнга schwätzt; ihr Zeitungsblatt überfliegend schaut sie nur dazwischen mit freundlichen Blicken auf ihr vor Eifer und Erregung glühendes Töchterchen! Diese ist schon wieder auf den Füßen „aber die Fahne,“ schreit sie, „die Fahne ist noch nicht aufgezo-gen, die schöne Fahne, auf die ich mit so vieler Mühe unser Wappen gemalt habe!“

„Doch, doch, sie ist aufgezo-gen, Zahn hat es bereits gethan“ beruhigt die Mutter, deren Gesicht ein gütiges Lächeln überfliegt bei dem Unge-stüm des jungen Mädchens.

Trotz ihrer 48 Jahre hat sich Frau von Rehburg ein junges Herz erhalten, fühlt und empfindet mit der Jugend, freut sich mit ihrer Tochter, der die heiße Ungeduld und Erwartung aus den strahlenden blauen Augen leuchtet.

„Wer wohl zuerst kommen wird?“ plaudert diese weiter — „ach, ich glaube, da rollt schon ein Wagen“ und an's Fenster eilend, späht sie durch die Bäume,

deren Kronen nur einen Theil der Anfahrt übersehen lassen. „Ach nein, es ist blos die Wassertonne!“

Und wieder zur Mutter zurückkehrend, fragt sie etwas spöttisch: „Wo steckt denn Erica? wohl vor dem Spiegel beschäftigt, was Mama? -- sie hofft wohl, daß Erwin mit den Jlgenschen Vettern kommt?“

„Das wäre ja auch sehr hübsch und eine große Freude für sie.“

„Aber Mama, — (etwas entrüstet das letzte Wort ziehend) — er gehört ja doch nicht zur Familie.“

„Wird aber bald dazu gehören,“ wirft die Mutter lächelnd ein.

„Ja, zu unserer Familie, aber nicht zur Familie“ beharrt Jnga etwas trotzig, und eine ganze Welt von Stolz und Selbstgefühl liegt in der Art, wie sie das letzte Wort ausspricht. Wieder das energische Aufwerfen des Kopfes wie vorhin und sich zum Fenster wendend, murmelt sie halblaut: „Ich werde bestimmt keinen Trostberg heirathen!“

„Und wen würdest du denn heirathen?“ fragt der alte Herr, der eben eintretend, die letzten Worte gehört hat und mit der Landrätthin einen belustigten Blick tauscht.

„Maus,“ setzt er mit komischen Ernste hinzu, „weißt du, vor dem 30. Jahre verbiete ich dir überhaupt an's Heirathen zu denken!“

„Ach Papa,“ — Jnga dreht sich schnell um und schlingt ihre Arme um den Hals des Vaters — „mein Herzenspapa, wie bin ich froh, froh,“ jauchzt sie, „wie unbeschreiblich freue ich mich auf unsern Familientag!“

„Ja, ich auch,“ erwidert der Vater, liebevoll den blonden Kopf an seine Schulter lehrend, „aber sag', wilde Hummel, willst du unsere Gäste in diesem Aufzuge empfangen?“ neckt er und zieht sie an den langen Böpfen vor den Spiegel.

Wirr hängen ihr die goldigen Stirnlöckchen in das erhitzte Gesichtchen — eine große LeinwandSchürze hat sie sich vorgebunden. Doch sogar in dem einfachen Hauskleide ist sie so frisch, so reizend, seine Maus, daß es zärtlich aufleuchtet in des Vaters Augen — ihren hübschen Kopf zwischen die Hände nehmend, drückt er einen langen Kuß auf die klare Stirn.

„Ach richtig, ich muß mich schnell umkleiden, lasse mich los Papa! — aber da rollt es ja wirklich.“ Wie ein Blitz ist sie am Fenster.

„Werner, Axel,“ ruft sie freudig und will den Bettern entgegeneilen, doch sie besinnt sich, sie muß sich wirklich ein bißchen hübsch machen. Nur einen Fensterflügel reißt sie los, ruft den Aussteigenden ein fröhliches „Willkommen, Willkommen“ zu, dann ist sie rasch durch eine Tapetenthür verschwunden.

Der Landrath geht seinen Gästen entgegen. Obgleich beinahe 10 Jahre älter als seine Frau, hat auch ihn das Alter nur grau gemacht, nicht gebeugt. Seine stattliche Haltung, sein elastischer Gang, seine Arbeitskraft und Energie dienen Vielen zum Vorbild. Seine Liebenswürdigkeit ist sprichwörtlich „so liebenswürdig wie der Derbitensche Rehburg“, sagt man im Lande, „wie Onkel Eberhard“ in der Familie, und besonders die Jugend, für die er immer eine Neckerei, einen Witz hat, schwärmt für ihn.

Seine Frau hört die Begrüßung im Vorhaus — lautes Gelächter — sich nähernde Schritte — und empfängt herzlich und freundlich Trostberg und die Nissen, die ihr ehrerbietig die Hand küssen.

Gleich darauf — Inga's Toilette erfordert nie viel Zeit — erschienen die jungen Damen und mit einem Freudenschrei fliegt sich das Brautpaar in die Arme. Axel ist boshaft genug Werner und Inga zu beobachten, doch diese begrüßt unbefangen mit kräftigem Händeschütteln die Bettern und den künftigen Schwager

und schwingt sich auf's Fensterbrett, „um die Ausfahrt besser übersehen zu können.“ Mitten im lustigen Neckrieg horcht sie eifrig auf jedes Geräusch draußen, und vor den Andern unterscheidet ihr scharfes Ohr in der Ferne das Getön von Postglocken und das Rollen eines sich rasch nähernden Wagens.

„Das sind vielleicht schon Martha und Thildchen, kommt, wir wollen auf die Terrasse hinaus, sie mit Jubelgeschrei empfangen.“ Leichtfüßig eilt sie voraus — die Andern folgen.

Es ist wirklich, die uns schon bekannte Reisetutsche, und ihr folgen in kurzen Zwischenräumen bald andere, oft eine ganze Reihe Wagen hintereinander, wenn sich Nachbarn zusammengethan, um die langen Strecken in Gesellschaft zurückzulegen. Bald herrscht ein unbeschreibliches Durcheinander in der Halle, — die Begrüßungen nehmen kein Ende, das Stimmengewirr wird immer lauter „der reine Markt,“ meint Gebhard, der das zum ersten Mal erlebt.

„Wo hast du denn den hübschen Biererzug her?“ „Himmel, ich bin ganz ausgekocht“ — „Scheußlicher Weg über die K'schen Berge,“ hört man hier — „Denkt euch, unser Rad fing an zu brennen,“ „Ja und bei uns brennt der Wald“ — „aber auch welche Dürre“ — „Ah, Alfons du auch hier“ — tönt es dort — schwirrt und lärmt es ohrbetäubend durcheinander. Allmählig legen sich die hochgehenden Wogen der Wiedersehensfreude — man geleitet die Angekommenen in ihre Zimmer, um sich zu säubern, die Toilette zu wechseln oder auszuruhen, bis um 5¹/₂ Uhr die Mittagsglocke wieder Alle zusammenruft und die große Gesellschaft in den Salons und um die mit Delicateffen aller Art bedeckten Imbißtische versammelt.

Bis auf Erica's Bräutigam sind es lauter Rehbürgs, mehr als sechzig erwachsene Glieder der Familie, die, alter Tradition treu, jährlich einmal, bald

hier, bald dort, ihren sogenannten Familientag veranstalten.

Dieses Mal ist es das Derbiten'sche Haus, welches die Schaar der Verwandten aufnimmt; seine Bewohner lernten wir schon kennen, auch Tante Ritschen mit ihren Pflegebefohlenen — die Flgen'schen Bettlern und Gebhard aus dem Krakenorm'schen Hause.

In jener Ecke, im bequemen Sessel, diese gebeugte Greisengestalt mit dem milden Ausdruck im faltigen Gesichte, das spärliche, weiße Haar von schwarzem Käppchen bedeckt, — das ist der Einzige, der seine Zeitgenossen überlebt hat, der letzte Repräsentant einer versunkenen Zeit, und voll Liebe und Ehrfurcht blicken alle zu dem alten Großonkel empor.

In der Fensternische, grazios zurückgelehnt in einen Schaukelstuhl, gegen dessen rothsammetnes Kissen das rabenschwarze Haar sich prächtig abhebt, diese junge Frau mit gluthvollen Augen in dem klassisch schönen Antlitz, das ist Werners Schwester Asta, the beauty of the family.

Hier zwischen Thür und Angel, laut sprechend und mit dem Gläschen Allasch in der Hand lebhaft gesticulirend, das ist Onkel Dagobert, ein Hitzkopf und Original, — er gilt für bischen verrückt, aber amüfirt Alle durch seine Einfälle. Discussion ist sein Verjüngungselixir und jedes Jahr streitet er mit Ueberzeugung für eine neue Idee, enthusiastirt er sich für irgend eine neue Theorie. Im Augenblick schimpft er über alle Aerzte und Medicamente, hat sich für Kneipp'sche Gießungen begeistert und preist das Barfußlaufen und das Wassertrinken als einzige vernünftige Heilmittel. „Wasser, Luft, Bewegung und Diät — das sind die wahren, richtigen Doctore — alle übrigen sind Gistmischer,“ schließt er ganz roth vor Zorn seinen Spruch gegen die allopatische Behandlungsweise.

Ihn bekämpft eifrig und entrüstet, weil sie selbst ein halber Doctor ist, Tante Richens Zwillingsschwester Amalie (in der Familie immer Tante Mullchen genannt!), — die, nicht minder energisch und stets hilfsbereit, in bösen und guten Stunden zu Hilfe gerufen wird, Kranke pflegt, die jüngste Generation aus der Taufe hebt, sich für das Wohl und Wehe eines jeden Gliedes der großen Familie interessirt, überhaupt eine Allermweltstante ist, für deren Vortrefflichkeit es nur eine Stimme giebt.

Am Clavier, in Notenheften blätternnd, plaudert Martha, die eine sehr hübsche Stimme hat, mit dem musikalischen Emmerich, dessen hervorragendes Talent, in Leipzig vollständig ausgebildet, schon manchen hübschen Tanz für die Familienfeste geliefert hat.

Dort inmitten einer lachenden Herrengruppe, am Kamin lehrend, in tadellosem englischen Sommeranzuge, das ist Better Alexis, der Weitgereiste, der Elegant per excellence, dessen Cravattenschleife copirt und dessen gute und schlechte Witze von einem Hofstaat jüngerer Better bejubelt werden.

Arm in Arm auf und abgehend, das sind Thilde und — . . . Doch jeden einzelnen zu beschreiben ist unmöglich — zu viele sind's, die den alten Namen von Rehburg tragen, große und kleine — hübsche und häßliche — ernste und heitere — begabte und unbegabte — tüchtige und leichtsinnige — gute und böse, in jedem Lebensalter, in den verschiedensten Verwandtschaftsgraden.

Und alle diese Menschen reden, scherzen, lachen, necken, bewegen sich durcheinander, bis die Diener die Flügelthüren zum Eßzimmer öffnen und die ganze Schaar Platz nimmt an den auf das Geschmackvollste mit Blumen, Krystall und altem Silber decorirten Tafeln, die Jugend an sogenannten „Kazentischen“, wo bald die größte ausgelassenste Heiterkeit herrscht.

„Nicht wahr, Gebhard,“ sagt Axel zum Vetter, der bewundernd um sich blickt, „es giebt wohl kaum einen hübscheren Speisesaal als den Derbitenschen, — sieh dir mal diese geschnitzten Buffets an — wahre Prachtstücke, was?!“

„Und bei solcher Beleuchtung macht er sich besonders gut,“ ergänzt Trostberg. Durch vier große Bogenfenster fluthet in breiten Strömen sonnige Helle in den behaglichen Raum und wirft schimmernde Lichtreflexe auf die dunklen alten Eichenmöbel, auf die getäfelten Wände an denen die stattliche Reihe der Ahnenbilder hängt.

Ein ausgezeichnetes Diner wird aufgetragen, der Derbitensche Koch ist ebenso berühmt wie Onkel Eberhard's Weinkeller und bald ist die Unterhaltung so lebhaft und so laut, daß man sein eigenes Wort nicht mehr versteht, Hausfrau und Hausherr aber sehen sich befriedigt an und ihr Blick scheint zu sagen: „Es läßt sich gut an, es ist Alles im besten Gange.“ — Und der Widerschein des im prächtigsten Farbenspiel erglühenden Abendhimmels taucht das lebensvolle Bild in goldenen Lichtglanz.

Nach Tisch verfügen sich die meisten Herren natürlich in's Rauchzimmer, die übrigen promeniren mit den Damen auf der Terrasse und im Garten, bis die Ulrich'sche Capelle ihre munteren Weisen ertönen läßt und eine Polonaise, „Familientagspolonaise“ — natürlich von einem Rehburg componirt — die Gesellschaft in dem eigens zu dieser Gelegenheit erbauten Tanzsaal versammelt.

„Nur bis Mitternacht soll etwas gesprungen werden“ hat der Landrath gesagt und lustig drehen sich die Paare. Es ist ein hübscher Anblick, alle diese jugendlichen, von Frohsinn und Lebensfreude glühenden, Menschenkinder — die Alten, die im Anfang bloß zusehauen, werden selbst jung mit der Jugend und viel später, als beabsichtigt, begiebt man sich zur Ruhe!

*

*

*

Strahlend schön, in wolkenloser Bläue bricht der folgende Morgen an. Am Kaffeetisch sitzt die Hausfrau und begrüßt einen jeden ihrer Gäste mit einem freundlichen, theilnehmenden Wort, erkundigt sich, ob man gut geruht, das Bett bequem gewesen, sonst nichts gefehlt!

Ihr gegenüber, am unteren Ende des langen Tisches, hat Erica vor der Kaffeemaschine ihren Platz und in allerliebster Weise, der den Verlobten nachgesagten Zerstreuung zum Trost, hilft sie ihrer Mama die Honneurs des Hauses machen, — wird dafür allgemein bewundert und „zu nett“ gefunden.

Im Gegensatz zu ihrer jüngeren Schwester Ingeborg, die größeren Wuchses, des Vaters blonden Typus und energischen Charakter geerbt hat, ist sie eine zierliche graziöse Brünette, mit den feinen, ausdrucksvollen Zügen der Mutter und den tiefen dunklen Augen, aus denen das bräutliche Glück in weichem Glanze schimmert. Munter scherzt sie mit der ganzen Tischgesellschaft und sorgt dabei, wie ein Hausmütterchen, für die Bedürfnisse der Kaffeetrinkenden. Ueberhaupt ist „hier unten“ die Lustigkeit groß; Witze, Neckereien fliegen hin und her, herzliches Lachen erschallt, das noch lauter wird, als Axel in seinem trockenen Humor verkündet:

„Das war ein Heidenrandal bis 4 Uhr Morgens in dem Flügel, wo die Babyfräuleins schlafen! — heute früh, beim Baden, haben wir auch richtig vier Rissen aus dem See gefischt. Jetzt trocken sie auf dem Laiping (Steg) und ihr unartigen Kinder könnt sie selbst holen. Aber bitte in der nächsten Nacht nicht wieder solchen Spectakel zu machen, der ehrbare Menschen im Schlafe stört.“

„Und das behauptet schon confirmirt zu sein,“ unterstützt Werner den neckenden Bruder, sich zu Inga wendend, die rosig und blühend, mit den blitzenden Augen heute noch etwas hübscher ist als gestern. Tief

im Nacken, zu einem schweren Knoten gebunden, trägt sie das herrliche, goldblonde Haar — ein geschmackvolles rosa Zephyrkleid bringt ihren schlanken Wuchs zu bester Geltung und Alles freut sich an ihrer strahlenden Jugendfrische, an ihrer prächtigen Natürlichkeit. Von den Bettern wird sie unbarmherzig geneckt, aber sie wehrt sich mit sprudelndem Humor und bleibt keine Antwort schuldig.

Bis nach 10 Uhr steht der Frühstückstisch, aber endlich sind auch die Langschläfer erschienen und die Hausfrau und ihre Gäste zerstreuen sich in Garten und Hof, wo es soviel zu sehen und zu bewundern giebt.

Unter Führung des Hausherrn besichtigen die Herren eingehend die Wirthschaft, — die mit ihren großen Betrieben, Brauerei, Meierei, Destillatur, ihrer Vieh- und Schafzucht zu einer der größten des Kreises gehört, — und all die praktischen Bauten und Neuerungen werden von diesen alten und jungen Landwirthen aufmerksam geprüft und lebhaft besprochen.

Die Damen interressiren sich mehr für die Pferdekoppel, den Hühnerhof, die Treibereien, den ausgedehnten Gemüse- und Obstgarten, und im Park unten am Wasser, im Schatten hundertjähriger Linden amüßirt sich die Jugend mit allerlei Spielen — arrangirt Preisschießen — Wettfahrten auf dem See. Wer aber die Hitze fürchtet, der flüchtet in die köstlich kühlen Zimmer, wo immer einige alte Tanten zusammensitzen, in eifrigster Unterhaltung allerlei Familiengeschichten besprechend. So vergehen die Stunden zwanglosen Beisammenseins in angenehmster Weise!

Was thut es da, daß Onkel Heribert und Onkel Dagobert bei dem geringsten Anlaß in Streit gerathen — daß Tante Clementine über die Puz- und Verschwendungssucht ihrer jungen Schwägerin enrüthet ist — daß die Altishoffschen Cousinen die Vorkenthalschen

„einfach gräßlich langweilig“ finden — und diese wieder mit Neid auf die ausländischen Toiletten der Ruhenseeschen blicken, — kurz, daß boshafte Bemerkungen verletzen, stichelnde Worte kränken, lieblose Urtheile schmerzen, weil Dieser an Jenem und Jener an Diesem allerlei auszusetzen findet. Man ist nicht gewohnt seine Worte zu wägen — nimmt sich die Rücksichtslosigkeiten nicht allzusehr zu Herzen, — denn Jeder kennt auch wieder so genau Jeden, mit seinen Tugenden und Fehlern, seinen Gaben und seinen Mängeln, Anschauungen und Grundsätzen — — und die Hauptsache bleibt doch — „man ist in der Familie unter sich“ und in jedem Einzelnen, mehr oder weniger stark empfunden, lebt das stolze Gefühl, das erhebende Bewußtsein — „auch du gehörst dazu, — auch du bist ein Rehbügel!“

* * *

Zu 2 Uhr ist der Familienrath festgesetzt und nach dem zweiten Frühstück versammeln sich die Herren im großen Saal der oberen Etage. Es werden allerlei Familienangelegenheiten besprochen, Rechenschaftsberichte vorgelesen, verschiedene Anträge gemacht, über die Stiftung eines Legats disputirt, — und wieder pläzen die Geister auf einander, — durch die verschlossenen Thüren dringt der Lärm erregter Stimmen — „die Onkel Dagobert und Heribert zankten sich schon wieder so, daß wir sie an den Rockschößen auseinanderzerren mußten“ erzählen nachher die Bettern.

Unterdessen haben die Damen Toilette gemacht, die jungen Damen auch noch eine Ueberraschung vorbereitet „damit bei Tisch doch einmal eine ordentliche bunte Reihe zu Stande kommt,“ verkündet Inga triumphirend der jungen Herrenwelt, und nur Werner hat sie leise, schnell zugerannt „nimm Küsse.“ „Meint sie Malinka?,“ denkt er, ihr fragend nachschauend! — als aber ein Diener ihm ein Theebrett präsentirt, auf

dem die verschiedensten, ganz allerliebste gebundenen Sträußchen liegen, da begreift er ihren Wink, faßt ohne Zögern rasch nach einem Bouquettchen Nüsse, das etwas versteckt unter den anderen liegt, befestigt es an seinem Knopfloch und tritt zu Jnga. In dem Gürtel ihres weißen Kleides steckt ein gleiches Sträußchen, — fröhlich fichernd, hängt sie sich an seinen Arm und läßt sich zu Tisch führen

„Ach, du schlaue Maus, du“ flüstert er, und als sie voll köstlicher Schelmerei zu ihm aufblickt, da trifft sie aus den dunklen Augen ein Blick, der sie besangen macht, — doch tapfer sucht sie sich dieser Regung zu erwehren und ist bald wieder in heiterstem Wortgefecht mit der ganzen Tafelrunde, die aus den Fröhlichsten der Fröhlichen besteht, aber auch aus den Amüsantesten, den Hübschesten, den Klügsten, den Lustigsten, den Tüchtigsten — kurz die Auserwählten haben sich hier sammengefunden. Da ist Ewald, der älteste Sohn aus dem Illamoisschen Hause, ein Musterkind, ein Muster-schüler, ein Mustermensch — neben ihm sitzt Helga, die reiche Erbin von Kurrapä, weiterhin Martha und Emmerich, Asta und Axel — natürlich auch Thildchen und Gebhard, Erica und ihr Verlobter, Jnga und als ihr Nachbar Werner, der Liebling, der Stolz der Familie. Dreißig Jahre alt, eine männliche Erscheinung mit blondem Bart und kurzgelocktem Haar, Freimuth und Güte im Ausdruck des sympathischen Gesichts und im Blick der dunkel-grauen Augen, reich, selbständig, gerade gescheit genug um den Klugen nicht zu dumm, und den Dummen nicht zu klug zu erscheinen, — hat seine Persönlichkeit, die durch ihre äußeren und inneren Vorzüge berufen scheint, im Lande und in der Familie eine Rolle zu spielen, einen Reiz dem sich Wenige entziehen und es ist begreiflich, daß die Onkel „Teufelsjunge“ von ihm sagen, — die Vettern „ein Prachtmensch“ — die Tanten „ein echter Rehburg“

und daß die Cousinen fast alle für ihn schwärmen. „Er ist doch zu nett, der Werner“ denkt Helga und nimmt sich vor, ihm im Cotillon ihre Schleife zu bringen.

Der Wildbraten wird herumgereicht, — der Champagner perlt in den Gläsern, da erhebt sich Onkel Alfons und bittet in ein paar wohlgefügtten Sätzen „die geehrten Anwesenden einzustimmen in ein lautes Hoch auf das gastliche Derbiten und auf seine liebenswürdigen Besitzer, welche den von Nah und Fern herbeigeeilten Gliedern der Familie so genußreiche Tage bereiten.“

Alles leert begeistert die Gläser, singt ebenso begeistert „sie leben hoch, hoch sollen sie leben, hoch, hoch, hoch!!!“

Dann fühlt sich Onkel Eberhard gedrungen, seinen Dank auszusprechen und „auf das Wohl seiner lieben Gäste“ zu trinken — abermals klingen die Gläser aneinander und nun folgt Toast auf Toast — das Brautpaar — die lieblichen Töchter des Hauses — den einzigen Urgroßonkel — die älteste Tante — den jüngsten Sproßling, — in Eschenwald ist eben der Erbe geboren, — Alle, Alle läßt man hoch leben — immer wieder füllen die Diener die Gläser — immer animirter wird die Stimmung, da schlägt Werner mit dem Messer an's Glas — Junga fährt erschrocken zusammen und fühlt wie sie ganz blaß wird, obgleich sie es weiß, er gilt nicht nur dafür, er ist ein anerkannt guter Redner, ihr Tischnachbar.

Die Linke auf den Tisch stützend, in der erhobenen Rechten das gefüllte Kelchglas, hebt er an — ruhig, deutlich, mit weithin vernehmbarer Stimme:

„An diesem Tisch, — an diesen Tischen,“ verbessert er, „ist wohl Keine und Keiner, dem nicht im Speciellen oder en famille ein Hoch ausgebracht worden Und doch, ich behaupte es, eine Dame weilt unter uns,

unerkannt, von Keinem geehrten Vorredner genannt, und ihr gilt mein Hoch!" Er machte eine Pause, erwartungsvoll schaut Alles zu ihm hin, als er fortfährt: „Zwar keine irdischen Rosen schmücken sie“ (mit einem Blick auf seine Tafelrunde), „Himmelglanz umwebt ihre Lichtgestalt, schimmernde Flügel tragen sie zu den glücklichen Sterblichen, denen ihre Huld sich zugewandt! Frau Chance ist's!" — „Bravo“, „sehr gut“ applaudirt man — „die Fee des Gelingens — die Göttin des Erfolges! Hier schlang sie schon zu Urgroßvaters Zeiten die goldigen Schleier um unser stolzes Wappenschild; über Generationen, mit vollen Händen streute sie die Gaben ihres Füllhorns aus, bis in die Gegenwart hat sie gewaltet, gab ihr lächelnder Blick Gedeihen, und aus goldenen Rahmen schauen die Ahnen auf ihr blühendes Geschlecht, auf unseren fröhlichen Kreis, der wieder einmal im lieben, alten Derbiten vereinigt ist. Und eingedenk altväterlicher Sitte, wollen wir auch in Zukunft keine Entfernung, keine Reiseumhen scheuen, um uns in liebgewordner Weise alljährlich zusammenzufinden, aber nicht nur zu gemüthlich-heitern Beisammensein, neue Beziehungen knüpfend, alte wieder festigend — nein — wie ein unlösliches Band schlinge sich um uns Alle das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit — unsere Familientage sie seien der Boden, aus dem das Familiengefühl erwächst, — wo er geweckt, gepflegt, erhalten wird und erstarken soll, der Familiensinn, der unsere Freude, unser Stolz, aber auch unsere Kraft ist! Und so festgewurzelt in alter Tradition, unstrahlt von der Sonne des Glücks wachse, gedeihe und grüne in Livlands Gauen, der geliebten Heimath zum Nutzen und zur Zierde, dem Namen zu Ruhm und Ehre, der Rehburg edler Stamm — gegen den vernichtenden Sturm aber, der aus Westen heraubraust, rüttelnd an alten Ueberlieferungen, lockernd die heiligsten Bande — und gegen zerschmetternde Blitze

eines dunkeln Verhängnisses, schirm ihn mit glänzendem Schild noch Jahrhunderte lang die lächelnde Tochter des Schicksals — die Chance!! — ihr leere ich dies Glas!“

„Bravo“, „ausgezeichnet“, „famos.“ — Er hat mit Schwung und Feuer gesprochen und Alles klatscht Beifall!

„Das hast du brav gemacht, Werner, bist doch ein Teufelsjunge,“ schreit Onkel Dagobert, „hoch die Rehburg'sche Chance, hoch, hoch!“

„Ja, hoch die Rehburg'sche Chance!“ —

Werner beugt sich zu Inga und während ihre Gläser zusammenklingen, sagt er halblaut, nur ihr verständlich: „und auch mir stehe sie bei.“

Sie blickt zu ihm auf, während ein helles Roth in ihre Wangen steigt, „ach das war hübsch, und wie schön, daß du nicht stecken bliebst! Weißt du noch, wie auf Bertha's Hochzeit der arme Eberhard plötzlich den Faden seiner Rede verloren hatte, und nur an's Ende kam, weil seine Brautschwester ihm half.“

„Und nicht wahr, du hättest mir gegebenen Falls auch geholfen, das Nöthige gespickt — was? — wir haben uns ja in allen Lebenslagen Hilfe und Trost versprochen?“ — Wieder begleitete seine geflüsterten Worte ein vielfagender, forschender Blick, der ihr das Blut in's Gesicht treibt.

„Ach, das dumme Erröthen,“ denkt sie, aber in ihrer Verwirrung findet sie keine scherzende Antwort und ist froh, der Antwort enthoben zu sein, weil über den Tisch, Martha eine Frage an Werner richtet und bald darnach die Landrätthin die Tafel aufhebt.

* * *

Der Tanz ist in vollem Gange! „Nur keine zu langen Pausen,“ hat Inga gebeten und da Werner anführt, so herrscht wirklich ein entrain „wie zu unserer

Zeit," erklären die alten Herrschaften, die zusehend herumstehen. Natürlich tanzt Werner den Cotillon mit Jnga und seine Blicke ruhen so angelegentlich auf seiner anmuthigen Tänzerin, daß die beiden alten Tanten, die hinter ihner auf dem Sopha Platz genommen haben, sich leise in's Ohr tuscheln: „Na, aus denen wird doch noch sicherlich ein Paar!“ „Natürlich, das habe ich schon längst gemerkt, übrigens ausgezeichnete Partie, passen prachtvoll zusammen.“ „Ja, sieh nur wie gut sie tanzen.“ Die Besprochenen haben als anführendes Paar die Blumentour eröffnet, — auf ihren Platz zurückkehrend sagt Jnga:

„Wie liebe ich die Mazurka! — ach, es ist überhaupt himmlisch zu tanzen — nur eins ist schade, immer dauert das Vergnügen viel zu kurze Zeit; morgen ist schon wieder Alles aus, worauf man sich so lange gefreut hat.“

„Ja,“ sagt Werner, „bei uns,“ er betonte so eigenthümlich die zwei Worte, — „müßten die Familientage immer 7 Tage dauern, nicht wahr Cousinen? — Maus?“

Wieder ist es, als wollten seine ausdrucksvollen Augen tief in ihrer Seele lesen, — befangen senkt sie die langen Wimpern und nestelt an ihrem Spizentuch. Werner beugt sich ganz nah zu ihr herab — seine Lippen formen schon eine Frage — in diesem Augenblick überreicht der ungeschickte Erich (Werner wünscht ihn in's Pfefferland mitsammt seinem Bouquet) Jnga eine Auszeichnung und entführt sie zum Tanze. Werner schaut ihr nach — „wie leicht und grazios gleitet sie im Tacte der Musik dahin,“ — einen Moment ist es ihm, als müsse er aufspringen — Better Erich mit einer kräftigen Bewegung in die Ecke schleudern, die schlanke Gestalt in die Arme nehmen und es allen Anwesenden triumphirend zurufen: — „Das ist meine Braut.“ Aber wie oft hat er es selbst scharf gerügt, dieses

Ansprechen im Ballsaal, unter so vielen, beobachtenden Augen, ohne Rücksicht auf die zarte Schüchternheit einer Mädchenseele. „Nein, nicht hier, nicht jetzt,“ verspricht er sich und führt, um seiner Gefühle Herr werden zu können, den Cotillon mit einem wilden Czardasgalopp zu Ende.

Doch er schließt kein Auge in dieser Nacht, geht unruhig auf und ab, zur Verzweiflung der Herren, die mit ihm das Zimmer theilen und die entrüstet beschließen, ihn auszusperren oder ihn an sein Bett anzubinden, wenn er sie noch länger im Schlafen hindere.

Auch Jnga ist so aufgeregt, daß sie keinen Schlummer findet. Sie standen gerade allein auf der Treppe, als sie Werner zur „Gute Nacht“ die Hand gereicht, da hat er sie langsam an die Lippen gezogen — und er küßt doch sonst nur den verheiratheten Cousinen die Hand! oh, das hat sie wohl bemerkt. Verwundert hat sie zu ihm aufgeblickt, da hat aus seinen Augen sie etwas angestrahlt — — „warum hat er mich so angesehen?“ fragt sie sich wieder und wieder. Müdigkeit vorschüzend hat sie sich schnell entkleidet und Schlaf geheuchelt, um nicht theilnehmen zu müssen am Geplauder der Cousinen; aber als diese schon bald eingeschlafen sind, liegt sie noch lange mit hochklopfendem Herzen und großen, wachen Augen da, immer nur die eine Frage im grübelnden Köpfschen, den Klang seines „Gute Nacht, Maus“ im Ohr, immer den heiß flehenden Blick vor Augen! So lange sie zurück denken kann, hat sie Werner gern gehabt, lieb wie einen Bruder, oder ist es doch etwas anderes, was sie für ihn empfindet? Warum bebt sie, wenn er in ihre Nähe kommt, und warum, wenn sie zufällig allein bleiben, wird es ihr schwer, den alten, harmlosen Ton beizubehalten, der ihre kameradschaftlichen Beziehungen von jeher kennzeichnete. Und er? Auch er ist verändert! — schon

im Winter auf den Bällen in Riga hat sie es bemerkt, — da hat er sie zum ersten Mal angesehen, so wie heute Abend — und plötzlich durchschauert es sie, wie das Aufdämmern ungeahnter, ungefannter Seligkeit — solch wonniges Glücksgefühl überfluthet ihre Seele mit jubelnder Gewißheit, und laut aufschluchzend vergräbt sie das Gesicht in ihre Kissen! O du süßes unschuldvolles Mädchenherz! Wie die Knospe, wenn die Sonne sie küßt, der schmeichelnden lockenden Wärme den Kelch fragend immer mehr erschließt, so bist auch du — und über Nacht ist sie entfaltet die Blüthe, die deine reine junge Liebe ist.

* * *

Allgemeiner Aufbruch am folgenden Tage! Ueberall wird gepackt, viele haben ihre Pferde schon zu 1 Uhr bestellt und nach dem Dejeuner, soll der größte Theil der Gäste auseinanderfahren. Nur die Ellernbach'schen und einige Bettern wollen bis zum nächsten Abend bleiben.

Werner und Inga sind nicht wieder allein, doch letztere fühlt, daß er ein Zusammentreffen mit ihr sucht. Mit der holden Scheu aber des erwachten Gefühls flieht sie ihn und ist froh mit ihrer inneren Aufregung in die Handkammer flüchten zu können, wo sie im Auftrage der Mutter einige Speisepaudel packen soll. Da steht sie nun in dem kühlen, dämmerigen Raum, streicht Butterbröde und wickelt sie in weißes Papier, aber ihre Finger arbeiten mechanisch, ihre Gedanken sind nicht bei der Beschäftigung, immer und überall verfolgen sie die bittenden, zärtlichen Augen und „ach, was ist das!“ da sind sie wieder. Die Thür ist aufgegangen — Werner steht auf der Schwelle.

„Ah, hier bist du, Maus, ich habe dich schon wie eine Stecknadel im ganzen Hause gesucht! — Sieh doch, welche schöne Speckfuchen! — Bekommen wir auch einige

mit? — Ja? — Herrlich! aber weißt du“ — er senkt die Stimme — „du könntest mir noch etwas anderes“ —

„Mitgeben,“ unterbricht sie „oh gewiß, ich werde alle deine Lieblingsfachen . . .“

Ein ausleuchtender Blick und halblautes „du kleine Hausfrau“ — läßt sie stocken, aber muthig fährt sie fort, ihn offen und vertrauend anblickend — „einlegen, kaltes Huhn, — Butterbrod mit Knappkäse, — zum Dessert Rosinen und Mandeln.“

„Nein“ — er tritt erregt näher „Gieb mir etwas Süßeres mit, willst du?“

„Kuchen? Alexanderkuchen?“ sie ruft es in erwachendem Uebermuth, senkt aber den schelmischen Blick vor dem feinen. Leidenschaftlich faßt er ihre Hände, „Jnga — meine liebe Maus, gieb mir eine Hoffnung mit — ein Pfand —“

„Werner, wo bist du? Onkel Theodor will dich noch sprechen,“ hört man draußen rufen. — — „Jnga, wo steckst du denn? Die Heddefer'schen Pferde sind schon vor und wo ist der Speiseforb für die Ruhensee'schen?!“

Einen Augenblick stehen die Beiden erschrocken — wortlos — nur die blauen und grauen Augen reden mit einander und plötzlich, mit einem Jubellaut den Arm um Jnga schlingend, ruft Werner: „Ja, sie steht mir bei, die Chance und sie lächelt mir aus deinen Augen, du mein geliebtes Glück!“

* * *

Der letzte Wagen ist fortgerollt. — Axel, dessen brüderlicher Scharfblick die Situation ziemlich richtig erfaßt, hat Martha und Thildchen eine Partie Croquet vorgeschlagen und in dem noch kurz vorher von lautem Leben erfüllten Hause ist es ganz still geworden.

Auf der Veranda, in einem Lehnstuhl, ruht die Landrätthin und plaudert mit ihrem Gatten, der, eine

Cigarette rauchend, auf und abgeht, über die Ereignisse der letzten Tage.

„Nun es ist wirklich Alles gut gegangen, aber ermüdend und anstrengend ist solch ein Familientag — ich bin ganz froh, daß wir nicht sobald wieder an die Reihe kommen, aber ich fürchte“ — da kniet es zu ihren Füßen — küßt wiederholt ihre Hände „Jnga,“

„Mamachen, mein Herzensmütterchen,“ ruft das leidenschaftliche Mädchen, „ich bin zu, zu glücklich!“

Werner ist zu seinem zukünftigen Schwiegervater getreten und väterlich klopft der Landrath dem Neffen auf die Schulter, während es wie Rührung über seine festen Züge zuckt.

„Ich wollte sie zwar nicht sobald weggeben, meine Maus,“ sagt er weich, „aber ich weiß, du wirst sie glücklich machen — nimm sie hin, mein lieber Sohn, und Gott segne euch, meine lieben Kinder.“

Jnga ist aufgesprungen und umschlingt den Vater, der sie zärtlich in die Arme nimmt. Ihre Augen schimmern feucht, aber hinter den Thränen blitzt schon wieder der Schalk und sich fest an ihn schmiegend, lächelt sie zu ihm auf. „Siehst du, Papa, ich bleibe in der Familie!“

„Ach, du großes Dummchen, du närrische Maus du,“ sagt er, aber auch über seine Züge geht ein zufriedenes Leuchten! — Liebkosend streichelt seine Hand den blonden Scheitel — ja sie bleibt in der Familie, nah seiner Liebe und nah seinem Vaterherzen!



II.

Meine Fahne' ist roth-grün-weiß.



„Mein Betsythen! ich bin für eine richtige landsche Hochzeit,“ erwidert Landrath von Rehburg—
Derbiten seiner Frau auf ihren Vorschlag, die Hochzeiten der beiden Töchter vereinigt im Herbst in Riga zu feiern.

„Bei uns soll es zu dieser Gelegenheit noch einmal hergehen wie in der guten, alten Zeit. Wir wollen den Ehrentag unserer lieben Mädchen Bielen zu einer leuchtenden Erinnerung gestalten — Verwandte und Bekannte en masse einladen. Wenn schon, denn schon! Wenigstens drei Tage soll gründlich geschwindelt werden. Die Jugend soll sich ordentlich amüsiren, tanzen nach Herzenslust. Und nette Tänzer voll entrain liefert uns die Livonia, deshalb bin ich auch für einen früheren Termin.

Erica's Hochzeit sollte, sowieso, hier, im August stattfinden, freilich im kleineren Kreise, aber da die Maus — oder soll ich sie, zur Abwechslung, kleines dummes Schafchen nennen?“ — neckisch zupft er bei diesen Worten seiner Jüngsten rosiges Ohrläppchen „es richtig fertig gebracht hat, sich mit 17 Jahren Hals über Kopf in den Brautstand zu stürzen, als ob sie es nicht erwarten könne ihren Eltern davonzuspicken, so machen wir, denke ich, kurzen Proceß, indem wir den Herrn Pastor loci nur einmal bitten sich in die festlich geschmückte Kirche zu bemühen, um, wenn der feierliche Augenblick gekommen, zu gleicher Zeit vier jungen, unerfahrenen Menschenkindern den Ernst der Situation mit eindringlichen Worten an's Herz zu legen.

Nun, was sagt ihr Rücken dazu?

„So wie ich meine Fräulein Töchter kenne, werden sie eine sehr bestimmte Meinung haben.“

„Himmlich Papa! Einfach himmlisch!“ Stürmisch umhalsft Inga den Vater. Sieh dann zur Mutter wendend, schmeichelt sie in ihrer lebhaft drängenden Art:

„Bitte, sage ja, goldenes, einzig liebes Mütterchen. Bitte, bitte! Hier wäre es ja tausendmal gemüthlicher, als in der Stadt. Ich wäre so schrecklich froh, wenn du in Papa's hübschen Plan willigen würdest und Erika sicherlich auch, nicht wahr, Gri?“

„Gewiß, Schwesterchen! Mich entzückt Papa's Plan nicht weniger, als dich. - Liebes Mamachen.“ — Zärtlich schmiegt sich auch die ältere Tochter an die geliebte Mutter, küßt ihr bittend die Hand. „Hier, in unserer alten Derbitenschen Kirche bin ich confirmirt worden, da ist es wohl natürlich, daß ich auch gerne in derselben getraut werden möchte.“

„Nur,“ — mit einem innig fragenden Blick sieht sie der Angeredeten in's Antlitz — „wenn es dir vielleicht in der Stadt bequemer, weniger anstrengend erscheint, Mama . . .“

„Gewiß ließe sich in Riga Manches leichter und einfacher einrichten,“ fällt der Landrath ein, „aber ohne Ermüdung und Anstrengung für dich, Frauchen, wird es nicht abgehen, so oder so — das läßt sich nicht vermeiden, nur vermindern. Unsere Leute sind zwar von dir trefflich geschult, haben sich vor Kurzem erst in solcher Trubelzeit gut bewährt, aber jedenfalls lasse ich noch einen tüchtigen Koch und ein paar gewandte Diener aus Riga kommen, und wir selbst wollen dir auch nach besten Kräften helfen . . .“ setzt er ermunternd hinzu.

„Und im Hause, Mamachen, ist reichlich die Hälfte der Arbeit schon gethan,“ ruft Inga überredend aus. „Vom Familientage her steht fast Alles noch in bester Ordnung da, und diese paar Trostberg's, welche noch hinzukommen, die stopfen wir schon irgendwo hin, in die Herberge oder in die Waschküche, oder . . .“

„Aber ich bitte dich, Inga, wo denkst du hin?“ unterbricht in lächelnder Entrüstung Erika.

„Meine neuen Verwandten willst du so behandeln?“

„Ach richtig! ich vergaß — die siebenzinkigen Herrschaften sind an Eleganz ge- und sehr verwöhnt. Nun, wenn die zu zimperlich sind für solche Räume, so schlafen wir Fräulein von Rehburg's eben alle im großen Damengastzimmer auf einem Brass und für die jugendlichen Better dieses Namens machen wir in der Herberge einfach Heusäcke zurecht, dann bleiben für die Hoch- und Wohlgeborenen Barone Trostberg's noch genug Krollhaarmatratzen übrig.“

„Wenn also die Majorität sich so energisch gegen meinen Vorschlag erklärt, so werde ich, als allzeit gehorsame Gattin und nachgiebige Mutter, mich ja wohl fügen müssen,“ versuchte die Landrätthin zu scherzen, aber ihre Augen feuchten sich und ein leiser Seufzer hebt ihre Brust. —

Sobald, ach sobald schon soll sie ihre beiden Mädchen fortgeben, ihre sinnige, weiche Erika und die von Frohsinn und Lebenslust sprühende Inga. Wie still wird es dann werden in diesen, bis jetzt so belebten Räumen, still und einsam!

Noch einmal versucht das Mutterherz einen Aufschub zu erlangen.

„Inga's Aussteuer in 6 Wochen fertig zu stellen wird wohl kaum möglich sein, selbst wenn“

„Aber Herzensmama, mache dir doch wegen der dummen Aussteuer keine unnützen Sorgen,“ fährt die Genannte wieder in ihrer sprudelnden Art dazwischen.

„Du kannst sie mir so gut später schicken.“

Wenn ich noch einen Missionaren heirathen würde und nach Afrika oder Australien reisen müßte — aber Älgen liegt ja kaum 80 Werst von hier entfernt und Werner sagt: für's Erste habe er dort überhaupt nur einen einzigen Schrank. Unsere Hochzeitsreise aber

machen wir mindestens bis Sicilien, wenn nicht gar bis Griechenland — soweit habe ich Werner schon herumgefriegt — also, während wir unter Palmen wandeln, kann die Tischlerei von Bergmann noch unzählige solcher nützlicher Möbelstücke anfertigen und das Arbeitsbureau des Jungfrauenvereins hat, bis zu unserer Rückkehr, auch noch sechshundert Mal Zeit genug all das wichtige „Einnenzeug“ für die künftige Schloßfrau — das bin nämlich ich! — fertig zu nähen. Küchenhandtücher können wir doch selbst säumen. Du kauftest neulich ja Berge von Leinwand beim Pöbalgiter, Mamachen.“

„Ja, Kinder, zu thun bleibt immerhin übergenuß, und ihr werdet euch tüchtig tummeln müssen, wenn es. . .“

„Wollen wir auch, du Goldmamachen! — Vorwärts mit frischem Muth — tra—la—la—la—la—la—la! In 14 Tagen kommen Thilde und Martha mit Tante Riechen aus Neubad zurück, — die verstehen alle drei so schön zu helfen. Axel und Erich wollen sie begleiten und ein paar andere Cousinen und Vettern „holen“ wir uns auch noch heran, dann geht es an die Arbeit mit Hurrah! Das Rad einer Singer'schen Maschine zu drehen vermag auch ein Herr und Axel sagt: zu nähen verstände er überhaupt wunderschön und Gardinen in recht geschmackvolle Falten aufzustecken, das sei seine Spezialität.

Er sei es gewesen, der zum Livonenball das Damenzimmer so „künstlerisch“ eingerichtet habe. Na, die Nägellöcher in den wirklich „kunstvoll“ um den Toilettentisch drapirten Handtüchern hätte ich auch nicht stopfen mögen.

Ach nein, wenn ich an diesen Ball denke — er war doch einfach himmlisch, nicht wahr, Cri? Was wir da getanzt haben!

Und nicht nur der Ball, überhaupt die ganze Zeit, die vier Tage in Dorpat, wahnsinnig amüßant. Ha,

ha, ha!" Lachend läßt sie sich in einen Schaukelstuhl fallen:

„Den Kaffee, welchen uns die Bettern und Graf Riesen gaben, vergesse ich in meinem ganzen Leben nicht. Ha, ha, ha! Wie hatten die armen Jungens ihre schwindstüchtigen Portemonnaies angestrengt, unzählige Teller mit Kuchen, Berge von Früchten besorgt.

Und inmitten all der Herrlichkeiten des Kaffeetisches prangend, ihr Stolz, die riesige Urbuse, für die sie ihre letzten Betacken — ich referire nach Arxel — ausgegeben — — und wir haben sie nicht einmal schmecken wollen. Das hat sie ganz geknickt, fast trübsinnig gemacht, denn natürlich nahm der hartherzige Fruchthändler am Markt die Urbuse nicht wieder zurück und so haben sie sich eine volle Woche lang nur davon und von den trockenen Kuchenresten ernähren müssen — das erzählt nämlich auch Arxel.“

„Ja wenn man dem nur Alles auf's Wort glauben könnte,“ lacht der Landrath, „Der flunkert ja mit einer wahren Virtuosität. Ist übrigens so ein kleiner Rehburg'scher Familienfehler und ob dein . . .“

„Aber ich bitte dich, Papa!“ entrüstet sich Inga. „Verläumde nicht die Rehburg's im Allgemeinen und meinen zukünftigen Schwager im Besonderen. Ueberhaupt“ — mit Nachdruck dieses Wort betonend — „ich lasse auf meinen gegenwärtigen und meinen als Frau zu tragenden Namen nichts kommen.“

„Wissen wir schon, und darum bleibst du in der Familie und willst von einem anderen Namen „überhaupt nichts wissen. Trostberg's sind aber auch nicht weniger angenehme, sympathische Menschen,“ ereifert sich nun auch Grifa.

„So ist es recht, Mädels, haltet ihr nur jede euren Auserwählten für den Einzigen, Besten, Unvergleichlichen, das gehört sich so für Bräute. Nur vergebst es nicht, auf den Menschen kommt es an, immer

und überall, und nicht auf den Namen. Wir neigen hier zu Lande etwas stark dazu ihm allzuviel Bedeutung zuzumessen. Doch davon ein andermal mehr; jetzt rathe ich euch, begeht euch an eure Schreibtische und zu der Epistel, die ihr sicher schon für die heute abgehende Post zusammengefrizelt habt, setzt ein Postscriptum hinzu und meldet euren Herzallerliebsten, ob sie nun Erwin Trostberg oder Werner Rehburg heißen, was hier beschlossen worden ist, damit man sich bald über den endgültigen Termin einigen und den Tag festsetzen kann für die Doppelhochzeit in Verbiten."

Mit diesen Worten tritt der Landrath zu seiner Frau, die sich in eine der tiefen Fensternischen zurückgezogen hat. "Denn dabei bleibt es nun doch wohl — nicht wahr?" setzt er hinzu.

Sie nickt wortlos, und blickt dann wieder hinauf zu dem grauen, trüben Himmel.

Niedrige Wolfenkeken jagen und überjagen sich in wilder Flucht vor dem stürmenden West. Ein heftiger Regenguß peitscht gegen die Fenster, und preßt die ersten gelben Blätter an die Scheiben. Die Landrathin lehnt den Kopf an die Brust ihres Mannes und sagt leise, während große Thränen über ihre Wangen rollen:

"Wie bald ist es wieder Herbst und auch der Herbst des Lebens naht. Die jungen Vögel sind flügge geworden, und aus dem Nest, wo Elternliebe sie so treu gehütet die kurze Lenzeszeit hindurch, streben sie hinaus, ihrer Schwingenkraft bewußt — nun bleiben wir allein, Eberhard."

Liebevoll beugt sich der Landrath herab und flüstert weich:

"Das ist so der Lauf der Welt, mein geliebtes Herz. Wir haben es ebenso gemacht — vor bald 25 Jahren, und nie bereut, nicht wahr? So Gott will, bleiben wir auch noch ein Weilchen zusammen in der treuen Ra-

meradschaft, die unsere Ehe gewesen. Die Hauptsache ist und bleibt, daß unsere lieben Mädchen eine gute Wahl getroffen haben, und dankbar wollen wir uns dessen freuen, daß sie uns solche Schwiegersöhne zuführen, die wir schon lange kennen, und in die wir volles Vertrauen setzen können. Es sind beides brave anständige Männer, strebsame Menschen, tüchtige Landwirthe, kurz — ein paar Livländer von echtem Schrot und Korn, deren Charaktereigenschaften uns sichere Gewähr leisten für das Lebensglück unserer Töchter."

Mit nassen Augen schaut die Landrätthin zu ihrem Gatten auf.

"Dunkel ist die Zukunft und wandelbar das Glück."

Der Landrath antwortet nicht gleich, — schweigend sieht er eine Weile in das draußen tobende Unwetter.

In pfeifenden Stößen fährt der Wind daher, die stolzen Kronen der Parkbäume beugend, mit seinem wilden Athem Blätter, Aeste entführend zu tollem Wirbeltanz — in schweren Schauern strömt der Regen.

"Unser aller Schicksal liegt in Gottes Hand, Betsy, Ihm wollen wir Alles anheimgeben und ihm vertrauen!" —

* * *

Nach kühlen regnerischen Juliwochen — köstliche Augusttage.

Die Sonne brennt so heiß herab, als wolle sie noch lange nicht scheiden von den nordischen Fluren, die ihrer so sehnsüchtig geharrt in langer, dunkler Winterzeit, und sie nun halten möchten, die Fliehende.

Aber schon sammeln sich die Schwalben zum Aufbruch, umflattern ihre Nester, als wollten sie Abschied nehmen von den Stätten ihres Sommerglücks, fliegen dann wieder hoch hinauf in das leuchtende Blau, an welchem leichte Wölkchen dahinziehen, flockig und weiß. Ein weicher, warmer Wind schaufelt leise die üppigen

Laubmassen der großen Ulmen und Eichen, welche die Anfahrtsseite des Krakenormschen Herrenhauses beschatten.

Langgestreckt, mit hohem, schindelgedeckten Dach ist es ein niedriger, schmuckloser Holzbau in der einfachen Architectur des 18. Jahrhunderts. Auf der, zu einer Art offenen Veranda ausgebauten Vortreppe, welche im Sommer den Lieblingsaufenthalt der Bewohner bildet, befinden sich auch heute mehrere Personen.

Behaglich in seinem bequemen Korbstuhl zurückgelehnt, und aus einer langen Pfeife mächtige Rauchwolken in die würzige Luft passend, ein alter Herr, der dimittirte Oberst Anton von Rehburg. Ganz vertieft in seine Lectüre hat er kein Auge für die Schönheit des klaren Nachmittags und blickt nur dazwischen gelegentlich auf den Kopf seiner Stambulka, die bald einer frischen Füllung bedürfen wird. In seiner Nähe, an einem mit Hausgeräth aller Art bedeckten Tisch, sitzen zwei Damen. Ein schwarzes Spizentüchlein umrahmt das fein geschnittene Antlitz der Aelteren, hebt die krankhafte Blässe der Züge, in welche das Leben Spuren vielfachen Leids eingeprägt hat.

Ihr gegenüber, den Kopf mit der blonden Haarfülle tief gesenkt, ein junges Mädchen. Das dunkle, einfache Kattunkleid, über welches sie eine große Küchenschürze gebunden hat, umhüllt glatt die noch unfertigen Formen, — etwas Gedrücktes, In sich Gekehrtes liegt in der Haltung, müde Verdrossenheit und frühreifer Ernst schatten das farblose Gesicht. Beide sind damit beschäftigt Johannisbeeren von den Stengeln zu streifen und zu entfernen, eine mühsame Arbeit, die sie stillschweigend verrichten.

Auch um sie herum — tiefe Stille und Schweigen. Wie ausgestorben liegt der Hof in der Mittagsruhe da. Dann tönt von des Verwalters Wohnung her, der Klang des Klopfbrettes, welches die Knechte zur Arbeit ruft, und bald rollen die Arbeitswagen in schlankem

Trabe auf's Feld hinaus, um bis zum Sonnenuntergang noch soviel als möglich des Erntesegens zu bergen, und unter Dach und Fach zu bringen.

„Wie man diese Wärme genießt,“ sagt tief athmend die ältere Dame. „Ist das heute nicht wieder ein herrlicher Tag, Nora!“

Und mit einem Blick auf den Lesenden, fügt sie hinzu: „Und solch ein günstiges Wetter für die Einfuhr des Roggens. Nun kannst du doch einmal ganz zufrieden sein, Mannchen?“

„I wo! zufrieden?!“ klingt es unwirsch zurück, und in brummigem Tone fährt der Angeredete fort: „Ja, das Stroh kommt so ziemlich trocken herein, aber, ich bitte dich, was ist denn dran? Kurze, winzige, kleine Aehren. In den trüben Tagen und kalten Nächten, die uns der Juli freundlichst gebracht, konnte nichts auswachsen.“

Sieht überhaupt faul aus mit der Ernte.

Kartoffeln werden wir im nächsten Winter wohl nur Sonntags als Delicatsse auf den Tisch bekommen. Habe heute zur Probe einige Stauden gezogen. Sie haben zwar ziemlich reichlich angefetzt, weil es im Juni leidlich warm war, aber nur winzige Knollen saßen dran, und die größeren hatten richtig schon Flecken von dem ewigen Regen.

Gefroren hat es natürlich auch schon, unten bei den Wiesen und in der Hoflage Laispuhre.“

„Ach du lieber Griesgram! bist doch ein ganz unverbesserlicher Pessimist, mein alter Anton.“

„Bequem zu behaupten, unverbesserlicher Pessimist,“ fährt der Genannte auf.

„Das ist schon so bei dieser verflixten Landwirthschaft. Nie kann es sein, wie es gerade sein müßte. Im Mai, wo wir zur Bestellung des Ackerbodens und zur Ausfaat des Sommerkorns sie geradezu nöthig hätten, dörren kalte Winde uns die letzte Schneeseuch-

tigkeit aus, und als Abschiedsgruß schießt uns der Winter noch die kalten Heiligen über den Hals. Will man aber Ende Juni sein Heu machen, dann pladdert es los, und hört nicht auf. So ein richtiger Landregen oder zur Abwechslung unter Donner und Blitz ein kleiner Wolkenbruch, damit das wogende Korn sich hübsch lagern kann, oder noch besser — ein Hagelschauer, der in 3 Minuten die Arbeit von drei Monaten zerstört.“

Ingrimmig schallt die Stimme, mißmuthig trommeln die alten Finger einen Marsch auf der Stuhllehne: „Wirklich ein lohnendes Vergnügen Landwirth zu sein!“

Frau von Rehburg erwiedert nichts mehr. Mit einem schwachen Lächeln um den feingeschnittenen Mund macht sie sich wieder an ihre Beeren! Sie weiß, daß es am Gerathesten ist solchen Ausbrüchen innerer Geiztheit nicht neue Nahrung zu geben, und daß sie ebenso rasch vergehen, wie sie gekommen, wenn man selbst ruhig bleibt und ihnen keine Beachtung schenkt.

Ueber das junge Gesicht ihr gegenüber aber geht ein Zucken, — die Lippen theilen sich zur Erwiederung, doch kein Wort entringt sich ihnen. Auf's Neue senkt sich das lastende Schweigen über die drei Menschen. Nur das Rollen der Arbeitswagen tönt bald lauter, bald gedämpfter herüber, eine fröhliche Spazenschaar lärmt piepsend und zwitschernd in dem großen Ahorn dicht am Hause, und gackernd und scharrend spaziert das Hühnervolk über den Rasenplatz,

„Bitte, Nora, gieb mir noch eine Portion Beeren.“ Die Angeredete schaut auf. Große, wunderschöne Augen blicken die Mutter an, welche sich, wie ermattet, in ihren Stuhl zurücklehnt hat.

„Du siehst schon so müde aus, Mama. Lasse mich die letzte Schüssel allein beendigen, bitte — du klagtest schon gestern über böse Rückenschmerzen.“

Auch unter den buschigen Augenbrauen des alten Militärs blizt es auf. Während er anscheinend nur damit beschäftigt ist seine Pfeife zu stopfen, ruhen die mächtigen Augen sekundenlang prüfend auf der zarten, etwas hinfälligen Gestalt seiner Frau, welche die liebevolle Sorge in der mahnenden Stimme der Tochter wohl begründet erscheinen läßt.

„Nora hat ganz recht,“ murt er unzufrieden, „du darfst dich nicht so anstrengen, Adda, aber wenn die Zeit der geliebten Saftkocherei da ist, kann die Vernunft auch mal wieder zum Teufel gehen.“

„Aber, liebes Mannchen, ausgefernte Johannisbeeren gehören nun einmal zu deinem Lieblingsfaße,“ erwidert Frau Adda lächelnd. Bemerkungen, die ihm unbequem sind, ignorirt der cholertische alte Herr mit Vorliebe, oder sie sind ihm nur Anlaß zu neuem Angriff.

„Mannchen hin und Mannchen her! Mir ist es doch total einerlei, ob ich diesen oder sonst einen anderen Saft esse, aber nach Herzenslust in Beeren mantschen und tüchtig Zucker verschwenden das ist für euch Hausfrauen die Hauptsache. Dann seid ihr selig, und vergeßt dabei Maß und Zeit. Die ganze Hausordnung wird auf den Kopf gestellt und . . .“

„Wir sind ja gleich fertig,“ sucht Frau Adda zu beruhigen. „Nur noch diesen kleinen Rest Beeren wollen wir beendigen, damit die Wirthin zum Sonnabend...“

„So nehmt doch nicht solche große Portionen, die Beeren laufen nicht davon, morgen ist auch ein Tag. Ihr wißt doch, daß ich meine Mahlzeiten auf die Minute servirt haben will, und das ist garnicht so schwer durchzuführen, wenn man sich gewöhnt die Zeit etwas besser zu berechnen.“

Pünktlichkeit ist das Steckenpferd des gewesenen Offiziers, und wenn nicht alles im Hause auf die Minute eingehalten wird, so giebt es allemal ein „ein-

schlagendes Donnerwetter“, wie die alte Haushälterin Madde sich ausdrückt.

„Und dabei versteht er doch nichts vom Brodbacken und von Ofenhitze, kann doch mal so vorkommen, daß frisch Weißbrod nicht Punkt angesagte Zeit fertig ist,“ klagt sie dem jungen Stubenmädchen ihr Leid, als die Küchenregion neulich wieder etwas von der Entladung solcher Gewitterstimmung des Hausherrn gespürt hat.

„Kaffee bekommen wir heute wohl gar keinen mehr? Karl müßte schon da sein, um den Tisch zu decken —“ errregt sich der Hausherr immer mehr und mehr, und zwirbelt nervös an seinem martialischen Schnurrbart. „Auch so ein rechter Lummel dieser neue Diener. Scheint von seinem Gefindeleben her nur gewöhnt zu sein, nach der Sonne, nicht nach der Uhr zu leben. Es ist doch richtig schon 10 Minuten vor 4 Uhr.“

„Nicht möglich! schon so spät!“ verwundert sich Frau Abda. „Das hätte ich nicht gedacht. Dann rufe, bitte, den Diener, Morachen, und räume schnell Alles fort . . .“

„Und die Post?! Natürlich verspätet sie auch wieder,“ wettet der alte Herr wieder los. „Ob der Gartenjunge überhaupt in die Schule gegangen ist, um die Posttasche zu holen? Scheint mir auch so ein rechter Faulsack zu sein! Hat wahrscheinlich die Zeit verschlafen!“

„Da kommt Karl schon mit der Posttasche und dem Kaffeegeschirr,“ sagt Mora kurz, fast schroff. Jäh ist ihr die Röthe des Unwillens in's Gesicht gestiegen bei den unfreundlichen Worten des Vaters und ein bitterer Zug legt sich um ihre schmalen Lippen.

„Hier sind die Schlüssel, Kind, die Zuckerdose muß noch ausgefüllt werden, und bringe auch die kleinen Sandfuchen und die frischen Zwiebacke“

„Ich begreife nicht, wie Mama dieses ewige Geschelte um lauter Kleinigkeiten aushalten, so ruhig

bleiben kann, wenn Papa sich um nichts und wieder nichts ereifert," denkt Nora, während sie die Weisungen der Mutter befolgt. Als sie mit dem Gewünschten zurückkehrt, sind ihre Wangen wieder so blaß, wie sonst, aber mit tiefer Bekümmerniß bemerkt Frau von Rehburg wieder den Ausdruck herber Qual in dem jungen Gesicht, den finsternen, fast drohenden Blick der großen Augen. Sie allein liest in dem verschlossenen Gemüth der Tochter, sieht mit Bangen die Kluft zwischen Vater und Tochter immer größer werden, seitdem die Binde blinder Kindesliebe von den geistigen Augen gerissen, ein grübelnder Verstand urtheilen gelernt über Dinge und Verhältnisse und ein, im Grunde tief empfindsames Gemüth sich wundreibt an der Erkenntniß, daß der Vater den Seinen das Leben so unnütz schwer macht durch üble Laune, Grillen, wechselnde Stimmung, an Jähzorn grenzende Heftigkeit. Er, der so viel Selbstbeherrschung von seiner Umgebung verlangt, so viel von Zucht und Ordnung und Disciplin spricht, er kann die eigene Natur nicht immer meistern, der alte Heißsporn. Und doch liebt er die Seinigen treu und tief, dieser alte Soldat, mit dem weichen Herzen unter der polternden Art, hängt mit allen Fasern seines Wesens an der Frau, die der gute Engel seines Lebens ist, und empfindet den Druck der Verhältnisse vielleicht gerade deshalb so sehr, weil er Frau und Kinder nicht herausreißen kann aus ihrer beengenden Umklammerung . . .

Der Tisch ist gedeckt worden, der Kaffee dampft in den Tassen, und ihn wohlgefällig schlürfend, im Besitze seiner geliebten Zeitung ist Herr Anton von Rehburg wie umgewandelt. Die tiefen Mißmuthsfalten auf der hohen Stirn haben sich geglättet, die ganze Physiognomie athmet Behagen, der eigenwillige Mund lächelt freundlich.

„Hier, Nora, das hat die Post für dich gebracht, ein Brief von Martha, wie es scheint.

Und da, Abba, die gedruckte Einladung zur Hochzeitsfeier in Derbiten — sowas interessirt Euch Frauen ja immer besonders.“

„Aber natürlich! Zeig' doch her! Eine Doppeltrauung kommt so selten vor. Nicht wahr, Alterchen, wir lehnen die Einladung dankend ab und bleiben ruhig zu Hause. Aber ich freue mich so, daß die Kinder das Vergnügen genießen werden, denn du wirst es doch Nora erlauben hinzufahren, obgleich sie noch nicht confirmirt ist. Tante Betsy schrieb ausdrücklich, darin läge gar kein Hinderniß und Trostberg's jüngste Schwester sei gerade in Noras Alter. Ich habe auf alle Fälle neulich schon Scheuber geschrieben und mir Proben schicken lassen, damit wir hier noch rechtzeitig mit den Toiletten fertig werden.“

Als von den alten Lippen nicht gleich eine Antwort kommt, setzt sie mit ihrem gewohnten ruhigen Gleichmuth fort:

„Sie werden doch zu guterlezt kein Beto einlegen, gestrenger Herr und Gebieter?“

„Nein! mach' was du willst, Abdachen, wenn Nora Lust hat, kann sie natürlich fahren,“ sagt, von seiner Zeitung aufsehend, der alte Herr und vertieft sich wieder in einen Artikel der Rigaschen Zeitung. Nachdem er die Hauptnummer durchgelesen, greift er nach der Beilage, und dabei fällt sein Blick auf einen leeren Stuhl und eine unbenutzte Tasse.

„Wo bleibt denn Gebhard?“ fragt er mit einem Stirnrunzeln.

„Ich sah ihn gleich nach Mittag mit seiner Flinte und Dros davongehen,“ bemerkt Nora.

„Der kann auch die Mahlzeiten nicht einhalten, Pünktlichkeit nicht lernen,“ murren der alte Herr, Nora seine Tasse hinhaltend, um sie zum zweiten Male füllen zu lassen.

„Aber Mannchen, in den Ferien kann man das doch nicht so genau nehmen,“ sucht Frau Adda die neue Erregung im Keime zu erstickten, „und einen Fehler muß er doch haben,“ setzt sie scherzend hinzu.

„Natürlich! ganz blind in ihrer Liebe — so sind die Frauen, einen Abgott müssen sie sich schaffen.“

„Da ist ja schon Dros,“ wirft Nora kurz dazwischen.

„Und dann ist auch Gebhard nicht weit,“ ergänzt die Mutter und blickt in die angedeutete Richtung.

In großen Säzen läuft ein junger, schwarzer Setter auf das Haus zu, nachdem er Alle mit eifrigem Schwanzwedeln begrüßt, stellt er sich vor den Hausherrn in Positur, mit flugen Augen aufmerksam dessen Bewegungen verfolgend, ist es doch sein gutes Recht um diese Zeit ein Stückchen Zucker zu erhalten. Einige Minuten später biegt auch sein junger Herr um die Stallecke, umschreitet den Rasenplatz — (es ist bei Strafe verboten in Krafenorm Pattwege über Grasflächen einzutreten!) — und nähert sich mit raschen Schritten den Seinigen.

Sie blicken ihm Alle entgegen, dem einzigen Sohn und Bruder. Groß, schlank und wohlgebaut, mit elastischen Bewegungen, sicher im Auftreten — der junge Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle.

„Donnerwetter! ja, der Junge hat Rasse.“ Wie der Widerschein dieses Gedankens fliegt es über das wetterfeste Gesicht des alten Haudegens und, als habe eine Zauberhand alle Zeichen der Ungeduld und Unzufriedenheit weggewischt, liegt nur noch Vaterstolz auf den markigen Zügen.

Jetzt steht er dicht vor ihnen, ein Bild blühendster Kraft und Gesundheit. Schimmernd in roth, grün, weiß zieht sich das Farbenband der Livonia quer über die Brust. Weit in den Nacken zurückgeschoben läßt der grüne Deckel die hohe, klare Stirn frei. Ein gewinnendes Lächeln spielt um den festgeschnittenen Mund, den ein

kleiner Schnurrbart kaum verdeckt, in dem offenen, freimüthigen Gesicht leuchten die dunkelblauen Augen in sonnigem Glanz. Wie ein Strom von Lebensfreude und Daseinslust geht es von ihm aus.

Der Mutter Antlitz strahlt.

„Baldu!“ denkt sie, „Ja, sie hatten Recht, dich so zu nennen, deine Kameraden. Ein junger Frühlingsgott bist du in der stolzen Pracht deiner 20 Jahre. Und nicht nur sieghaft schön das Angesicht, stattlich der Wuchs, bezwingend das Wesen — was besser ist, tausendmal besser, lauter die Gesinnung, klar der Verstand, fromm und rein das Gemüth, treu und liebevoll das Herz, in innerster Seele edel und gut bist du. O, erhalte ihn mir so, mein Gott,“ fleht sie still. Und mit freudeglänzenden Augen blickt sie zu ihm auf, der seinen blonden Kopf tief herabbeugen muß, um sie auf die Wange zu küssen. Dann setzt er sich neben den Vater, der schon wieder nach seiner Zeitung gegriffen hat.

„Bitte, entschuldige meine Verspätung, Papa. Es war so wunderwunderschön im Braukewalde, daß ich immer weiter und weiter ging. Und dann war ich noch auf dem Roggenfelde, wo die Krähen schaarenweise auf den Gubben saßen. Ein halbes Duzend habe ich mit der neuen Flinte, die famos streut, heruntergeputzt und einige haben wir mit dem Verwalter gleich als abschreckendes Beispiel — auf Stangen befestigt — in die schöne Weizenlotte gesteckt. Hoffentlich nützt es was, dieses Vogelgesindel ist gräßlich frech geworden.“

„Danke, Schwesterchen!“ Er drückt einen leichten Kuß auf Nora's Hand, die ihm die gefüllte Kaffeetasse hingestellt hat. Dann, die umher liegenden Zeitungen bemerkend, fragt er:

„Hat die Post nichts für mich gebracht, Papa? Keinen Brief von Hermann Kiesen?“

„Nein. Du erzähltest doch neulich, er sei im Auslande.“

„Ja, er hat seine Großmutter in ein deutsches Bad begleitet und muß jetzt schon in Paris sein.“

„Na, da findet man sicher keine Zeit zu Episteln an seine Freunde, selbst wenn man sich so nahe steht, wie du und dein Stubenflausch, — aber hier hast du die Einladung zum Trubel in Derbiten.“

Gebhard entfaltet die Anzeige.

„Der Trauung ihrer Tochter Erica mit dem Baron Erwin von Trostberg-Sessen und der Trauung ihrer Tochter Inga mit Herrn Werner von Rehburg-Schloß Ilgen am 16. August in der Derbiten'schen Kirche beiwohnen und sich Tags zuvor auf dem Gute Derbiten einfinden zu wollen, bitten ergebenst

Landrath Eberhard von Rehburg,
Elisabeth von Rehburg
geb. von Walldorf.

Derbiten, im August 188..

„Hier ist auch ein Zettelchen von Martha, an dich adressirt, das meinem Briefe beilag“

Der Student unterbricht die Fütterung der Spazken, die ihn angelegentlich beschäftigte. Eine helle Röthe färbt seine Wangen, während er die Hand hastig nach dem Schreiben ausstreckt, welches Nora ihm über den Tisch reicht.

„Danke! Es wird wohl Angaben enthalten wegen der Ueberraschungen zum Polterabend. Einen Theil besprachen wir schon zum Familientage mit den Cousinen, aber da war ja nur von Erica und Trostberg die Rede und für das zweite Brautpaar wird man noch allerlei Passendes einschalten müssen.

Ich habe mir auch schon Verschiedenes ausgedacht. Zu schade, daß Hermann fehlen wird. Er copirt so famos das estnische Deutsch und könnte als Droschkenfutscher auftreten und Couplets singen — dabei ließe sich gut mancherlei aus Werner's Studienzeit anbringen.“

„Weißt du es so bestimmt, daß Graf Riesen nicht in Derbiten sein wird?“ fragt die Mutter.

„Leider ja. Wir sollen erst zu Anfang des Herbstsemesters in Dorpat zusammentreffen, aber im Stillen hoffte ich doch auf eine schließliche Aenderung seiner Pläne. Eigentlich geht ihm nichts über Livland, besonders im Sommer, und ich bat ihn, in meinem letzten Brief, Paris für dieses Jahr aufzugeben und auf einige Wochen herzukommen.“

„Das wäre ja sehr hübsch gewesen,“ meint Frau Alda. „Ich habe es sehr bedauert, daß wir ihn in diesem Sommer nicht als Gast begrüßen durften, wie schon so oft früher. Du weißt, ich habe eine rechte Vorliebe für deinen Freund.“

„Das verdient er. Es ist der bravste, anständigste Junge, den ich kenne,“ fällt Gebhard warm ein, „und der beste Kamerad. Weder hochmüthig, noch blasirt, trotz seines großen Reichthums. Der fidelste Genosse bei allem, was das Studentenleben bietet. Und ohne zugleich Duckmäuser, Pedant, Spielverderber zu sein, versteht er doch stets über den Genuß die Pflicht zu setzen.“

„Ja, er ist wirklich ein selten sympathischer, lebenswürdiger Mensch und ein durch und durch vertrauenerweckender Charakter. Ich habe Riesen längst liebgewonnen wie einen zweiten Sohn.“

Nora, die sich in die illustrierten Zeitungen vertieft hatte, horcht auf. Und jetzt überfluthet eine dunkle Blutwelle ihr gesenktes Gesicht, und sie wendet sich ab, um das Erröthen zu verbergen. „Lieb wie einen Sohn,“ hat die Mutter gesagt. — Langsam ebbt die Röthe zurück, sie greift wieder nach der Nummer von „Ueber Land und Meer“ — sinkt wie in sich selbst zurück und das Herbverschlossene legt sich wieder über die ernstesten Züge.

Als die große Uhr im Speisezimmer laut und vernehmlich 5 schlägt, erhebt sich der alte Herr etwas mühsam aus seinem Stuhl, um seinen abendlichen Rundgang durch die Wirthschaftsgebäude und hinaus auf die Felder zu machen.

Diese „nöthigen Revisionen,“ wie er sie nennt, sind der Schrecken seiner Untergebenen, denn im Grunde versteht er wenig, so gut wie garnichts, von der Landwirthschaft und ist doch mit allem, was geleistet wird, unzufrieden. Das Korn ist schlecht geschnitten, die Stoppeln zu hoch nachgelassen, die Gubben sind schief aufgestellt, fallen bei jedem Windstoß um. Die Pferde sind schwach und können die Brachfelder nicht gründlich bearbeiten, — die Knechte faullenzen und rauchen zu viel — die Kühe geben zu wenig Milch, weil der Viehpfleger nicht aufpaßt und nicht genügend Futter vorwirft — mit einem Wort, es geht alles drüber und drunter, die Wirthschaft bringt nichts ein, und Schuld ist der Strosche (Aufseher) Jahnit und der und die und das — kurz die ganze Schwefelbände, das gesammte Teufelspack. „Keine Zucht, keine Ordnung, keine Disciplin, darin liegt's.“ So wettet er immer wieder und seine Tiraden gipfeln in dem Satz: Ueberhaupt eine ver-teufelt undankbare, unrentable Sache, die ganze Landwirthschaft und er habe schon längst genug davon.

Macht aber Jemand in der Nachbarschaft eine Bemerkung über bessere Viehrassen, oder kommt der Verwalter dem gnädigen Herrn mit Vorschlägen zu rationeller Kultur des Bodens, spricht von Drainiren und von Kunstdünger, führt die Leppigkeit der Therenhof'schen Kleefelder auf das Kalken und die reichen Kartoffelernten auf die neuen Sorten zurück, dann schnauzt ihn sein Herr an mit:

„Dummer Schnack! Wer hat denn früher dergleichen Firlefanzereien gemacht, solche Mehle und Superphosphate gestreut? Kostet bloß tüchtig Baargeld

und ist nur rein weggeschmissen, wenn es dem Wettermacher dort oben gefällt, 'mal wieder zu wenig oder zu viel Regen zu geben.

Nichts da! der Pflug thut es noch immer, es kommt nur darauf an, wie man ihn führt. Gebt Ihr nur besser Acht auf Eure Knechte und auf die Pferde, daß die auch wirklich ihren Hafer kriegen und nicht der Herr Krüger für ein Stof Schnaps, wie ihn sich mancher gerne hinter die Binde gießt." — Ein schräger Blick, unter den buschigen Brauen aufblitzend, streift bei solchen Gesprächen den Untergebenen, der, die Mühe verlegen in den Händen drehend, vor ihm steht und sich sein Theil denkt. Freilich, Ueberfluß an Geld giebt's nicht in der Gutskasse, das weiß er selbst.

Anton von Rehburg hat Krakenorm vor einigen Jahren geerbt, und da die Aerzte die Ruhe und Stille des Landaufenthalts für die schwankende Gesundheit seiner Frau dringend anempfahlen, so hatte er sich entschlossen, seinen langjährigen Dienst im Innern des Reiches zu quittiren und war, wie er häufig ironisch zu wiederholen liebte, auf seine alten Tage noch „Stoppelhopper“ geworden.

„Schönes Lebensende sich mit diesem uncivilisirten Volk herumzuplagen und sich über die vertrackte Landwirthschaft vor der Zeit in's Grab hineinzuzürgern.“

Aber Gottlob! — nur ein paar Jahre noch muß und wird man es aushalten, dann mag sich Gebhard, dem diese Aussicht sogar verlockend erscheint, damit verlustiren.

„Viel Vergnügen, viel Vergnügen, mein lieber Sohn,“ pflegte er halb ingrimmig, halb belustigt hinzuzusetzen, wenn er und Gebhard wieder einmal über dieses Thema disputirt hatten.

Denn dieser, welcher vor 2 Jahren die Universität in Dorpat bezogen hat, ist, im Gegensatz zu seinem Vater, mit Leib und Seele Landwirth. Ihn

interessirt jede Seite des landwirthschaftlichen Betriebes, und so bescheiden auch die Mittel sein werden, über die er verfügen wird, so macht er schon jetzt häufig mit der Mutter, die seine Vertraute in allen Dingen ist, die allerschönsten Pläne für die Veränderungen und Verbesserungen, die er auf allen Gebieten für nöthig erachtet. Besonders der Garten und ganz verwilderte Park sollen „mit Genie und wenig Geld“ — als Millionär Großartiges zu leisten sei kein Kunststück, das könne Jeder,“ — hat er einmal lachend gemeint, — also mit wenig Geld wieder in Ordnung gebracht werden, aber natürlich erst dann, wenn das recht auffällige Haus in Stand gesetzt worden.

Und dann, die Knechtswohnungen — diese traurigen Kissen und Hütten, — schon lange sind sie ihm ein Dorn im Auge, da, vor allem, sollen menschenwürdigere Zustände geschaffen werden.

Oh! er hat ein Vorbild, wie ein kleines Therenhof soll es werden. Aber noch hat es gute Weile, bis er seine Ideen verwirklichen, seine Lustschlösser ausführen kann, noch heißt es ein paar Jahre fleißig den Umgang mit Frau Justitia pflegen, zwei Drittel seines Studiums absolviren, aber dann . . . Ja dann!

* * *

Gebhard hat seinen Hund einige Kunststücke machen lassen, das freche Spazenvolk gefüttert, das bis auf den Tisch fliegt, mit Mutter und Schwester über dieses und jenes geplaudert, sogar einen kurzen Blick in die Zeitungen geworfen.

„Sich im Sommer für Politik zu interessiren, das kann man von keinem jungen Menschen, geschweige von einem Studenten, verlangen.“

Dann steht auch er auf, den es immer nach Bewegung, nach Bethätigung seiner Ferienlust verlangt. „Wie bleibt es Schwesterchen? Machen wir heute

einen Ritt? Pegasus hat Motion dringend nöthig, steht zwei Tage im Stall."

"Gerne käme ich mit, aber ich muß noch die Wäsche zählen und wenn sich Madde auch beim Einkochen nicht helfen läßt, die Saftburken müssen doch etiquettirt werden, — das überläßt sie nolens volens mir, denn zu schreiben versteht sie nicht

Doch lasse dich, bitte, nicht abhalten Gebhard."

Ich helfe dir gerne bei deinem hausmütterlichen Thun, ich schreibe so eine großartige Kalligraphie," lacht er gutgelaunt.

"Nein, genieße du nur deine Ferien," sagt zurendend die Mutter, "lang dauern sie doch nicht mehr. Benutze das schöne Wetter zu einem ordentlichen Spazierritt. Und weißt du, wenn du Therenhof als Ziel wählst, könntest du mir zugleich einen Gefallen erweisen. Ich habe Frau von Theren ein Recept für Johannisbeerwein versprochen und bis jetzt versäumt es ihr zu schicken.

Bitte, Nora, du weißt wo es liegt, in meiner Mappe, schreibe es rasch ab."

"Ja, Mama!"

"Und wenn du schon in's Haus gehst, Schwesterlein, schicke jemand zum Stall, der Kutscher solle mein Pferd satteln."

"Gerne Gebhard."

Ein sorgender Blick der Mutter folgt der Abgehenden, und als sie außer Hörweite, fragt sie: "Findest du Nora nicht erschreckend blaß und auffallend still in diesem Sommer, Gebhard?"

Wenn du fort bist, in den langen trüben Wintermonaten, kenne ich sie so, trotz aller Mühe, die sie sich giebt, aus sich herauszutreten, uns Alte zu zerstreuen und nicht in die, von uns oft gerügte, Schweiglaune zu verfallen, aber der gute Einfluß des Sommers auf ihre Gesundheit und auf ihr Gemüth hat in diesem Jahre

ganz versagt. Sie ist ja immer ernst, viel zu ernst für ihr Alter, ein herber, tiefverschlossener Character . . .“

„Das Buch mit sieben Siegeln,“ wie sie im vorigen Sommer Riesen einmal scherzend genannt hat.“ „Und doch freute ich mich im vorigen Jahre recht an ihr. Sie war viel munterer, aufgeräumter, lebensfroher. Als Erich, Axel, Graf Hermann hier weilten, konnte sie bisweilen fast ausgelassen sein, was doch sonst garnicht in ihrer Art liegt. Auf Cure Neckereien mußte sie einzugehen und jetzt ist sie häufig so gereizt, so nervös, — ist ja auch blutarm, das arme Ding, trotz Eisenpillen und Salzbadern, die der Doctor ihr verschrieben hat. Ja, wenn man sie in ein Bad schicken könnte, aber,“ — mit einem Seufzer — „das ist ja unmöglich.“

Ich glaube auch, daß bei ihr alles vielmehr seelische als körperliche Ursachen hat. Was ihr hauptsächlich fehlt, das ist der Verkehr mit Menschen. Du weißt ja selbst wie es mit unserer Nachbarschaft im Winter bestellt ist, gar keine Jugend in Nora's Alter, bis auf die netten Therenhof'schen Mädchen, und diese sollen für diesen Winter Beide nach Dorpat gehen. Gerade in ihrem Alter ist das Zusammensein mit gleichaltrigen Genossinnen, mit denen man seine Meinung austauscht, über alles schwätzt, lacht, von unberechenbarem Einfluß auf die ganze fernere Entwicklung.

Allzu oft werden sie verspottet, die Mädchenfreundschaften, aber sie sind nöthig, unbedingt, möchte ich fast sagen, wie für Euch Knaben der Umgang mit Kameraden in der Schule und Universität und das damit verbundene Kennenlernen fremder Verhältnisse.

Abschleifen müssen sich die Ecken und Kanten im Verkehr mit anders gearteten Naturen, lernen muß man abwechselnd zu herrschen und sich unterzuordnen, denn allein im Wechselspiel dieser inneren Kräfte können sie wachsen und sich entfalten, alle die Eigenschaften,

welche die Tugenden des gereiften Mannes, der wahren Frau ausmachen werden. Erst im Alter darf man einsam seine Kreise ziehen, in den Jahren der Entwicklung rächt sich vieles Alleinsein schwer an dem ganzen inneren und äußeren Menschen, macht leicht egoistisch, einseitig, ja oft seelisch krank.“

„Aber Mamachen — schon einmal wollte ich dich unterbrechen — Nora ist doch nicht allein und einsam. Sie hat doch dich mit dem jugendfrischen Empfinden, dem warmen Verständniß für alles, was uns jungem Volk durch Herz und Kopf schwirrt.“

Mit wehmüthigem Lächeln schüttelt Frau von Rehbürg das Haupt.

„Sieh' doch meine grauen Haare an. Ich bin auch schon eine alte, kranke, durch das Leben ernst gewordene Frau. Viel Lachen hört sie hier nicht, wenn du fort bist, mein lieber Sohn, und gerade ihre viel zu sehr nach Innen gekehrte Natur braucht Aufheiterung, die von Außen kommt.“

Ihre reichen Anlagen — man ahnt kaum, wie reiche — indem sie nicht zum Ausleben kommen, sind wie eine Last für ihre junge Seele, geben ihr das Abweisende, Schrofne, fast Harte, durch welches man erst hindurch muß, um zum goldenen Kern zu gelangen. Fähig ist sie des Besten und Höchsten. Gott gebe nur, daß ihr später im Leben die in Liebe führende, in Geduld leitende Hand nicht fehle, dann, ich hoffe es zuversichtlich, wird sie unerschöpfliche Schätze der Hingebung und Aufopferung zur Verfügung haben, wohin das Schicksal sie auch führen möge, denn in ihr schlummert eine große Frauenseele.“

Eine Weile sitzen Mutter und Sohn schweigend da, dann wie am Schluß einer Gedankenreihe angelangt, sagt Frau Abda, die Hand ihres Sohnes fassend: „Sei auch du recht nett zu ihr, mein Gebhard, nicht heftig und ungeduldig — necke sie nicht zu viel.“

„Ach, Mamachen, es ist nie böse gemeint. — Nora ist nur so schrecklich empfindlich, läßt sich überhaupt allzusehr gehen. Sie könnte sich recht gut mehr überwinden, wenn sie sich nur ordentlich zusammennehmen wollte. Gewiß ist in Krakenorm Manches nicht leicht zu ertragen, aber darum braucht man doch nicht herumzugehen mit einem Gesicht, wie drei Tage Regenwetter. Das macht jedenfalls nichts besser und nichts um; man verdunkelt damit nur seiner Umgebung das Leben, und sich wohl auch, — ganz unnützerweise.“

„Mein Herzenssohn! Hüten wir uns von unserer Art auf die Anderer zu schließen. Natürlich soll Jeder bestrebt sein, in den Grenzen des eigenen Ich's alle Fähigkeiten des Herzens und der Seele herauszubilden, um zu einem harmonisch abgestimmten Innenleben zu gelangen, das dann in stiller Heiterkeit und ruhigem Gleichmuth nach Außen strahlt. Aber wir alle sind darin noch weit entfernt vom Ziele, unser armes Morachen besonders weit.

Dem Einen wird es durch sein Naturell leichter gemacht, dem Anderen schwerer. Dir hat der gütige Schöpfer ein anderes Wesen, ganz andere Anlagen verliehen, dir erscheint federleicht, was für Nora vielleicht eine Unmöglichkeit ist. Die ernste Tanne ist auch eine Schöpfung Gottes und kann doch nicht blüthenüberströmt dastehen, wie ein Rosenstrauch. Jeder von uns hat seine Individualität, seine ausgesprochene Eigenart, — und Gottlob, daß er sie hat! Aber ich möchte behaupten, — das seien gerade die seltensten und sichersten Charactere, bei denen die ethische Entwicklung nur langsam vor sich geht, nur allmählig die Schlacken sich lösen durch steigende Selbsterkenntniß und in stetiger Arbeit an sich selbst. Wer heute hier sich schmelzen läßt und morgen wieder in anderer Gluth sich auflöst, der kommt nie zu fester selbstgeprägter Form, ist und bleibt eine widerstandslose Masse, die jede

Hand modeln kann, in die bald dieser und bald jener seinen Stempel eindrückt, bis sie sich selbst nicht kennt.

Nichts traurigeres, meine ich, als haltlos hin und her schwankende Naturen, die jedem Einfluß verfallen, nur folgen, nicht selbst Richtung und Ziel wählen, Impulse kennen, nicht Ueberzeugungen, und wo es darauf ankommt — freudiges Wagen gilt um höchste Lebensgüter, — kein vollbewußtes Ich in die Schanze zu stellen haben. Täglich flehe ich zum himmlischen Vater, daß er Euch Beide zu zuverlässigen, wahrhaften, ganzen Persönlichkeiten emporwachsen lasse, die ihre Lebenspflicht thun, den Platz ausfüllen können, voll und ganz, auf welchen sie Gott stellen wird, ohne Ueberhebung und doch in der inneren Freudigkeit und Zufriedenheit, die Selbstachtung giebt und Werthschätzung guter und edler Menschen.“

Gebhard schlingt den Arm um die Sprechende. „Du meine süße Mutter, du,“ flüstert er ihr leise in's Ohr. „Wenn aus uns etwas Rechtes wird, dann danken wir es dir, einzig dir.“

Zärtlich beugt er sich herab und führt ihre Hände, die gefaltet in ihrem Schooße liegen, fast andächtig an die Lippen.

„Hier ist das Recept, Mama,“ sagt Nora, aus der Hausthür tretend. „Aber Gebhard, du bist noch nicht angezogen und dein Pferd wird schon aus der Stallthür geführt.“

Ein Paar Rassepferde im Stall zu haben ist der einzige Luxus, den man sich in Krakenorm erlaubt.

Tänzelnd, die feinen Füße zierlich setzend, kommt Pegasus, der junge Hengst, vor die Treppe und läßt sich den Zucker schmecken, den Nora ihm auf flacher Hand hinhält. Mit seinem Gebiß spielend, scharrt er mit den blanken Hufen ungeduldig den Boden, und die kleinen Ohren spitzend, wiehert er seinem Herrn entgegen, der die Reitpeitsche unter dem Arm, gestiefelt

und gespornt an ihn herantritt. Liebkosend klopft Gebhard den schlanken Hals, fährt streichelnd über den tiefschwarz glänzenden Rücken seines Pferdes, und, nachdem er die Gurten geprüft, schwingt er sich leicht in den Sattel.

Herr von Rehbürg ist in jüngeren Jahren schneidiger Cavallerist, berühmter Reiter gewesen, und auch Gebhard, sein gelehriger Schüler, der von klein auf kein größeres Vergnügen gekannt, als ein Roß zu tummeln, reitet vorzüglich, kühn und gewandt, sicher und ruhig, mit Muskeln von Eisen und einer weichen Hand.

Sein Sitz ist tabellos, und gerade zu Pferde kommt das seltene Ebenmaß der Glieder, die elastische Kraft des geschmeidigen Körpers voll zur Geltung.

Mutter und Schwester noch einen letzten Gruß zuwinkend, setzt er sein Pferd in kurzen Galopp und, von dem ihn mit freudigem Gebell umspringenden Dros begleitet, ist er bald den Blicken der Nachschauenden entschwunden. In raschem, federnden Trabe trägt das edle Vollblut die leichte Last aus dem Hof hinaus in den wundervollen Abend, welcher die Landschaft in goldige Schleier hüllt.

Wo er vorbeikommt, folgen ihm bewundernde Ausrufe. Der Schmied hält im Beschlagen eines Kleppers inne, um, nachdem er unterthänigst begrüßt, anerkennend zu sagen: „Feines Pferd! Und wie unser Jungherr reitet! Ich verstehe was davon — ich hab' doch bei die Husarens gedient.“

„Ja, er reitet nicht nur fein,“ bemerkt der Stalljunge, der, ein paar Füllen führend, gerade vorbeikommt. „Er kutscht ihnen auch eine Tschetworfa, daß es nur so eine Art hat.“

„Ja, was versteht unser Jaunsungs nicht,“ meint der alte Gärtner, der sich vom Schmiedegesellen die Schaufel schärfen läßt. „Pfropsen und Bäumepflanzen

kann er auch. Der will alles lernen und darum versteht er auch alles.“

„Doctor's ist er auch!“ Ein Bauer, der den Vorderfuß seines Pferdes hoch hält, auf welchem der Schmied eben ein neues Eisen befestigt, äußert es bedächtig. „Alles versteht er zu kuriren — Magen und Kopf und Zähne und Husten und pakruhts fahpes und alles . . .“

„Mein Kind war so krank, so krank,“ mischt sich nun auch die Schmiedsfrau in's Gespräch. Eine Wiege schaukelnd, sitzt sie auf dem Bänfchen vor dem Hause. „So schrecklich krank war es. Dachten wir es muß bestimmt sterben. Da haben der junge Herr und das Fräulein, was auch so gut ist, Thee gegeben, allerlei Tropfen und verschiedenes gerathen — in 3 Tagen war es gesund.“

„Meine Frau, die eine große Wunde am Beine hatte, schon lange, lange, hat er auch kurirt,“ läßt sich der Bauer wieder vernehmen.

„Und ganz für umsonst, giebt noch Weißbrod dazu. Nahm nicht 20 Kopelen, wollte nicht, nahm nur Eier, die würden ihm besonders gut schmecken, hat er gesagt. Und immer so freundlich, der junge Herr, lacht wie die Sonne.“

„Gott erhalte ihn so!“ murmelt der alte Gärtner und nimmt seine Schaufel auf die Schulter, denn heute Abend will er noch ein paar Beete umgraben. „Gebhard leelskungs liebt so Erdbeeren.“

Der Besprochene ist schon weit. Regelmäßig, im Auf und Ab des Trabes, wiegt er sich im Sattel. Und immer weiter geht der Ritt durch die hügelige Gegend. Hoch mit Roggen beladene Fuhrn schwanken an ihm vorbei.

Willig und eifrig ziehen die Knechte die Mützen, als sie ihren jungen Herrn erblicken, der immer einen

lächelnden Gruß, ein theilnehmendes Wort hat für seine Untergebenen. Sie hängen ihm alle in Liebe an, das weiß er und er will auch rechtfertigen was sie von ihm erhoffen, er will ihnen ein gerechter Herr sein, der zwar fest und energisch, zielbewußt seinen Willen durchsetzt, aber auch in Milde und Güte, Nachsicht und Verständniß hat für ihre menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten. Auf dem Roggenfelde, wo gerade die letzten Garben aufgeladen werden, erblickt er seinen Vater, der ihm freundlich zunickt.

„Armer Papa, wenn er doch nicht alles so schwer nähme!“ — Aber nicht allzulange mehr dauert's — 2 Jahre nur, da soll er sich zur Ruhe setzen können, sein lieber alter Vater, braucht sich nicht mehr mit all den Dingen abzulagen, denen er keine Interesse abzugewinnen vermag. Dann wird er arbeiten für die Eltern. Auch ihre Erwartungen, der Mutter Vertrauen will er rechtfertigen, ihnen der aufmerksame, dankbare Sohn sein, die Stütze ihres Alters, ihnen vergelten in Treue alle ihre Liebe und Fürsorge.

Wie reich liegt das Leben vor ihm, reich an Pflichten, aber auch an Freuden, an Wonnen, ein Becher voll bis zum Rand, und er ist durstig, begierig ihn an die Lippen zu setzen. In heißer Erwartung zuckt jede Faser seines Seins danach. Zu rascherer Gangart feuert er sein Pferd an. Eine Bewegung der Hand, ein Schenkeldruck, und im Galopp trägt ihn Pegasus dahin.

Es liegt etwas Elektrisirendes in der immer beschleunigten Bewegung. „*So griser de vitesse*“ nennt der Franzose dieses Gefühl, und wie ein Schnelligkeitsrausch überkommt es Gebhard. Ein schmalzender Laut, rascher, noch rascher — schneller, immer noch schneller soll es gehen! Zu voller Carrière strecken sich Pegasus Muskeln, daß es ihm ist, als berührten die flüchtigen Hufe nicht mehr den Boden, als trügen ihn Schwingen.

Wiesen, Triften, Ackerland — er fliegt an ihnen vorüber, weiter, immer weiter geht der Ritt. So erreicht er den Wald, der die Grenze bildet zwischen Krakenorm und Therenhof.

Viele Werste weit, nach allen Seiten hin, erstreckt sich der prachtvolle Bestand alter Bäume, zumeist Kiefern, aber auch verschiedenes Laubholz, Nußgesträuch wuchert unten, hohes Farrenkraut breitet seine Wedel. Und hier erst, wo es so köstlich ist, läßt Gebhard sein Pferd in Schritt fallen.

Die sinkende Sonne wirft schräge Strahlen in das grüne Dickicht. Die Stämme der Kiefern erglühen roth, dem moosigen Boden, den Nadelhölzern entströmt der harzige Duft, den Gebhard so liebt und der ihn immer besonders lebhaft an seine Kindheit erinnert, an ein paar Sommer, die er in Neubad verbracht, allein mit Mutter und Schwester, weil der Dienst den Vater im Lager bei Petersburg zurückhielt.

Wie war es da schön am Strande. Das herrliche, weite blaue Meer, das Baden, das Spielen im Sande, wie lebhaft steht das Alles noch jetzt in seiner Erinnerung! Und die Winter vor und nachher. Wie ein Kaleidoscop ziehen die Garnisonen vorüber, wo er häuslichen Unterricht genossen, bis die Eltern sich ganz in Livland niederließen, und er mit 13 Jahren nach Fellin kam, in die Landesschule.

Doch weshalb rückwärts schauen, wo das Heute so schön, das Morgen lockt und winkt. Er dehnt die Brust in tiefem Athemzuge, ihm ist so leicht zu Muth heute, so frei zu Sinn. Ist es der köstliche Tag, ist es der rasche Ritt? — nein es ist das! Er fühlt nach seiner Brusttasche, ja, da hat er Martha's Briefchen geborgen. Nur flüchtig haben seine Augen den Inhalt überflogen, als er in sein Zimmer hinaufgegangen war, um sich zum Ritt umzukleiden. Jetzt holt er es hervor lieft wieder und wieder die wenigen Zeilen. Der erste

Brief von ihr! Ihre Handschrift! Solche klare, große, feste Schriftzüge, — so ordentlich und leserlich und regelmäßig, eine gerade Richtung einhaltend auch ohne Linien. Und der Inhalt lautet:

Derbiten, 1. August 188. .

Lieber Vetter!

Zugleich mit diesen Zeilen nimmt auch die officiële Einladung zur Trauungsfeier der Cousinen ihren Weg zu Euch. Nach vielem Hin- und Herreden und -schreiben — es war nicht leicht, die vielen Verwandten unter einen Hut, d. h. unter ein Datum zu bringen, weil bald ein Trostberg, dann wieder ein Glied der Werner'schen Verwandtschaft sich eines anderen besann — ist, wie ihr seht, der 16. August festgesetzt worden, damit Ihr Studenten, die ihr das Hauptcontingent der 12 Marschälle stellen sollt, Euch ganz pünktlich zur Eröffnung des Herbstsemesters in Dorpat einfinden könnt. Uns bleiben also für die Vorbereitungen zum Polterabend nur 2 Wochen übrig, da gilt es mächtig fleißig sein, um fertig zu werden, und ich mahne Dich hiermit an die in Aussicht gestellte Hülfe. Den Prolog und Couplets versprachst Du uns schon zum Familientag — aber Thilde, Axel und ich bitten Dich außerdem noch dringend darum, wenigstens 3 Tage vor dem festgesetzten Termin herzukommen, weil es noch so viel mündlich zu bereden giebt. Auf deine Zusage hoffend, rufe ich Dir ein „auf Wiedersehen“ zu und bitte Dich, Tante, Onkel und Nora herzlich zu grüßen von Deiner Cousine

Martha.

Er birgt das Blatt wieder in seinem Taschenbuche, doch bevor er Letzteres einsteckt, entnimmt er einem inneren Theil ein Bild, das er entzückt betrachtet, und auf welches er leidenschaftliche Küsse drückt.

„Ja! Auf Wiedersehen! — Martha, Liebling! bald, bald — nur 14 Tage und ich sehe dich wieder, dich selbst, du süßes Mädchen.“

Mit einem jauchzenden Laut giebt er dem ungeduldigen Pegasus wieder die Zügel frei, und auf's Neue fliegen sie dahin, wie vom Sturmwind getragen, als flöge das Glück vor ihnen her und ließe sich erjagen. Sie sind beide noch so jung, der Reiter und sein Roß, und in beider Adern rollt das feurige, edle Blut, das in wagehalsigem Muth und in Siegesbewußtsein Hindernisse nur begrüßt, als Ansporn zu kühnem Ueberfliegen, — nie bis zur Ermattung gehezt, Unterliegen nicht kennt und niedergebrogene Kraft. Wie eine Woge des Jubels geht es durch seine Seele. Wie schön ist es doch, jung zu sein und stark und gesund.

Des Dichters Worte klingen in ihm wieder:
„Woran ich denk' — an meines Lebens Morgen,
Wo vor mir, ein besonnener Meerespiegel,
Die Hoffnung liegt, wo der Gedanke Flügel,
Und wo die Liebe Rosen trägt.“

Die Liebe!

Seine heiße, schwärmende, erste Liebe, mit ihrer Wonne und ihrer Qual!

Hat sie wirklich einmal angefangen, war sie nicht immer da? Gab es wirklich eine Zeit in seinem Leben, wo er sie nicht kannte, noch nie in die großen, dunklen Augensterne geblickt, sich berauscht hatte an dem lieben Lächeln um den flugen Mund! Und doch sind es erst 1¹/₂ Jahre, daß er sie zum ersten Mal gesehen, Martha Rehburg, seine Cousine. Nur kurz dies erste Zusammentreffen, nur wenige Stunden im Ballsaal verbracht, und sein Herz hat Feuer gefangen, aufflammend in jäher Gluth. Im vorigen Herbst, zum Livonenball, da hat er sie wieder gesehen, und als ihr eifrigster Tänzer und Cavalier ist es ihm vergönnt ge-

wesen in langen Gesprächen mit ihr zu prüfen, ob Seele sich zu Seele findet.

Mit ruhiger Freundlichkeit ist das an Huldigungen gewöhnte, schöne Mädchen ihm entgegengekommen, mit verwandtschaftlicher Unbefangenheit hat sie ihm ihre Sympathie gezeigt, immer gerne bereit mit ihm zu plaudern, und die Uebereinstimmung in vielen Fragen des Lebens hat ihn beglückt, mit beseligender Hoffnung erfüllt.

Zum Familientage in Derbiten hat Wether Emmerich ihm den Platz an ihrer Seite mehr als einmal streitig gemacht, aber es waren doch wieder glückselige Tage des Zusammensein's gewesen. Immer tiefer hatte er sich verstricken lassen von dem Zauber ihrer Nähe, durch ihre reizvolle Schönheit und Liebllichkeit.

Und jetzt steht ihr holdes Bild im Wachen und im Träumen vor ihm, so verwachsen mit all seinem innersten Fühlen und Denken, daß es ihm unmöglich dünkt, diese Fesseln könnten jemals reißen und es könne eine Zukunft geben für ihn ohne sie.

Seine Zukunft?!

Glückstrahlende Bilder zaubert ihm seine Phantasie vor die Geistesaugen, goldene Träume schwellen ihm die Brust.

Nicht mehr allein wird er diesen Weg reiten. Immer und überall wird sie mit ihm sein, Martha, — sein Lieb, seine Gefährtin in Allem, mit Rath und That ihm zur Seite stehen, ihm zu verwirklichen helfen, was er plant für sein geliebtes Krafenorm, für dieses Stückchen Erde, in das er so tiefe Wurzeln geschlagen hat, so tiefe. In kleine Verhältnisse zwar kommt sie herein, das reiche, verwöhnte Mädchen, aber liegt denn im Reichthum, in großen Besizthümern Glück? Ist wahres Glück nicht schaffen, wirken, auch im engumgrenzten Kreise, auch abseits, fern vom Weltgetriebe, wenn es sein muß, aber auf eigenem Grund und Boden,

Herr über das Land, auf das man tritt, über die Luft, die man athmet, und mit der Anhänglichkeit zur Scholle, die einen geboren, oder die einem die eigentliche Heimath geworden ist, auch wenn man unter anderem Himmelsstrich das Licht der Welt erblickt hat.

Jedes Land braucht treue Söhne, Kämpfer für Besserung bestehender Verhältnisse, Männer, die eintreten, überall, für ideale Güter, die nicht nur, selbstsüchtige Zwecke verfolgend, Bereicherung suchen, zur Vermehrung des eigenen Besitzes alle Kräfte anspannen, sondern Männer, die allzeit bereit sind sie der Gesamtheit zu weihen, werth ihres Namens, ihrer Stellung, ihres Standes.

Jedes Land, auch ein kleines, braucht Patrioten, die auf den Schild heben, auf ewig, den Namen der Heimatherde. Soll doch die Liebe zur Heimath die tiefste Liebe sein in einer Mannesbrust, weil es gilt ihr zu dienen, auch wenn eigenes Glück in Scherben splittert.

Seitdem es ihn zum ersten Mal gepackt, mit Wort und Klang, ihr studentisches Farbenlied, ist es ihm nicht bloß der Sang gewesen, den jugendfrische Kehlen während ihrer Universitätsjahre zu Festgelagen ertönen lassen, — zu einer Landeshymne hat seine junge Phantasie die Worte schon mehr als einmal umgedichtet, nur die Endstrophe beibehalten in ihrer ursprünglichen Form. Und dieser Refrain ist ihm wie ein Glaubensbekenntniß! Als Unterton soll er mitklingen überall in seinem ferneren Leben bis in's späte Alter hinein.

Und im Drang des Empfindens singt er ihn auch jetzt laut hinaus:

„Meine Fahn' ist roth-grün-weiß

Mein Herz für Livonia flammend heiß.“

Und als hätten seine Gedanken ein Echo geweckt, so tönt es jetzt in hellen Tönen aus dem Walde hervor:

„Mein Herz für Livonia flammend heiß!“

und eine klare, kräftige Mädchenstimme setzt gleich wieder ein:

„Ich hab' mir ein Lieb' erkoren

Mein Lieb' ist der freie Bund . . .“

Ueberrascht hält Gebhard sein Pferd an — dann lächelt er belustigt und späht in die junge Tannenschonung, die sich rechts vom Wege hinzieht.

„Dem hab' ich Treue geschworen

Ich thue es Jedermann kund“

klingt es näher und näher.

„Meine Fahn' ist roth-grün-weiß,

Mein Herz für Livonia flammend heiß.“

„Natürlich Marie Theren!“

„Nicht wahr, ich kann's doch gut, das Farbenlied der Livonia?“ Mit diesen Worten springt ein junges Mädchen leichtfüßig über den Graben, die Haare verwirrt, der Hut verschoben, erhitzt und vergnügt. Eine zierliche Gestalt mit noch unentwickelten Formen, rothe Lippen, runde Pfirsichwangen, unter kastanienbraunem Gelock lachende Augen voll Sprühteufelchen — der ganze blühende Reiz 16jähriger Mädchenunschuld.

Ein großer Korb voll Kiezchen hängt ihr am Arm.

„Guten Abend Fräulein Marie!“

Gebhard schwingt grüßend die Mütze

„Bon soir, Herr von Rehburg.“

Unbefangen und herzlich reicht sie ihm die Hand hinauf und als er vom Pferde springen will —

„Nein, nein! Bleiben Sie nur oben, aber nehmen Sie gütigst meinen Korb herauf. Der Arm ist mir schon halb vertaucht und Pegasus wird ja unter der Last nicht erliegen.“

„Gewiß nicht! Welch' schöne Baramicken! Wachsen denn Ihre geliebten Pilze schon in solchen Mengen? Wir haben noch keine gefunden.“

„Es sind die ersten im Jahre, aber sehen Sie bloß die Pracht, so dick und braun — zum Küssen.“ Und

sie läßt dem Wort die That folgen. „Meine Schürze ist auch noch ganz voll. Wir Schwestern haben uns aufgemacht, um die Küche zu versorgen.“

„Ihre Brüder verschmähen diesen schönen Sport,“ lacht Gebhard.

„Ach, fangen Sie doch mit solch' albernen Jungens was an,“ meint sie geringschätzig. „Drei Stunden vor einer Angel zu sitzen, ohne daß auch nur ein elender Weißfisch den Wurm abknabbert, das finden sie ein „feines Vergnügen.“

„Ich auch!“ wirft Gebhard dazwischen.

„Aber sich nach Kiezchen bücken, zu anstrengend, zu erhitzend. Man verdreht sich dabei den Hals, riskirt eine „Genickstarre,“ sagt Max -- „Man bekommt hoffnungslos braune Finger davon,“ behauptet der eitle Lionel.

Es ist überhaupt nichts mehr mit ihnen aufzustellen. Sie kommen sich eben wer weiß wie groß vor, Max weil er sein Abiturium gemacht und bald nach Dorpat geht und Lionel, weil er mit Ach und Krach, schließlich aber doch Primaner geworden ist. Große Sache! Und seitdem Wolfgang, der Herr Student, da ist — dem Himmel sei's geklagt, schon 2 Wochen und 4 Tage — und sich in seiner Gnade herabläßt, mit ihnen auf die Jagd zu gehen und Pistolenschießen zu üben, sind sie einfach unausstehlich. Selbst Croquet ist ihnen eine zu kindische Beschäftigung, „das überlassen wir euch unconfirmirten Babies,“ sagte gestern der unverschämte Adelbert. Dabei ist er selbst noch nicht confirmirt. Meinetwegen könnte dieser ganze hochgeborene Better sein, wo der beste Pfeffer wächst. Ich kann ihn nun einmal nicht ausstehen, trotz aller seiner sogenannten Ritterlichkeit und vielgepriesenen Liebenswürdigkeit. Alles bloß äußerlich, behaupte ich. Er war mir von vornherein antipathisch und jetzt“ — mit einer

energischen Bewegung wirft sie den Kopf zurück, die Augen sprühen, — „jetzt hasse ich ihn.“

Gebhard ist schon vor einer Weile vom Pferde gesprungen und die Zügel um den Arm geschlungen schreitet er neben Marie Theren auf dem Grasrande des Weges dahin. Amüfirt sieht er auf das erregte kleine Fräulein herab und neckend fragt er:

„Aber gnädiges Fräulein, ist das christliche Gesinnung? Es heißt doch: „Liebe deinen Nächsten, wie ...“

„Ja, deinen guten Nächsten, wohlverstanden, nicht den schlechten,“ unterbricht sie mit der ganzen Entschiedenheit ihres Alters. —

„Wozu brauchte man sich dann so krampfhaft anzustrengen gut zu sein, besser zu werden, wenn es im Grunde genommen ganz einerlei sein sollte, wie man eigentlich ist. Nein, wirklich das wäre mir eine schöne Geschichte, wenn man alles mit dem weiten Mantel der Menschenfreundlichkeit und christlichen Barmherzigkeit zudecken, sich nicht mehr in tiefster Seele entrüsten sollte über Abicheulichkeiten, Schändlichkeiten. Und der famose Better Wolfgang ist gräßlich, einfach ein Gräuel, das können sie mir glauben,“ fährt sie mit blitzenden Augen und vor Erregung bebender Stimme fort. „Vor ein paar Tagen, habe ich gesehen, wie er im Jähzorn sein Reitpferd spornte, weil es einen Zaun refüsirte und gestern hat er seinen Hund maltraitirt. Ueber einen Ast hatte er ihn geworfen und peitschte auf das arme, zitternde Thier los, — nicht wahr, so etwas kann nur ein schlechter, herzensroher Mensch thun und den soll ich lieben? — nein! So einer kann mir gestohlen werden — es nimmt ihn nur Keiner. Ich bin so wüthend auf ihn, daß ich ihm wer weiß was thun könnte.“ —

„Dann müssen Sie ihren Zorn auch auf mich erstrecken, Fräulein Marie, ich prügele Dros auch hin

und wieder. Es geht nicht anders, Hunde müssen doch pariren.“

„Aber Sie verprügeln ihn doch nicht — den Unterschied bemerkt man gleich. Rufen Sie ihn mal herbei.“

Ein Pfiff, und Dros, der im Walde, auf eigene Hand, die interessantesten Entdeckungszüge unternommen hatte, folgt in raschen Sprüngen dem Rufe und schweifwedelnd schmiegt er seinen Kopf an die Kniee seines Herrn.

„Sehen Sie!“ ruft Marie triumphirend, „und nun beobachten Sie mal den armen Jack, wenn Wolfgang ihn zu sich ruft. Den Schwanz eingezogen, auf dem Bauche kriechend, nähert er sich. So oft bei Buschwächterhunden sieht man denselben Ausdruck von widerstrebender Angst — nur die Furcht vor Schlägen spricht aus den armen Geschöpfen.“

„Sie entpuppen sich ja als große Kennerin der Seelenregungen des Hundes,“ scherzt Gebhard.

„Spotten Sie nur, einmal werden Sie doch einsehen, daß ich Recht habe. Backfische können eben auch mal Minerva's sein. — Aber nun müssen wir in diesen Waldweg einbiegen, er kürzt die Strecke bis nach Hause bedeutend ab. Mit einer Brettdroschke kommt man überall durch und Pegasus braucht ja nicht über die schlechten Brücken zu gehen, der setzt spielend über die paar Gräben!“

„Du lieber, hübscher Pegasus.“ Und sie schlingt die Arme um den runden Kopf des Pferdes und küßt die weiche Schnauze, die sich tief gesenkt hat, um in ihrer Tasche nach Zucker zu suchen, und dabei in die Pilze geräth.

„Die frißt du ja nicht, du Leckermaul, aber warte, warte. Gewiß habe ich immer etwas bei mir für Guresgleichen. Und Dros will auch ein süßes Stückchen haben und gestreichelt werden. Bist ja auch ein liebes, gutes Hundchen. Ihr sogenannten Viechers seid alle

viel mehr werth als die Menschen im Allgemeinen und manch Einer im Speciellen.“

„Aber Fräulein Marie, wo nehmen Sie diese Weisheit her?“

„Ist das etwa nicht wahr? Thut je ein Thier, sei es nun ein Hund, oder eine Katze, oder ein Pferd, oder sonst ein Hausthier mit Bewußtsein etwas Böses? Sind sie nicht die Treue und Anhänglichkeit selbst, ohne je Lohn dafür zu fordern? Womit haben sie es verdient, daß man sie quält, wie es z. B. in Dorpat geschieht? Wolfgang erzählte neulich, daß die jungen Mediziner, um Knochenbrüche zu studiren, einen Hund immer wieder vom Dach der Universität herunter werfen, auf das Steinpflaster — es machte mich ganz krank das zu hören. Sagen Sie selbst, — sind das fühlende Menschen, die das können, ein Thier bei lebendigem Leibe quälen und martern, sind das nicht Bestien — selbst wenn sie nur 2 Beine haben!“

„Ja, sobald wir auf das Thema der Vivisection kommen, gebe ich Ihnen in Allem Recht,“ jagt Gebhard, ernst werdend. „Auch mir ist es unverständlich, wie man es über's Herz bringt, wehrlose Creaturen auf die grausamste Weise zu behandeln, als ob es fühllose Körper wären, nicht mit Empfindungsnerven begabte Lebewesen. Sie sollen keine Seele haben, aber was wissen wir davon — haben ja den Sitz der eigenen noch nicht ergründet — und wer immer Thiere um sich gehabt hat, wie wir, sie beobachtet hat in ihren Freudebezeugungen, ihrer Angst vor Schlägen, ihrem Bedürfniß nach Zärtlichkeiten, ihrer Reue und Scham, müßte ja blind und taub sein, um nicht zuzugeben, daß sie empfinden, folglich Seelenregungen kennen, — genießen, aber auch leiden, tief leiden können, physisch und seelisch. Deshalb habe ich auch meinen medicinischen Curjus schnell aufgegeben. „Einmal und nicht wieder,“ schwor ich mir zu, als ich das Laboratorium

zum ersten Mal betreten hatte, und lasse die Kameraden mich sentimental nennen soviel sie wollen.“

„Das gefällt mir an Ihnen,“ sagt Marie mit ihrer prächtigen Natürlichkeit und Entschiedenheit. „Dafür muß ich ihnen die Hand schütteln und kräftig. So — und da sind auch schon die Anderen. Haben sich gelagert und reinigen die Riezchen, damit man nicht all' den unnützen Graus mitzuschleppen hat. Da die Krabaten um 8 zu Bett müssen, so haben wir uns gleich nach Tisch in den Wald aufgemacht und unser Besperbrod mitgehabt. So ein Picknick ist eine Seligkeit für die Kleinen! Sehen sie nur diese Schwarzmäulchen — Beeren einsammeln, das verstehen die besser, als Riezchen zu unterscheiden,“ lacht sie, als jetzt ein paar kleine Mädchen und Buben ihnen entgegen laufen und sich in die ausgebreiteten Arme stürzen. Gebhard ist ein großer Kinderfreund und der ganze Nachwuchs in Therenhof hängt gleich Kletten an ihm, sobald er sich zeigt.

„Ich möchte auf Pegajus reiten, bitte Onkel Gebhard,“ fleht ein stämmiges Bübchen von 7 Jahren und Gebhard erfüllt ihm den Wunsch, hebt ihn auf sein Pferd und giebt ihm die Zügel zu halten. Selbst aber Pegajus am Zaum führend, kommen sie der am Grabenrande gelagerten, jugendlichen Gesellschaft bald ganz nahe. Etwas höher als die Anderen, auf einem Baumstumpf sitzt Marie's ältere Schwester Elisabeth. Ihr Strohhut liegt neben ihr im Graze und die Strahlen der Abendsonne spielen um den feinen, kleinen Kopf.

Reiches hellbraunes Haar ist am Hinterkopf in schwerer Flechte aufgesteckt, kräuselt sich in weichen Wellen um die hohe, reine Stirn. Sanftmuth blickt aus den tiefen, dunklen Augen, liegt mit Güte gepaart um den ernstesten Mund. Prüft man jeden Zug des Gesichts näher, so kann man es nicht einmal hübsch, noch weniger schön nennen, und doch giebt es wohl

kaum Jemand, der sich dem Zauber ihrer Persönlichkeit entziehen kann, denn sie besitzt in seltenem Maaße das undefinirbare Etwas, welches man Charme nennt und das meist viel tiefer fesselt, als die regelmässigste Schönheit. Mittelgroß, sehr fein und zart ist ihre Gestalt. Weich und anmuthig, voll unbewußter Grazie sind alle ihre Bewegungen, tief und wohl lautend der Klang der Stimme, und über ihrem ganzen Wesen liegt, als etwas unendlich Wohlthuedes, der Hauch ungetrübter Herzensruhe und Heiterkeit.

Mit offenem, freundlichen Lächeln nickt sie Gebhard zu. „Die Hand kann ich Ihnen nicht reichen, Herr von Rehburg — sehen Sie bloß, wie meine Finger aussehen vom Reinigen der rothen Barawicken, und Sie wissen, im Sommer Handschuhe zu tragen, das geht über meine Ueberwindungskraft.

Aber nun sind wir auch fertig und wollen zum Rückzug blasen -- die Sonne steht schon bedenklich tief. — „Alle meine Lämmerchen kommt nach Haus!“ ruft sie fröhlich den Geschwistern zu.

Ulrich verzieht zwar das Mündchen, daß er schon wieder herunter muß von seinem hohen Sitz, aber die kleinen Therens sind gewöhnt in Elisabeth Mama's Stellvertreterin zu sehen und müssen unbedingt gehorchen, wenn „Hausmütterchen“ befiehlt. Sie hat erst vor ein paar Wochen ihren 19. Geburtstag gefeiert, aber es ist etwas frauenhaft Gehaltenes in ihrer ganzen Art und Weise, und mit allen wichtigen Begebenheiten ihres Kinderlebens flüchten die Kleinen zu ihrer „Elisabetha“, die immer, je nach den Umständen, ein tröstendes oder aufmunterndes Wort und ein geduldiges Ohr hat für alle die Freuden und Kimmernisse ihrer kleinen Herzen.

Den Wald hinter sich lassend und Feldwege benutzend sind sie im Schritt bis auf die Landstraße gelangt, und hier setzt sich der alte Bobbi, den nahen Stall witternd, schon von selbst in Trab und von Pe-

gajus, der seinen schönsten Galopp producirt — eskortirt — rollt die lange Liniendroschke dem nahe gelegenen Therenhof zu.

„Was sagen Sie zu diesem Hafer, Herr von Rehburg?“ fragt Marie von ihrem Stuckerplatz, hinten auf der Droschke, aus.

„Na, diese Kartoffeln sind auch nicht ohne,“ giebt er zurück, „und da weiter die Gerste — eine wahre Pracht.“

Gebhard muß auf sein unruhiges Pferd Acht geben, damit es nicht in die Räder geräth, aber das hindert ihn nicht, den Blick hinschweifen zu lassen über die in hoher Kultur stehenden Felder, die sich zu beiden Seiten des Weges ausbreiten.

Der Besitzer von Therenhof ist einer der ersten im Lande gewesen, welcher es verstanden hat, sich alle die großen Entdeckungen der Neuzeit auf dem Gebiete intensiver Landwirthschaft zu Nutzen zu machen. Nicht planlos, in der Sucht nach Neuerungen, aber mit praktischem Sinn und doch weitsehendem Blick hat er, — durch Drainiren der Felder, Hebung der Viehzucht, Kultur der Wiesen, verbesserte Ackergeräthe die Theorie in Praxis umzusetzen gewußt, und der dankbare Boden lohnt es mit immer höheren Erträgen.

Herr von Theren, Kreisdeputirter des W. W. Kreises, ist ein angehender Fünfziger, dessen liebenswürdige Gesprächigkeit und joviales Wesen ihm alle Herzen gewinnt.

Mit fester Hand und freundlichem Gleichmuth leitet seine Frau, eine geborene von Dohmen den vielzweigigen Haushalt und die große Kindereschaar, die fast alle das gutmüthig heitere Naturell der Eltern geerbt haben, den dankbar frohen Sinn, welcher das Leben nicht allzuschwer nimmt und es darum auch andern nicht schwer macht.

Mit zärtlicher Liebe hängen die vielen Geschwister — 10 an der Zahl — an einander und so ist es das fesselnde Bild eines wahrhaft glücklichen Familienlebens, das sich in Therenhof entfaltet und den Besucher wohlthwend anheimelt. Und seitdem Gebhard's Eltern in diese Gegend gezogen, ist er ein häufiger und immer gern gesehener Gast in dem stattlichen Hause, dessen rothes Dach aus den großen Baumgruppen des Parks vor ihnen aufragt.

Mit Lachen, Schreien und Peitschenknallen geht es vor die Anfahrt. In der Nähe des Hauses, unter einer Gruppe üppig belaubter Ahornbäume, finden sie Hausherrn und Hausfrau in Gesellschaft ihrer diesjährigen „Sommer-Gäste“, wie Frau Bertha von Theren sie zu nennen pflegt, -- Frau von Astenau, die an einen Petersburger Arzt verheirathete älteste Tochter des Hauses, und Professor Dohrenberg aus Dorpat mit seiner Frau, die eine geborene von Theren, Schwester des Hausherrn ist.

„Nun wie geht's, liebwerther Nachbar und Gönner,“ begrüßt Herr von Theren scherzend Gebhard, für den er eine ausgesprochene Vorliebe hat. „Bei ihrem letzten Besuche hier war ich noch in der Schweiz zur Nachkur. Man muß sich ja wirklich bei den jetzigen „Zeitläuften“, wie unser alter Verwalter sagt, den Mergel rechtzeitig in Carlsbad wegfahren, sonst rührt einen nachgerade der Schlag. Schlechte Ernten, schlechte Preise, Mörgelei hier und Plackerei dort — hören Sie auf mich, junger Mann — ich mein' es gut mit Ihnen, das wissen Sie! Hängen Sie den künftigen Kirchspielsrichter und alle Landwirthsideen an den Nagel, wo er am festesten sitzt und werden Sie Professor irgend einer schönen Wissenschaft, wie hier mein lieber Schwager. Sehen Sie, wie gesund und rüstig er aussieht! Weiße Haare ja, aber Milch und Blut, kein Magenleiden und keine Gelbsucht in Folge von erlebtem und immer wieder verschlucktem Mergel.“

Als Erholung nach des Winters Arbeit hat er richtige Ferien und braucht als Heilmittel für kleine „Malums“ immer nur Therenhofisches Quellwasser. Das sei viel heilkräftiger als die berühmtesten Mineralbrunnen des In- und Auslandes, so behauptet er.“

„Rechne den steten Aufenthalt in frischer Luft und Schwägerin Bertha's Menus dazu, lieber Hans,“ erwidert der Besprochene, ein ehrwürdiger Greisenkopf auf noch ungebeugtem Körper.

„Uebrigens weißt du, wir sind in Dorpat nachgerade auch nicht auf Rosen gebettet. Wie die Verhältnisse nun mal sind, kocht einem häufig genug die Galle über, und unsereins kann sich auch in aller Geschwindigkeit und Leichtigkeit ein Leberleiden anhängern. Gelegenheit giebt's auch bei uns genug — dafür sorgen erstens die Zeitungen und zweitens die liebe academische Jugend, aber auch umgekehrt, wie es gerade kommt.“

„Ja, ja — weiß schon, hast als Rector Plage genug gehabt mit diesem wilden Völkchen, das los des Schulzwanges in überschäumender Jugendlust und in erstem Freiheitsdusel gern 'mal über die Schnur haut.“

„Und sich nichts vorschreiben lassen will.“

„Aber der Geist — ich denke, das kann man dreist behaupten — der Geist ist ein guter, nach allen Seiten hin.“

Schon das muß man ihnen anrechnen — sie treiben absolut keine Politik.“

„Das würde auch noch fehlen,“ ereifert sich der Professor. „Was hat diese kaum der Schulbank entwachsene Knabenwelt damit zu schaffen? Für das Schicksal des Landes zu sorgen, das sollen sie hübsch älteren, erfahreneren Köpfen überlassen. Um Forderungen an den Staat zu stellen, dazu sind Männer nöthig mit geklärtem Urtheil, Männer, welche beanspruchen können, daß ihre Meinung Bedeutung erhält, in Wort und

Schrift zum Ausdruck kommen darf. Staatswohl ist eine harte, schwer zu knackende Nuß, an die sich keine Milch-, nur Weisheitszähne zu machen haben. Nichts Müßigeres für junge unfertige Köpfe, als sich einmischen zu wollen in Fragen, die sie absolut nichts angehen. Ihre Zeit wird ja kommen. Jugend soll sich erst selbst erziehen, die Universitätsjahre sind ja gerade die Periode der Entwicklung vom Jüngling zum Mann, wo sich der sittliche Kern festigen muß, der allein Recht giebt Kritik zu üben. Unreife Kritik aber von Feuerköpfen ist eine große Gefahr für den Staatsbau — wie eine Säure frißt sie sich hinein, zerstörend, der Himmel bewahre uns davor, ihre Folgen sind nicht abzuwehren. Aber, Gottlob, damit giebt sich unsere Studentenschaft nicht ab und in dieser Beziehung ist ihr nichts vorzuwerfen. Wenn ich vorhin den Tadel gegen die academische Jugend aussprach, meinte ich — das Duellwesen — es sind ja nachgerade Zustände eingerissen, gegen welche die energischsten Maaßregeln ergriffen werden müssen, soll nicht die Existenz des Ganzen, d. h. das Corporationswesen in seiner jetzigen Form in Gefahr kommen. Ich halte sehr viel von der Selbstdisziplin und Selbstverantwortung — aus sich selbst heraus muß die Studentenschaft erkennen lernen, daß ein Wandel Noth thut und daß man hier unseren jungen Freund," wohlwollend klopft der Professor Gebhard auf die Schulter, „zum Senior gemacht hat . . ."

„Richtig, sind ja I. Chargirter geworden, seit wir uns zuletzt gesehen, — gratulire noch nachträglich," wirft Herr von Theren ein.

„Läßt mich hoffen, man werde in der Livonia vernünftigen Beschränkungen zugänglich sein," schließt der Professor seinen Satz.

„Na, parirt Ihnen die Livonia auch ordentlich, was?" fragt der Hausherr und lacht sein breites, ge-

müthliches Lachen. „Weiß schon, weiß schon — bin ja selbst Dörpt'scher Student und Livone gewesen, habe sogar mitgestiftet. — Ohne Opposition und Redeschlachten geht es nicht ab, wo solch' junges Volk sich in Selbstverwaltung übt. Muß auch so sein, Kampf und Jugend, das gehört zusammen, halte das für nöthig und gesund — übt die Geisteskräfte, schärft den Verstand, entwickelt den Willen, festigt die Meinung, bildet die Ueberzeugung, weckt die Schlagfertigkeit — kurz alles Dinge, die man im späteren Leben gut brauchen kann. Gerade in diesem erzieherischen Moment sehe ich den großen Nutzen des Aufenthalts in Dorpat — natürlich im Verbande einer Corporation, — eine zweite Schule, weniger für das Gehirn, als für den Charakter, und meine 6 Söhne müssen allmählig alle hindurch.“

„Nun, es ist nicht alles Gold, was glänzt,“ meint der Professor trocken. „Dorpat allein genügt, meiner Meinung nach, nicht für diesen Zweck. Es hat sich da nachgerade eine gewisse Einseitigkeit eingebürgert — nur die althergebrachte Tradition herrscht und hat sich zum Conventiellen ausgebildet. Der offene Blick auf's weite Leben fehlt, das Haus hat zu wenig Fenster und Thüren, die Luft wird dumpf und der Schwamm nistet sich ein . . .“

„Nun ja, vollkommen ist ja nichts auf der Welt,“ unterbricht Herr von Theren, der immer lieber selbst redet als zuhört, „daß da ein paar Schäden mit unterlaufen, das ändert nichts an der Thatsache, daß die Dorpater Universität unseren Jungen alles bietet, was nöthig ist, um aus ihnen brauchbare, tüchtige Söhne ihres Landes zu machen. Wer es kann, geht meist nach beendetem Studium noch etwas auf Reisen — das ist gewiß heilsam und wünschenswerth! aber die feste Grundlage ist gelegt, die Beziehungen

sind geknüpft, welche auch später noch wie ein einigen-
des Band schlingen . . .“

„Mit der Einigkeit ist das auch so eine Sache,“
fällt der Professor lebhaft ein, „später ebenso gut, wie
jetzt. Wollte Gott, sie wäre da, wo es sich um so
ernste Fragen handelt, wie ich sie schon andeutete,“ —
damit kommt der Professor auf seinen ersten Gedanken-
gang zurück.

„In der Sturm- und Drangperiode der Studenten-
zeit, zeigt sich naturgemäß eben soviel Beharren wie
Vorwärtsstürmen, je nach der Anlage. Jugend, wenn
sie nicht ultraliberal, ist immer hoch konservativ, und
da kämpft oft größere Borausicht vergeblich mit starrem
Festhalten an längst Bestehendem. Und doch wäre es
an der Zeit, das Vertrauen zu rechtfertigen, welches
die Obrigkeit der academischen Jugend entgegenbringt,
und einmüthig zusammengeschlossen, an die Sanirung
desses zu gehen, was entschieden derselben bedarf. Das
Duelliren ist an der Tagesordnung, als ob das der
Hauptzweck des Dorpater Aufenthalts wäre.“

„Jugend hat eben keine Tugend,“ unterbricht
wieder Herr von Theren. „Die Weisheit des Alters,
welches nach Ausgleich sucht, kann und soll man nicht
von ihnen verlangen. Und lieber etwas Unvernunft,
als ein Philisterthum vor der Zeit. Rasch pulsirendes,
junges Blut wird immer heiß sein, unbeherrscht, zu
rasch einspringend bisweilen mit Wort und That, aber
laß es sich austoben nach allen Seiten hin. Denke an
deine eigene Studentenzeit. Wir waren doch auch 'mal
so, Ulrich, — wir haben auch munter darauf losge-
hauen und geknallt, wenn es uns paßte.“

Ein Schatten fliegt über das ausdrucksvolle Gesicht
des Professors.

„Vielleicht, mein lieber Schwager,“ sagt er, „aber
es sind jetzt leider andere Zeiten, als damals vor 30

und 40 Jahren, ernstere, entscheidendere, möchte ich sagen, und auch die heutige Jugend muß sich dessen bewußt werden. Kühlere Ueberlegung, weitblickendere Voraussicht, größere Urtheilskraft verlangt man schon von solch jungen, übermüthigen Studentenvolk — die Umstände bringen es eben mit sich, — das muß man immer bedenken."

"Du siehst wieder einmal zu schwarz, lieber Ulrich. Noch sind die Zeiten nicht so absolut andere. Gönnen wir der jetzigen Jugend, was wir selbst genossen, unbekümmertes, sorgloses Drauflosleben, — das vorsichtige Abwägen und berechnende Klügeln kommt immer noch früh genug. Möge die Gluth nur lodern und brennen. Das Leben sorgt schon für Abkühlung und Ueberlegung, setzt schon Brillen auf, öffnet die Augen, scharft den Blick für die Bedürfnisse der Allgemeinheit. Die Selbstverwaltung, welche die Corporationen besitzen, ist immerhin eine gute Vorbereitung dafür."

"Einverstanden, auch ich halte viel von diesem Recht der Selbstbestimmung, welches unseren Studenten, im Gegensatz zu den russischen, gelassen ist, aber gerade darum erwarte ich auch von unseren Burichen, daß sie ein waches Gefühl haben für die Schäden, welche, wenn sie noch mehr einreißen, unberechenbare Folgen nach sich ziehen können."

"Nur nicht zu tragisch nehmen, Schwager, noch steht der Bau felsfest."

"Ja, wenn man alles hübsch mit der rosen Brillen sehen will. Ach du, Conservativer — als Landwirth bist du doch garnicht so, hast den Fortschritt auf die Fahne geschrieben. Da ist dein Auge klar und dein Urtheil scharf. Ein Dachstuhl neigt sich — du bestiehlst, du bedenkst den Fall, läßt den morschen Balken entfernen und einen neuen, starken einziehen. Ueberall im Leben gilt es sichern, nichts versäumen, fest machen gegen den Sturm der Zeit."

Und im Bau des Corporationswesens giebt es auch solch einen morschen Balken, das ist eben das Pistolenduell . . .“

„Dein Vergleich hinkt stark, mein lieber Ulrich. So einen schiefen Dachstuhl wieder in's Loth zu bringen, ist eine sehr einfache Sache; mit dem Duell liegt die Frage denn doch complicirter. Da kann die Veränderung ebenso gut Schaden als Nutzen nach sich ziehen. Das Gleichgewicht kann dabei erst recht verloren gehen. Ob es überhaupt ohne Duelle geht, ist doch noch sehr zweifelhaft, Ulrich, das mußt du zugeben. Wo soviel Jugend zusammenströmt, aus den verschiedensten Schichten der Gesellschaft, wo so viel heißes Blut, so viel brausende Kraft in Leidenschaft überhäuht, da werden wohl immer die Collisionen und Konflikte entstehen können oder sagen wir — müssen, deren letzte Consequenz — wenigstens bei den herrschenden Anschauungen — die Forderung auf Leben und Tod ist.“

„Ob und wie weit Duelle ganz zu vermeiden wären, das wollen wir jetzt nicht weiter erörtern,“ erwidert der Professor, „aber die Pistolenduelle können und müssen eingeschränkt werden — das ist das reine Hazard. Gegen das Duellunwesen, gegen die Duelljucht kann nicht energisch genug Front gemacht werden. Das ist Pflicht, ist einfach Selbsterhaltungstrieb für die Corporationen. Schwer könnte es sich rächen, wenn man die drohenden Zeichen der Zeit nicht beachtet. Alles kann Breche sein für einen rücksichtslos andringenden Feind.“

„Darin muß ich dem Herrn Professor unbedingt recht geben,“ mißt sich jetzt Gebhard, der bis dahin mit Aufmerksamkeit zugehört hat, in's Gespräch. „Wir können uns dem nicht mehr verschließen, daß jetzt keine Zeit zu verlieren ist, um der Obrigkeit den Beweis zu liefern, es sei den Corporellen Ernst damit, einen

Wandel zu schaffen in dieser leidigen Angelegenheit. Die Pistolenduelle haben fraglos allzusehr überhand genommen, die öffentliche Meinung ist so erregt, daß ihr Rechnung getragen werden muß und selbst, wenn wir die ethische Seite nicht berücksichtigen, die praktische allein fordert richtige Beurtheilung und energisches Vorgehen. Es steht wirklich Werthvolles auf dem Spiel. Schon einmal ist uns von autoritativer Stelle die Mahnung zugegangen, wir riskirten — falls nicht in baldige von Seiten der Studentenschaft erfolgreiche Maaßnahmen zur Aenderung des Duellunwesens ergriffen und durchgeführt würden — die eigene Gerichtsbarkeit zu verlieren."

"Das klingt freilich sehr ernst," jagt Herr von Theren und wendet sich interessirt zu Gebhard, "und wäre sehr schlimm für die Corporationen."

"Ja, so schlimm, daß mir kein Opfer zu groß erscheint, um zu verhindern, daß diese Drohung zur thatächlichen Ausführung gelangt."

"Und was gedenken Sie zu thun?"

"Jedenfalls alles, was in meiner Macht steht, um das Pistolenduell nach Möglichkeit zu erschweren. Es wird nicht ohne Kampf gehen, denn viele sind dagegen auch nur ein Jota des Bestehenden zu ändern, wollen sich das, was sie ihr gutes Recht nennen, nicht schmälern lassen, ihre Differenzen nach dem selbstconstruirten Ehrenkodex auszutragen, auch mit der so viel gefährlicheren Kugel, wenn es ihnen gerade so paßt. Im Laufe der letzten Jahre sind schon verschiedene Vorschläge in dieser Frage gemacht worden, aber es waren alles ungenügende Beschränkungen. Mir scheint, der vorzuschiebende Riegel muß sehr schwer und fest sein, wenn er etwas nützen soll, darum habe ich die Absicht als Radicalmittel den Antrag zu stellen, ein jeder Student, der sich auf Pistolen duelliren wolle, müsse sich vorher exmatriculiren lassen."

„Oho, das ist aber wirklich radical! Da kann ich mir denken, daß Ihnen viele Widerjacher erstehen werden oder schon erstanden sind. Mein Neffe Wolfgang wird nie für solch eine Einschränkung in der Ausübung althergebrachter Gewohnheitsrechte stimmen.“

„Ja, Tiefenthal und ich sind ehrliche Feinde,“ lächelt Gebhard.

„Ehrlich! Ja, du vielleicht!“ denkt der Professor und blickt sinnend auf das freimüthige Gesicht des Sprechenden, laut aber sagt er: „Das war ein braves Wort, Rehburg.“

„Man achte eine jede Ueberzeugung, auch wenn man sie nicht theilen kann. In ihr liegt doch der Keim zu einem kraftvollen Denken und Handeln. Wir sind nur diese Duzendcharaktere verhaßt, die von 12 — ja oft zwei Duzend Menschen ihre Meinung entlehnen, heute wie der 1te, morgen wie der 12te, oder gar der 24te denken und urtheilen . . .“

„Na, Wolfgang weiß nur zu gut, was er will,“ sagt sein Onkel. „Fester Kopf, das muß man ihm lassen — und er versteht seinen Standpunkt zu vertheidigen, liebt die Wortgefechte. Schade, daß er heute nicht hier ist, hätte gerne so eine kleine Discussion, z. B. über die Duellfrage angehört zwischen Ihnen und ihm, um zu sehen, wie Sie Beide das Schwert des Geistes gegen einander schwingen — muß ja Funken sprühen — das sehe ich gern. Aber die Jungens sind nach Essen gefahren, um sich den berühmten Biererzug anzusehen, mit welchem Trostberg seine junge Frau heimführen will. Meine Söhne werden bedauern, Sie verfehlt zu haben, Gebhard. An meinem Max erhalten Sie übrigens einen Parteigänger, glaube ich. Vor ein paar Tagen zankte er sich schon mit Wolfgang in der Duellfrage so, daß der Uebermuth, die Marie, gerade beschäftigt die Blumen auf der Veranda zu begießen, ihnen, mir nichts dir nichts, den ganzen Inhalt ihrer

gefüllten Gießkanne über den Kopf goß. „Zur Abkühlung!“ sagte sie dabei seelenruhig. Pudelnasß waren sie geworden — die jungen Kampfhähne, besonders Wolfgang.“

„Ich habe einmal gelesen, daß man Hunde, die sich verbissen haben, nur so, durch einen Kaltwasserguß aus einander bringt,“ erklärt Marie ganz ernst ihre Handlungsweise.“

„Schöner Vergleich! Bruder und Better sind doch nicht ein paar Bierfüßler,“ lacht der Vater.

„Bei Dir gipfelt aber alles in Pferden und Hunden.“

„Hör' mal, Marie, sei aufrichtig und gieb es zu, Du wolltest damit nur Wolfgang, Deiner bête noire, einen tüchtigen Schabernack spielen und hast ihm auch seinen eleganten hellgrauen Complet arg zugerichtet,“ lacht Frau von Astenau.

„Aber Adele, wo denkst Du hin! — Nein wirklich! es war purste Schwesterliebe. Ich glaubte meinen Lieblingsbruder aus schwerer Lebensgefahr erretten zu müssen,“ behauptet Marie mit treuherziger Miene, aber der Schalk lacht aus ihren Augen. „Solche Discussion bei 21 Grad im Schatten, ich dachte, ihn träfe der Schlag. Uebrigens, Graf Wolfgang Tiefenthal ist reich genug, um sich noch ein halbes Duzend solch piquefeiner Anzüge machen zu lassen, wenn sein Herz darnach verlangt und die Dorpater Schneider wollen auch leben — also gönne ihnen den „Extraverdienst“.“

„Nach Dorpater Machwerken sehen Wolfgang's Kleider nicht aus, — die stammen zum Mindesten aus Riga...“

„Na, Mädels, wie wär's,“ unterbricht hier der Vater, „machen wir vor dem Souper noch eine Bootfahrt?! Der Abend ist so selten schön, und man muß ihn genießen. Mit dem eigentlichen Sommer ist es doch bald vorbei.“

„Leider kann ich nicht mit, Papachen,“ entschuldigt sich Elisabeth. „Das Kindermädchen hat sich zu einer Hochzeit ausgebeten, da muß ich heute Mama helfen, die Kleinen zu Bett bringen.“

„Und ich muß die Riezhchenkocherei beaufsichtigen, sonst werfen sie mir in der Küche die Hälfte fort,“ ruft Marie.

„Gut, dann gehen wir Herren noch ein wenig in die Kälberkoppel und bis zur Mühle. Die Turbine ist angekommen,“ wendet sich Herr von Theren an Gebhard. „Der Monteur stellt sie gerade auf und das wird sie interessiren, junger Landwirth in spe. Ich verspreche mir viel von dieser Ausnutzung der Wasserkraft, und vielleicht lohnt es sich einmal auch für Krakenorm.“

„Und Du, Professorchen, kommst Du mit?“

„Danke! Ich habe heute mein Pensum schon abgetraht und will die Zeitungen etwas genauer durchsehen, — habe bloß die Depeſchen durchslogen. Meine Fachzeitſchriften häufen sich auch bedenklich an bei dem Nichtsthuerleben hier und nächstens heißt es doch wieder Collegia lesen.“

„Na, dann wandern wir à deux ab, Rehburg, wenn es Ihnen recht ist, — $\frac{3}{4}$ Stunden haben wir ja wohl noch Zeit. Wollen Sie einen Spazierstock? Ach so, Sie haben Ihre Gerte. Ja, etwas muß der Mensch in der Hand halten, dann geht es sich viel gemüthlicher.“

Marie blickt ihnen nach.

„Wirklich, sehr sympathischer Junge, der Gebhard. Wenn Dein Verehrer nur ein Hundertstel so nett wäre.“

„Mein Verehrer? Was hast Du Dir da ausgedacht? Wen meinst Du?“

„Aber, heilige Elisabeth! muß man Dir wirklich ein Laternchen anzünden? Wolfgang natürlich, — er ist ja ganz verfracht in Dich.“

„Marie, was für ein Ausdruck?!“

„Nun dann verschossen, wenn das feiner klingt. Schießen ist ja seine Force, oder verliebt, wenn auch dieser Ausdruck Dein kleines Ohr verlegt. Ja, ja, sieh' mich nur ganz erschreckt an — ich weiß, was ich weiß, Backfische haben doch auch Augen und Ohren, und die Erkenntniß giebt ihnen der Himmel im Schlaf. Und noch eins — warte, ganz leise in's Ohr sage ich es Dir: Nimm Dich in Acht — eifersüchtig ist er auch.“ Schelmisch auflachend tänzelt sie davon.

Die Spaziergänger haben die hübsche Kälberschaar bewundert, die auch nachts im Freien bleibt „zur Abhärtung“, sich über Turbinen, Wasserkraft, Motoren unterhalten, — jetzt schreiten sie längs dem Fluß durch die lauschigen Wege des Parks wieder dem Hause zu.

Herr von Theren erzählt allerlei. Er hört sich gerne sprechen und Gebhard ist ein stets aufmerksamer Zuhörer, läßt sich von diesem Musterlandwirthen über Verschiedenes belehren, was ihm für die Zukunft von Nutzen sein kann.

„Drainiren ist eine Sanierungsarbeit,“ wiederholt der Hausherr. „Werden alle die stagnirenden Wasser nicht abgeleitet, so nützen sie nur dem Unkraut, das wuchert lustig darauf los und erstickt die edlen Kräuter. Und das ist mit den Menschen auch so. Ach, da läutet es schon zum Abendessen, nun müssen wir den Schritt etwas beschleunigen. Aber noch eins, lieber Gebhard, — ich weiß nicht, ob ich Sie noch einmal sehen werde, — ich muß in der nächsten Zeit wieder nach Riga und Sie fahren bald nach Derbiten, da möchte ich Sie gleich heute um etwas bitten — hüten Sie mir meinen Jungen, den Max, ein wenig aus. Das ist ein Tollkopf, aber ein braver, anständiger Junge, der nicht leicht etwas Unhonoriges thun wird. Er soll sich in Dorpat austollen nach Herzenslust und ohne Grillenfängerei

seine ersten Semester genießen, bis zur Reife — das spätere Leben sorgt schon für Kaltwasserspänne und für graue Wolken und geknickte Hoffnungen, und was so die Anhängsel sind, die jeder mitzuschleppen kriegt, wenn unser Mai verblüht. Ich war selbst mal ein Draufgänger und ich liebe stramme, fixe Jungen. Studenten sollen keine Tugendbolde sein, keine Philister vor der Zeit — also nicht in Watte wickeln oder am Gängelbände führen, aber sie verstehen schon, was ich meine und was ich fürchte, und was nicht nöthig ist, um den Jugendbecher auszukosten, Zügellosigkeit und was drum und dran hängt, Leib und Seele entnerot. Ich könnte ihm ja über manche Gefahr die Augen öffnen, aber so unter Kameraden macht sich das oft leichter, ungezwungener, möchte ich sagen, als wenn ein Aelterer und sei es selbst der eigene Vater, abwinkt.“

Herr von Theren bleibt vor der Hausthür stehen und die Stimme senkend fährt er fort:

„Also wenn Sie können, bewahren Sie ihn vor schlechter Gesellschaft à la Wolfgang. Ich habe großes Vertrauen zu Ihnen, Rehburg, und darum spreche ich offen. Der Junge macht mir Sorgen, jetzt wo ich ihn näher kennen lerne. Ein rechter Heißsporn, in dessen Adern das kurlisch-polnische Blut über das ruhigere, gesetztere livländische zu überwiegen scheint. Ein gefährliches Gemisch in ihm von Hochmuth, Eitelkeit, Stolz, Arroganz und als Hauptingredienz Egoismus von der gefährlichen Sorte, der rücksichtslos seine Zwecke verfolgende Egoismus!

Schon als Knabe war er ein Racker, vielleicht weil ihm von klein auf die leitende, weiche Frauenhand gefehlt, die allein solche Naturen in richtige Bahnen zu lenken weiß. Daß seine Mutter, meine arme Schwester, so früh starb, war für sie, welche sich in Kurland gar nicht einleben konnte, vielleicht eine Erlösung, aber für

Wolfgang ein rechtes Unglück. Mit der Stiefmutter ging es garnicht und so blieb er allein auf sich angewiesen, oder, was schlimmer war, unter dem Einfluß älterer Brüder, von denen der eine — na, Sie werden es ja gehört haben — unmöglich geworden, vor einer Reihe von Jahren außer Landes ging, über die große Waschschüssel für Oeandampfer und Europamüde — und jetzt cow-boy ist oder so was — ritt brillant der Junge! Man soll ihn übrigens mit Ihrem Vetter Ewald gesehen haben — irgendwo, ich glaube in Californien — jedenfalls verschollen! Na, und der Vater, mein Schwager, hat immer viel zu viel gehalten von Wein, Weib und Gesang. Und das vererbt und entwickelt sich, wenn kein Gegengewicht rechtzeitig das Uebermaaß an Genußkraft in gesunde Bahnen, zum Guten leitet, die Kraft zur Stärke macht. Das ist wie beim Drainiren, von dem wir vorhin sprachen, und ich sagte es schon einmal... Das läßt sich auf Menschen anwenden, wenn man näher zusieht, — edle Kräuter ersticken das Unkraut, oder umgekehrt. Drainiren ist eine Sanierungsarbeit.

Ich hatte gehofft, Dorpat würde diese Wirkung ausüben, seinen Character umbilden, — habe selbst dem Vater gerathen, es mit unserer Alma mater zu versuchen, mit der Livonia, auf deren gute Traditionen ich baue, aber jetzt fürchte ich fast, daß Tiefenthal wie die faule Apfelsine wirken wird, welche die ganze Kiste ansteckt, wenn man sie nicht rechtzeitig entfernt. Solche Naturen finden immer Anhängererschaft, sie wirken und ziehen an, häufig gerade durch ihre weniger lobenswerthen Eigenschaften — das macht sie zu einer Gefahr für unreife Gemüther.“

„Für absolut schlecht halte ich ihn nicht,“ sagt Gebhard lebhaft. „Unbeherrscht, zügellos ja, aber das ist bei ihm vielleicht mehr Manier als Wesen. Eher würde er sich die Zunge abbeißen, als zeigen, daß er

Gefühl, Empfindung besitzt. Eigentlich ist es schade um ihn, denn im Grunde ist er doch eine Herrennatur.“

„Ja, aber eine solche, die nur Rechte kennt, ein schrankenloses Ausleben des eigenen Ich's“ wirft Herr von Theren ein.

„Und eins hebt ihn empor über manchen, unter uns,“ fährt Gebhard fort, „das ist sein persönlicher Muth.“

„Muth zeigt auch der Mameluck, Gehorsam ist des Christen Schmuck, lieber Gebhard. Unterordnung unter Sitte und Gesetz ist die erste Pflicht eines Christen. Ich fürchte, auch davon hat mein Nefse wenig. — Da läutet es zum zweiten Mal, — wir müssen hinein,“ mit einem Seufzer tritt Herr von Theren in's Wohnzimmer, „können später weiterreden!“

Dazu kommt es jedoch nicht mehr.

Nach dem Thee legen die Damen Beschlag auf den „Vielseitigen“, wie der Professor sagt, und Gebhard muß sich an's Klavier setzen. Es wird viel musiziert im Therenhofschen Hause. Frau Bertha selbst spielt sehr hübsch, und die jungen Mädchen singen, besonders Marie hat einen viel versprechenden Mezzosopran, der in Dorpat ausgebildet werden soll.

Nachdem Elisabeth und Marie Rubinsteinsche Duette gesungen und die Hausfrau mit Gebhard Mendelssohn'sche Duverturen vorgetragen hat, sagt Marie bittend:

„Jetzt noch etwas Eigenes, Herr von Rehburg, ja?“ Unter allen seinen reichen Fähigkeiten besitzt Gebhard in hervorragendem Maße die Gabe der Musik, besonders ein hübsches Improvisationstalent.

Der häufige Garnisonswechsel und später Fellin ist einer richtigen Ausbildung nicht förderlich gewesen. Nur die Mutter, selbst über Mittelmaaß musikalisch, hat ihn unterrichtet, eingeführt in die unsterblichen Schöpfungen großer Meister. So ist er durch und

durch Naturtalent geblieben, aber für den, welchem nach Ausdruck ringende Genialität mehr ist als höchste Kunsttechnik und Virtuosität, für den hat sein Spiel etwas Ueberwältigendes. Welch' ein Anschlag und Welch' ein Gefühl! Die ganze Welt seines Innern offenbart er in diesen Phantasien. Reiche Melodien quellen unter seinen Fingern hervor, ein ganzes Orchester zaubert er aus den Saiten.

Gebhard fühlt selbst, daß er einen guten Tag hat. Er spielt mit hinreißendem Feuer und Schwung eine brauende Hymne auf das Leben, das vor ihm liegt, auf das Glück. „Ein Hoch der Jugend“ würde er es nennen, wenn er Muße fände, diese Schöpfung unmittelbarer Eingebung festzuhalten und auf Notenpapier zu bannen.

Alle die Gedanken, welche ihn während des Rittes bewegt, alles, was in seiner Seele jauchzt und frohlockt, er läßt es ausklingen, dahinströmen in herrlichen Harmonien, in rauschenden Tonwellen. Es ist, als könnte er sich gar nicht trennen von dem Instrumente, welches unter seiner Berührung zu singen und zu jubeln scheint.

Am Fenster, von der Gardine ganz verborgen, steht Elisabeth regungslos. Unerklärliche Gefühle ringen in ihr, Weh und Wonne hat sie durchschauert unter dieser Fluth von Klängen, ihre Augen füllen sich mit Thränen die langsam über ihre, vor innerer Bewegung, erblaßten Wangen rinnen.

Als er mit hin- und herwogenden Arpeggien schließt, klatschen seine Zuhörer Beifall und an's Klavier tretend sagt die Hausfrau:

„So hübsch haben Sie selten gespielt, Gebhard. Wie sind Sie zu beneiden um dies Können! Sie sollten aber wirklich anfangen, diese Phantasien zu Papier zu bringen; es ist schade, daß sie so verklingen und unmiederbringlich verloren gehen.“

„Wenn ich Alles niederschreiben sollte, gnädige Frau, was mir so unter die Finger kommt und durch den Kopf geht, ich müßte den halben Tag Noten malen.“

„Dieses müssen Sie wenigstens einmal thun, Herr von Rehburg,“ ruft Marie lebhaft aus, „und Ihre heutige Improvisation mir widmen, ja? bitte, das würde mir solchen Spaß machen.“

„Gut! Ich verspreche es Ihnen, Fräulein Marie.“

Wenn sie geahnt hätte, welche Erinnerung ihnen allen das Notenblatt sein würde, welches er ihr einige Tage später übersandte.

„Vive la Jeunesse!“ stand darauf und darunter „Fräulein Marie von Theren zugeeignet von Gebhard von Rehburg.“

„Nun muß ich fort! Es ist sehr spät geworden. Besten Dank für den angenehmen Abend.“

Elijabeths kalte Hand hält er etwas länger in der seinen. „Auf Wiedersehen in Derbiten, Fräulein Elijabeth. Und nicht wahr, ich bekomme die 3-te Française an beiden Tagen.“ —

In silbernem Lichte liegt hellstrahlender Mond auf dem Hof, als sie alle vor die Hausthür treten, den Gast zu geleiten. „Welch' eine Nacht! Ich beneide Sie um den herrlichen Ritt,“ sagt Marie.

„Ja, es wird prachtvoll sein,“ giebt Gebhard zurück. Er sitzt schon im Sattel. Elijabeth kann den Blick nicht lösen von ihm. Ein junger Centaur — Reiter und Pferd sind wie verwachsen mit einander. Zum ersten Mal durchzuckt es sie: „Wie wunderschön er ist!“

Pegasus rascher Hufschlag verhallt. Durch Elijabeth's zarte Gestalt läuft ein Schauer.

„Kommt herein, Kinder,“ sagt Frau von Theren, „es ist sehr kühl geworden. Ihr werdet euch erkälten in den leichten Kleidern.“

*

*

*

Wie langsam verrinnt die Zeit in der Aussicht auf beglückendes Erlebniß, scheint still zu stehen, wenn man in froher Ungeduld ihr zuruft: „Bringe sie rasch herauf aus dem Schoße der Ewigkeit. — Wiedersehen — Wiederfinden — ersehnte Freude — bewilligten Wunsch — erfüllten Traum.

Allzurast, pfeilgeschwind enteilt sie, die Unaufhaltsame, wenn sie uns näher und näher bringt, was wir hinauschieben möchten; läßt uns vergeblich flehen, bangen Herzens, mit zitternd verschlungenen Händen: „Stehe still, du Flüchtige, — weilt, o weilt ihr Stunden, haltet sie noch zurück, Abschiedsqual, Trennungsweh, Verlust, Herzeleid, — o führt sie nicht herauf, die letzte Nacht, den allerletzten Tag!“

Unbarmherzig aber gegen Wink und Abwehr geht sie ihren Weg, die nimmermüde Pilgerin Zeit. Mit starren Augen, immer nur vorwärts blickend, wandert sie weiter und weiter, die Raftlose, taub für Erdenstimmen, unbeirrt und unbeeinflusst durch Menschenbitte und Menschendank. Und ihr vorauf fliegen Sehnsucht und Hoffnung, die Zwillingsschwestern, und ihren Spuren folgen jubelnde Erfüllung und lächelnde Gewährung, aber auch Entjagung in den dunklen Schleiern und Verzicht mit dem bitteren Zug um den bleichen Mund, — sie alle die Gaben austheilend, die nach seinem heiligen Rathschluß ihnen Gott der Herr verliehen für eines jeden Menschen irdischen Lebensweg.

Mit der ganzen Hoffnungslosigkeit drängenden Liebesgefühls freut sich Gebhard auf das baldige Wiedersehen mit Martha.

Für seine Mutter ist jeder Tag zu kurz, der ihr noch den Sohn läßt. Durch die Hochzeitsfeier in Derbiten verliert sie fast eine ganze Woche seines Ferienaufenthalts, aber sie hat kein Wort des Bedauerns geäußert, sie gönnt ihrem Herzensjungen den Genuß und die Erheiterung, welche die Lustbarkeiten

dort ihm in Aussicht stellen, und sie rüstet mit liebender, sorgsamer Hand alles zu seiner Abreise, läßt es sich nicht nehmen, seine Sachen selbst fein säuberlich zu falten und ordentlich einzupacken. Besonders der Frack und die Wäsche müssen doch in tadellosem Zustande dem Tschemodan entsteigen, dürfen nicht nach Jünglingsmanier ziemlich rücksichtslos be- und mißhandelt werden.

„Zwei Mal habe ich die Blätthemde der Wäscherin zurückgegeben, jetzt aber sind sie wirklich blendend weiß und tadellos glänzend,“ sagt sie und wickelt sie sorgfältig in ein Handtuch, auf daß ja kein Fleck ihre schimmernde Vorderseite verunziere. „Sieh’, wie schön glatt alles hineingegangen ist und hier in die rechte Ecke lege ich dir ein Schächtelchen hinein mit 6 weißen Kravatten, die ich aus Riga habe kommen lassen. Sie sind so leicht geknüllt und das Zuviel kannst du auch in Dorpat gut brauchen.“

„Danke, du liebes, gutes Mamachen, — Du denkst auch an Alles.“ —

Der letzte Morgen bricht an. Noch ein Besuch bei Pegasus, der reichlich Zuckerstückchen erhält, — ein Gang durch den Garten, wobei man Nebensächliches redet, weil das Herz zu voll ist, — dann die letzte Mahlzeit!

Ach, wie leer wird es sein, wenn er fehlt. Wie still das Haus, wo sein kräftiger Schritt — allzu kräftig häufig für Krakenorns morsche Dielen — nicht hallt, sein Lachen und fröhliches Pfeifen nicht mehr erklingt.

Armes Mutterherz, das an jeder Trennung so jäwver trägt, wie an ewigem Abschied.

„Also Ihr schickt mir, bitte, den Koffer, sowie die Kiste mit den Büchern zum 20-ten nach Dorpat, nicht wahr? Und daß mir der Rein dabei gut auf den Dros aufpaßt. Droht ihm, ich würde ihn ohne viel

Federlesen von der Steinbrücke in den Embach schmeißen, wenn er mir mein liebes Hundchen nicht wohlbehalten hinbringt. — Komm' mal her, Dros, und gieb die Pfote zum Abschied."

Traurig, mit eingezogenem Schwanz nähert sich das kluge Thier und angstvoll blickt es seinen Herrn an, der ihm die seidigen Ohren streichelt und den Rücken klopft.

"Sieh' doch, Nora, ich glaube wirklich, er weint. Er hat verstanden, daß er zurückbleiben muß, heute nicht mitkommt."

"Ja, gewiß, das habe ich schon früher bemerkt. Er versteht ganz genau Reisevorbereitungen von Fahrten in die Nachbarschaft zu unterscheiden und"

"Die Pferde sind vor!" meldet der Diener. --
"Que faire, es schlägt die Abschiedsstunde. Ich kann also in Derbiten melden, Morchen, daß du in 3 Tagen mit den Therenschen Damen kommst. Nicht weinen, Mamachen, nicht weinen. In 17 Wochen — nein 16 nur — bin ich wieder da! Hurrah! Und jede Woche sollst du einen Brief haben."

"Gott geleite dich, mein Herzenssohn." — Sie nimmt den blonden Kopf zwischen ihre zitternden Hände und der Kuß, den sie auf seine Stirne drückt, ist ein Gebet, wie nur ein gläubiges Mutterherz es emporjendet zu Gottes Thron, ein Gebet, das Segen erfleht und Schutz in jeder Gefahr. "Erhalte ihn mir," fleht sie stumm.

Noch einmal umarmt er die Mutter, schüttelt dem Vater die Hand, dann springt er in den Korbwagen, auf welchen schon Karl sein Gepäck gebunden. "Brauz, Jahn, fahr' zu. Adieu, adieu, -- auf Wiederseh'n!"

Noch lange schwingt er die Mütze, dann als ihr letzter Schimmer verschwunden, schlägt Frau von Rehbürg schluchzend die Hände vor's Gesicht. "Wieder einmal davon geflogen für lange Monate und jeder

Tag ist nur Vermiffen und jehnjuchtsvolles Harren bis zur Wiederkehr.

Und kehrt er wieder?

O dies Dorpat! Ihr graut davor, wenn er dahin zurückkehrt, wie ihr vor der Schule gegraut hat, früher, wie immer, wenn er fern von ihr und mit vernichtendem Schlag ein Unglück ihn treffen kann. Sie ist überzeugt, daß sie in allem seiner Charakterfestigkeit vertrauen kann, sie weiß, daß nach den Zeiten tollen Uebermuths in fröhlicher Kameradenjchaar sein forschender, auf's Hohe und Ernste gerichteter Sinn, sein strebender Geist dort Nahrung sucht und findet, um dereinst, in seinem Heimathlande wirkend, verwerthen zu können was er zu seinem geistigen Eigenthum gemacht, — aber ihr bangt, und wenn sie dieses Bangen auch in Schweigen trägt, weil sie ihm die heitere, sorglose Jugendzeit nicht trüben, — sie zittert beim Gedanken an alle Gefahren, welche auch den unverdorbenen, festesten Charakter umlauern. Und dann die schlechte, ungenügende Nahrung, die kalten Wohnungen, Krankheiten, endlich — die Quelle! Diese entsegllichen Quelle!

Denken die jungen Feuerköpfe denn dabei nie an ihre Eltern — an ihre Mütter?!

Einmal, im ersten Jahre, als Gebhard etwas blaß von seinem Fuchsjemester heingekehrt war, da hatte sie ihren Befürchtungen betreffs Dorpats und seines dortigen Lebens Ausdruck gegeben, hatte ihn gebeten, sich ihretwegen in Acht zu nehmen, in keine unnützen Gefahren zu begeben. Da hatte er lachend gemeint:

„Wir kriegen wohl manchmal merkwürdige Suppen und „undefinirbare“ Klopse, wie Axel sagt, wer weiß, was da alles hinein verklopft wird, aber das Bisichen Magenkatarrh kurirt man sich mit Lieblingspeisen in den Ferien wieder aus. Und Zug und Kälte spürt

man ja wohl gehörig in den mangelhaften Wohnungen, aber wozu hat man Plaids und Mäntel, — man deckt sich doppelt und dreifach zu und der Winter hat doch nicht mehr als 6 Monate, es muß ja doch immer wieder Frühling werden.

„Also bitte mache dir keine unnützen Sorgen.“

Und sich zu voller Höhe emporreckend, hatte er hinzugefügt:

„Sieh' doch deinen stattlichen Sohn an, Mamachen, den werden doch nicht gleich ein paar Zwischenfälle des Studentenlebens umbläsen. Und was das Moraliſche anbetrifft, auch da ſei ganz ruhig, — ein Trinker und Spieler bin ich nicht, habe gar keine Anlage es zu werden und überhaupt“, er hatte ſich herabgeneigt und ſie zärtlich geküßt, „ich werde doch meinem Mamachen keinen Kummer machen.“

In tiefer Bewegung hatte ſie die Arme um ihn geſchlungen und hatte geflüſtert:

„Aber bitte, verſprich mir, dich nicht zu ſchlagen.“

„Mutter, das verlange nicht von mir, verſprechen kann ich nichts. Es giebt doch Dinge, die man ſich nicht bieten laſſen kann, das mußſt du verſtehen.“

Er war aufgeſprungen und ein Zug feſten Ernſtes war in das ſchöne, noch eben ſo lächelnde Antliß getreten.

„Du weißt, ich finde, daß man es in Duellfragen viel zu leicht nimmt, in dieſer Beziehung häufig allzu unbedacht und wirklich leiſtſinnig handelt, und daß man verſuchen müßte, mit allen Mitteln dem in ſeinen Folgen ſo unberechenbar viel Unglück heraufbeſchwörenden Piſtolenſchießen Einhalt zu thun, aber — Rom iſt nicht an einem Tage erbaut worden — und den Augiaſtall überlieferter, eingewöhnter Verhältniſſe kann auch der Beſitzer ſolcher Muskeln“, ſcherzend hatte er ihr die kräftigen, ſehnigen Arme entgegengestreckt, „nicht im Handumdrehen ausgekehrt haben.“ Als er

aber den ergreifenden Ausdruck bemerkt, mit dem sie zu ihm aufgesehen, war er in seiner warmherzigen Art vor ihr hingekniet und ihre kalten Hände an dei, Lippen pressend, hatte er, wieder] ernst werdend gesagt:

„Ich selbst werde alles vermeiden, was einen Anderen berechtigt reizen könnte, das kann und will ich dir geloben und im Uebrigen — du selbst hast es mich gelehrt, bei ernstestn Entschlüssen mit seinem Gewissen zu Rathe zu gehen, und wenn es gesprochen, nach dieser inneren Stimme zu handeln und das Weitere Gott zu überlassen, in dessen Vaterhand unser Leben liegt.“

„Erhalte ihn mir, meinen einzigen Sohn“, hatte sie auch damals gefleht und jeden Tag die Sorge um ihn auf betendem Herzen getragen.

* * *

Mit lustigem Geflingel fährt Gebhard's Postwagen vor die in Erwartung der Gäste schon festlich bekränzte Thür des Derbitenischen Hauses.

Ein Diener eilt herbei, um sein Gepäck in Empfang zu nehmen, ihm beim Aussteigen aus dem hohen Gefährt zu helfen. Im Begriff dem Postillon, der seine Sache gut gemacht, ein reichliches Trinkgeld einzuhandigen, erblickt er Martha Rehbürg, die ein Körbchen am Arm über den Rajenplatz eilt.

Sein Herz klopft ungestüm und wie gebannt hasten seine bewundernden Blicke an der jugendichönen Mädchenericheinung.

Ein elegantes, helles Sommerkleid schmiegt sich eng an die runden Glieder und von dem Hintergrund des dunkelblauen Sonnenschirmes hebt sich der herrliche Kopf mit dem üppigen aschblonden Haar wirkungsvoll ab. Der rothe Mund lächelt, die großen dunklen Augen grüßen ihn schon von Weitem.

Mit ein paar raschen Schritten ist er bei ihr, drückt einen langen Kuß auf die schmale Hand, die sie ihm entgegenstreckt.

„Wie schön, Gerhard, daß du so früh kommst! Es giebt noch massenhaft zu thun. Wir können zwei geschickte Hände und ein künstlerisches Auge noch gut brauchen. — Und der Prolog? Die Couplets? Hast du sie mitgebracht?“

„Ja, sie sind fertig und werden hoffentlich zu Eurer Zufriedenheit ausgefallen sein.“

„O, ganz gewiß. Du dichtetst ja so hübsch und Axel sagt, du schüttelst die Verse nur so aus dem Ärmel. Darum rechnen wir noch auf deine Hülfe, möchten das Programm abrunden. Axel jagt, es müsse einfach großartig werden.“

„Befehlt über mich, Martha, aber für's Erste, — darf ich dir nicht den Korb tragen?“

„Danke, nein. Ich will damit gleich zu den Andern. Die „adlige Handwerkereschaar,“ wie Onkel Eberhard sie betitelt, soll sich daran erlaben. Gartenjungen und Hausmädchen wissen schon nicht, wo ihnen der Kopf steht, da war ich selbst im Garten, um Johannis- und Stachelbeeren zu pflücken.“

Sie sind in's Vorhaus getreten.

„Jetzt wirfst du dich nach der langen Fahrt wohl etwas säubern wollen, — es staubt ja wie im Sommer, — und dann Tante und Onkel begrüßen, sowie die Brautpaare, wenn du sie findest. Wir haben sie nämlich dringend gebeten, sich in diesen Tagen immer nur ja recht weit vom Gutshof fortzubeben, ihre Spaziergänge so weit wie möglich auszudehnen, oder am Besten auf die Insel hinauszurudern, wo sie nichts sehen und nichts hören, kurz uns garnicht im Wege sein können. Gestern wurde viel gelacht über Axel's neuesten Einfall. Unten an der Treppe, die in die zweite Etage hinaufführt, hat er eine Warnungstafel

angebracht mit der Aufschrift: „Dieser Aufgang ist Brautpaaren strengstens untersagt.“ Man hat uns nämlich im oberen Stock den kleinen Saal und einige Gastzimmer, die erst am Hochzeitstage besetzt werden, eingeräumt und da wird schon seit einer Reihe von Tagen von uns mit Vettern und Cousinen eifrig an den Vorbereitungen zum Polterabend gearbeitet. Auch einige Nachbarsöhne, Nix Dohmen, Hans Donnerer zc., die an den Aufführungen mitwirken sollen, haben sich schon eingefunden, um uns „artistischen Leitern“, wie Axel sagt, behüßlich zu sein. Jedenfalls ist es da oben schrecklich lustig — komme bald herauf, es dir ansehen.“

Leichtfüßig läuft sie die Treppe hinan und seine entzückten Augen folgen ihr. Dieser Wuchs, diese Grazie! Auf halber Höhe bleibt sie einen Augenblick stehen und sich über's Geländer beugend, lächelt sie schelmisch zu ihm herab.

„Du findest oben auch eine große, unerwartete Ueberraschung für dich.“

„Eine Ueberraschung! Für mich? Was kann das sein?“

„Ja, eine riesengroße!“

„Bitte, Martha, sage es mir!“

„Wer wird so neugierig sein, lieber Vetter. Nach einer Weile wirst du sie erleben! Beeile dich nur.“

Als Gebhard, nachdem er mit der Hausfrau Kaffee getrunken, die von Martha bezeichneten Räume betritt, begrüßt er in dem ersten der Zimmer, einige junge Mädchen, die unter Thilde Rehburg's kundiger Leitung mit der Anfertigung der Kostüme beschäftigt sind.

„Ich komme mir schon ganz wie eine Schneiderin vor“, lacht diese, ihm kräftig die Hand schüttelnd. „Schau, wie es hier aussieht.“ Berge von buntem Tartalan und Mouffelin bedecken die Möbel, dunkle Sammete, künstliche Blumen, Federn liegen ringsherum verstreut.

„Seit acht Tagen kommt mir der Fingerhut nur zu den Mahlzeiten und während des Schlafens vom Finger, aber dafür haben wir auch sehr viel zu Stande gebracht.“

„Sieh' da“, und sie weist auf die Wand, wo es sich in allen Farben bauscht. „Bewundere die Wunderwerke unserer geschickten Hände, die wirklich so ziemlich aus dem Nichts alter Sachen entstanden sind. Was jagst du zu diesem Rittermantel, aus einem simplen Laken gefertigt? Das schwarze Ordenskreuz darauf hat Erwin gemalt, — gut nicht wahr? Und dies? Ist das nicht ein feines Barett für einen jungen Edelknappen? Aus einem alten Sammethut von Tante Mallchen und einigen rosa Federn von Tante Betjy kunstvoll zusammengestellt. Sieh' es mal auf! Steht dir ja prächtig. Wir haben schon besprochen, daß du den jungen Ritter darstellen mußt in den lebenden Bildern.“

Nebenan ist die richtige Stellmacherei und die jungen Herren, die hier in Hemdsärmeln jagen, hobeln und hämmern, mit dem Pinzel und dem Kleistertopf hantiren, begrüßen Gebhard mit lautem Halloh.

„Tag, Gebhard“, — „guten Abend, Rehburg.“

„Ach, du bist's, Baldur“, — „fein, daß du da bist.“ „Martha meldete uns schon deine Ankunft.“

So ruft es durcheinander und Gebhard muß rechts und links Hände schütteln.

„Nur immer rin in's Vergnügen! Gebhard, sei mal so nett und glätte mit unverbrauchter Muskelkraft an diesem widerspänstigen Brett herum. Mein Arm ist schon ganz vertaibt.“ — Max Theren, der mit Trostberg gekommen, wischt sich die Stirn und drückt dem Neuankömmlingen die Hobel in die Hand. „Da, sieh' dir bitte diese Schwielen an, — wir arbeiten nun schon eine Woche so angestrengt — versuch' es bloß $\frac{1}{2}$ Stunde mit diejer Säge, dann bist du bald

ebenso weit, und getheiltes Leid ist halbes Leid“, ruft ein Anderer. „Hier bist du viel nöthiger“, sucht sich auch ein Dritter Rehburgs erwünschte Hülfe zu schaffen. „Hast du schon von einem Polterabend gehört, wo nicht Glaube, Liebe und Hoffnung stumm oder redend auftreten? Martha war eben hier als Abgesandte aus dem Damenatelier, — sie brauchen noch einen silbernen Gürtel und einen goldenen Anker — der erste sei zu klein gerathen. Da, hier hast du Goldpapier — nimm den Pinsel und hier steht der Kleistertopf, mache dich daran, den Anker zu bekleben, den Erich eben aus Pappe geschnitten hat.“ — „Schade, daß du nicht schon gestern aufturntest, Senior“, meint ein Viertel, dessen Brust ebenfalls das dreifar= bige Livonenband schmückt.

„Wir hatten nämlich einen Convent mit Damen und da bist du bei einer kleinen Bowle per Accla= mation zum Ober=Oberdirector von's Ganze, zum Re= gisseur, Souffleur, II. Tenor, jeune premier . . .“

„Faulpelze!“ wirft Gebhard lachend ein, was bleibt Euch zu thun übrig, wenn Ihr mir alles aufhalst . . .“

„Tischredner, Oberfeuerwerker, Tanzanführer er= nannt worden“, fährt der Sprecher fort.

„Nu, — Ehre, wem Ehre gebührt!“ läßt sich jetzt eine tiefe gemüthliche Stimme vernehmen. „Wozu bist du denn der geborene Führer der Massen, mein lieber Stubenslaujch.“

Bei diesen Worten fährt Gebhard überrascht herum und bleibt einen Augenblick wie angewurzelt stehen. Hinter einem Kleiderständer hervor, wo er sich ver= borgen gehalten, schiebt sich eine breitschultrige, blonde Rectengestalt und tritt mit ausgebreiteten Armen auf den Erstaunten zu.

Ungläubig, seinen Augen nicht trauend, blickt Gebhard ihm entgegen, dann faßt er lebhaft die dar= gebotenen Hände.

„Hermann, du hier? Wie ist das möglich? Wo kommst du her?“

„Direct aus Paris!“

„Wann bist du angekommen?“

„Vor 3 Stunden.“

„Nein wirklich, das ist zu nett. Martha hatte mich schon auf eine besondere Ueberraschung gefaßt gemacht — das betonte riesengroße hätte mich eigentlich stutzig machen müssen, aber ich war so himmelweit von der Wahrheit entfernt — nie hätte ich errathen, daß es solch hübsche sein würde.“

Noch neulich fragte Mama nach dir und ich dachte, du stecktest so tief in Pariser Genüssen, daß die Bedelle dich wohl noch im September umsonst in Dorpat suchen würden statt's dessen“

„Statt's dessen werde ich jetzt mit euch fröhlichsten Hochzeitstrubel mitmachen und dann mit euch ganz ehrbar und rechtzeitig gen Tartuli ziehen, d. h. gezogen werden, ob von einem Dampfroß oder von bockbeinigen Postgäulen, das müssen wir noch besprechen. Ich hatte gedacht, es einmal mit der Via Dünaburg-Bleskau-Dorpat zu versuchen.“

„Das trifft sich ja sehr gut, Riesenbär. Ich muß von hier nach Riga, um in Papa's Auftrag einen Advokaten zu befragen, wegen eines Processus mit einem eigensinnigen Bauern und wollte danach die Dampfschiffverbindung Bleskau = Dorpat ausprobiren. Ich denke mir, das muß der kürzeste Weg sein, nicht?“

„Les beaux esprits se rencontrent,“ citirt Graf Riesen, „machen wir so, da bin ich dabei. Ich muß auch nach Riga, um mir die Taschen mit Moneten zu füllen, Paris kostet Geld. Aber nun setz' dich mal erst gemüthlich her, Baldur, und erzähl' von deinem Sommer. Gib nur die Hobel, Säge und Pinsel ihren gegenwärtigen Nutznießern zurück und lasse die Commilitonen und die Zukunftsfüchse für's Erste mal noch

ein Weilchen allein weiterschufsten. Etwas müssen sie doch davon haben, daß sie noch solch' junge Dächse sind, die nichts von den schweren Sorgen wissen, welche unsere Scheitel gelichtet haben."

"Bitte, den deinen!"

"Schön, schön! Sei doch nicht so gräßlich eitel auf deine Perrücke und erst mal $\frac{1}{2}$ Jahr Senior der Livonia, dann werden dir schon genug graue Haare wachsen, oder du rauffst sie dir in Büscheln heraus, in Wuth über bornirten Widerstand, falschen parti-pris und dergleichen."

Graf Kiesen hat es sich auf dem großen Divan bequem gemacht, der fast ein Drittel der hinteren Zimmerwand einnimmt, und präsentirt seinem Freunde ein silbernes Portecigarre.

"Probire mal! Echte Tochter der Havanna, — ich habe sie aus Hamburg mitgebracht, was feines — Dohmen raucht schon die zweite."

"Danke, Hermann — gieb mir lieber eine Cigarette, und dann erzähl du mal erst von Paris, — das ist viel interessanter. Hast du dich so leicht losreißen können von dem berühmten Centrum der Civilisation?"

"Ach ja! erzähle — erzählen Sie, recht ausführlich," rufen mehrere Stimmen. "War es denn nicht sinnverwirrend schön in dem Seinebabel?"

"I wo, sinnverwirrend! Dazu habe ich einen viel zu soliden Kopf. Für ein paar Wochen ist es da sehr schön und gut, aber auf die Länge nur à demi mon genre. Kunstschätze, Architectur — großartig, das nimmt man bei Gelegenheit auch gerne in den Kauf, obgleich, offen gesagt, unsereins doch verdammt wenig von dergleichen versteht. Einiges Naturgefühl hat man dafür, aber keine Kenntnisse, also kein rechtes Urtheil, und wo sollen sie auch herkommen. Kunstverständnis, Mäcenenthum das kommt bei unserer Erziehung doch nur in letzter Linie oder garnicht, jedenfalls wüßte ich

nicht, daß man in Felling oder Birkenruh allzuviel mit dergleichen geplagt wird. Doch um auf Paris zurückzukommen, ein Anblick, den man nicht so bald überdrüssig wird, sind diese Deiwels-eleganten, chicvollen Frauen, aber sonst, das ganze Boulevardleben, pour commencer die Hyperelegance der Männer, gar nicht mein Geschmack! Man braucht ja nicht gerade, wie Carlos, 3 Winterlang denselben verblichenen Flausch zu tragen, aber immer tiré à quatre épingles zu sein, immer geschniegelt und gebügelt — gräßlich langweilig, à la longue. Und die Mode bestimmt alles! Die Hojenfalte, den Rockschnitt, den Cylinder, die Cravatte, fast für jede Tagesstunde eine andere.“

„Wer Sonntags einen Shlips legt vor,
Dünkt Carlos schon ein Tichernomor,“
citirt lachend Gebhard.

„Ha, ha, ha, — da möchte ich wohl Carlos hinschicken, der jeden, welcher mehr als eine Cravatte im Jahre verbraucht, für ein unleidliches, den Ruf der Livonia gefährdendes Individuum ansieht,“ lacht Paul Rehburg, der selbst immer mindestens zwei Duzend Shlipse in neuester Form mit sich führt und als unumgänglich nothwendig für standesgemäßes Auftreten hält.

Die jungen Leute, ihre Arbeiten im Stich lassend, haben sich um den Erzähler gruppiert, und Graf Riesen fährt fort:

„Den Spazierstock, die Blume im Knopfloch, das Taschentuch, das Parfüm, die Frisur, die Handschuhfarbe, kurz alles und jedes . . . Nein, das ist nichts für mich! Gräßlich langweilig und ein Geckenthum, von dem wir jedenfalls, Gottlob, noch weit entfernt sind, wir Dörptichen Burschen. Ueberhaupt Dorpat, unser Studentenleben! Was läßt sich damit vergleichen?

Statt in eins der Cafés der Rue de la Paix gehe ich lieber zu Luchfinger, sitze, Apfelsinen essend, auf dem Blech des Ungernschen Hauses, oder fahre nach Novum,

wenn man dort auch nicht mal Rigasches Bier bekommt. Und erst ein Commerc in Mollaz oder Wenden!"

"Hurrah! ein Hoch auf Mollaz," jubeln einige Stimmen.

"Ein Hoch auf Wenden!" paar andere.

"Ja, hurrah hoch!" ruft Riesen aufspringend mit seinem mächtigen Baß und die breite Brust wölbend.

"Paul, gieb den Ton an und laßt uns singen:

"Burgen, Städte, die getragen
Geistes Licht in Norden's Nacht,
Fluren lachen, Wälder ragen,
Saaten stehn in voller Pracht.
Wenden, Perl' in Livland's Kron,
Dir dies Lied vom Musenjohn."

"So, das hat wohl gethan. Zu lange hatte ich keines unserer Lieder gesungen," jagt befriedigt Riesen und läßt sich wieder auf den Divan fallen.

Auf Reisen muß man sich gefittet benehmen, kann sich nicht z. B. auf die Place de la Concorde in Paris hinstellen und losjchmettern:

"An der Ostjееstrand
Liegt mein Vaterland
Lieb's von ganzer Seele."

Da müßte es schon die Marjeillaise sein und das ist kein Lied für mich. An revolutionären Ideen kann ich keinen Gefallen finden, wie ein demokratischer Staat überhaupt nicht meine Sympathie ist."

"Aber die Theater in Paris?" fragt interessirt Nix Dohmen. Er ist ein Gutsnachbar von Derbiten, Philister der Livonia und war seinerzeit einer der berühmtesten Schauspieler der Fuchstheater.

Ein vorzeitiges Embonpoint, eine Kautschukphysiognomie, mit der er die unmöglichsten Gesichter schneiden kann, seine ganze, immer die größte Heiterkeit erregende Art und Weise, alles das zusammen prädestinirt ihn zum Darsteller drastischer Rollen, und man

hat sich seiner Mitwirkung für den Polterabend versichert. Vielsagend lächelnd blinzelt er mit den listigen Neuglein zu Riesen hinüber.

„Sehr gepfeffert, was, in Wort und Geste?“

„Na ob — besonders auf den kleineren Bühnen sieht man Stücke — einfach unglaublich. Ein haut-gout, der nicht für Jedermann's Gaumen ist. Natürlich giebt es auch andere Theater, mit brillanten Stücken und hervorragenden Kräften — Sarah Bernhard, Coquelin zc. Auch wirklich amüsante Comédies Farces habe ich gesehen, aber weiß der Himmel, auf unseren Fuchstheatern habe ich viel mehr gelacht und viel herzlicher, als im Palais Royal oder wie die Theater alle heißen, wo die besten Komiker von Paris auftreten. Solche Mimiken, wie sie Axel und Dohmen machen können, habe ich auch bei den Berühmtheiten auf diesem Gebiete nicht zu sehen bekommen.“

„Ja, wie Axel voriges Jahr die Damenrolle gab in „Guten Morgen, Herr Fischer“ — das war wohl zum Todtchießen komisch,“ ergänzt Paul Rehburg.

„Gestern während der Probe haben wir uns auch frumm gelacht über ihn,“ erzählt Max Theren.

„Aber die weltberühmten Restaurants?“ interpellirt wieder Dohmen, der ein großer Gourmand ist, und sein etwas zu rothes, feistes Gesicht nimmt einen lusternen Ausdruck an, als wässere ihm der Mund bei dem bloßen Gedanken an alle Delicateffen, die der Luxus einer Großstadt schwer gepickten Börjen bietet.

„Großartig feine Menus, was?“

„Jedenfalls besser als die vom Kneip-Madamchen“, lacht einer.

„Kurzes Vergnügen. Man wird diese verfeinerte Küche so schnell überdrüssig. Und diese Desserts — alle diese Südfrüchte, Aprikosen, Ananas, Feigen, ganz schön und gut, so mal zur Abwechslung, aber ich wenigstens, würde sie nicht vermissen.“

Nein, Kinder, glaubt es mir, es geht doch nichts über Livland, besonders im Sommer, und mehr als je ist meine Devise: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich.“ Im Juni muß man sich an unseren Wald-erdbeeren sattessen, aber keine Hotelportionen, 3 Mal täglich ganze Suppenteller voll, dann weiß man, was man hat. Im Juli macht man es mit Waldhimbeeren ebenso, — die wachsen ja nicht mehr in den cultivirten Forsten des Westens — und im August, da legt man sich unter einen Busch und ißt Stachelbeeren, bis man platzt . . . Uebrigens, feine Sorte diese stacheligen, rothen, ich rathe Dir, Gebhard, nimm Dir Dein Theil, sonst bleibt bald nichts nach!“ und er greift sich eine Handvoll aus dem Körbchen, welches Martha gebracht. „Werde die Landrätthin um einige Seklinge bitten für Dohlenburg. Ach, Kameraden, das wird ein Leben werden, wenn ich da erst selbstständig wirthschafte. Im März geht man auf den Schnepfenstand, im April schießt man Auerhähne. Im Juli knallt man auf Enten und pürcht auf Rehe. Im September geht es mit Hallali hinter dem Hasen her und wenn der Wald sein Winterkleid angelegt, dann treibt man uns den mächtigen Elch vor die Flinten. Feierlich lade ich Euch schon heute zu allen Jagden ein. Und Jagdfrühstücke und Dinners sollt ihr haben, hinter denen der Ruhm der französischen Köche verblaffen soll, wie Märzschnee in der Sonne.“

„Ihr scheint ja äußerst fleißig zu sein!“ Die Thür hat sich geöffnet und Axel Rehbürg jagt es im Eintreten und sieht sich mißbilligend um. Hier und dort auf den Fensterbrettern und auf der Diele haben die jungen Herren es sich gemüthlich gemacht und begierig Riesens Worten lauschend, seine Importen rauchend geben sie sich einem dolce far niente hin.

„Tag, Baldur! Herrlich, daß Du da bist. Ich rechne stark auf Deine Hülfe. Du siehst, was diese leisten, sie machen immer wieder Feierabend.“

„Na, hör' mal!“ entrüsteten sich mehrere Stimmen. „Wir arbeiten wirklich im Schweiß unseres Angesichts, aber es war so interessant, was Riesen erzählte. Jetzt geht es wieder an die Arbeit mit Hurrah.“

„Wenn Ihr diese löbliche Absicht ausführt, nehme ich alles zurück, aber wirklich es ist keine Zeit zu verlieren.“

„Bitte, Gebhard, halte mir dies Brett fest,“ jagt Max die Hobel ergreifend.

„Nein, auf Gebhard lege ich Beschlag, — wir wollen gleich das Programm durchsprechen. Wir möchten zum Schluß noch etwas bringen, etwas Effectvolles, noch nie Dagewesenes. Kannst Du nicht etwas ausdenken?“

„Ich habe mir schon unterwegs etwas zurecht gelegt, was vielleicht passen würde; aber laß mich erst hören, was Ihr schon definitiv in Aussicht genommen habt.“

Axel zieht ein Blatt aus der Rocktasche.

„Also 1) Prolog von Gebhard, — Martha erzählte mir eben, du habest ihn schon fertig, — da mache ich ein Kreuz dabei.“

2) Lustspiel. Mitwirkende: Thilde, Martha, Dohmen, Gebhard — ich.“

„Aber ihr habt mir ja keine Rolle geschickt?“

„Zier' dich doch nicht. Die lernst du in paar Stunden aus. Wozu hat dir Mutter Natur das stупende Gedächtniß gegeben? — Jetzt weiter im Text:

Nr. 3: Humoristisch dramatische Scene, die du, mit Dorpater Reminiscenzen aus Werner's Studentenzei^t vollgestopft, Dohmen auf den Leib schreiben sollst. Er kann dir dabei helfen, denn er ist ein Zeitgenosse meines glücklichen Bruders. Das macht dir keine Schwierigkeit. Du schüttelst ja so was aus dem Ärmel.“

„Na danke, in 3 Tagen! Es muß doch Hand und Fuß haben.“

„Die Tannen sind eben gebracht worden.“ Mit diesen Worten stürmt Martha glühend vor Eifer in's Zimmer. „Bitte, kommt zeigen, wie sie aufgestellt werden sollen.“

„So, dann beurgrunzen wir das Programm später. Gleich, Cousinchen! Es ist besser die Helligkeit zu benutzen, um die Fertigstellung der Bühne zu beendigen. Gebhard, komme du auch mit — gieb deinen Senf dazu.“

„Gern, Axel!“ Den Arm um des Betters Schulter gelegt verläßt er das Zimmer.

„Bravo! Ganz famos, ausgezeichnet,“ sagt er wenige Augenblicke später, als er den kleinen Saal betretend, die schon geleistete Arbeit übersehaut. „Ich kann nur uneingeschränktes Lob ertheilen. Wirklich, das habt ihr ja einfach großartig gemacht. Wer hat denn diese Couliße angefertigt, das Derbitensche Haus so ähnlich — doch wohl in Pappe? — ausge schnitten und angemalt? wirklich du, Axel?“

„Ja, mit Hülfe eines Zimmermalers, den Onkel Eberhard uns zur Verfügung gestellt hat. Onkel ist so liebenswürdig, hat uns carte blanche gegeben über Menschen und Material.“

„Weißt du was, Axel, — vor dem Miniature Derbiten wollen wir einen richtigen kleinen Bowling-green anlegen aus Rasenstücken!“ schlägt Gebhard vor, der sich gleich in die Situation hineingedacht hat.

„Hurrah, das ist eine patente Idee,“ stimmt Axel bei und Martha wendet sich ganz electrifirt an den Hausherrn, der eben eintritt.

„Onkel Eberhard, du mußt uns noch erlauben, daß wir eine deiner berühmten Kunstwiesen ein wenig von Oben abrasiren.“

Freundlich zustimmend nickt der Gefragte. „Vorwärts, meine Lieben! Genirt euch nicht, macht Alles, was ihr wollt.“

„Eine Quelle, die eine Viertelstunde rieseln soll, haben wir schon zu Stande gebracht. Aus der Tonne da führt ein Gummischlauch Wasser zu der Urne, welche Anna Trostberg als Nixe des Sessen'schen Sees im Arme halten wird,“ erklärt Martha, „und das Wasser fließt in eine größere Wanne, die Moos und Steine ganz verdecken werden . . .“

„Ihr seid wohl Tausendkünstler!“ lacht der Landrath, dem es immer neuen Spaß macht zu sehen, mit welch' rastlosem Eifer, mit wieviel Geschicklichkeit und Sachkenntniß die Vorarbeiten zum Polterabend gefördert werden. „Nun soll noch das Gras wachsen!“

„Und gleich blaut auch der Himmel über dem Ganzen — ich beendige bloß die letzte Ecke.“ Axel ist auf eine Stehleiter geklettert und mit kühnen, großen Strichen malt er einfach die Zimmerlage blau an, fährt dann mit seinem Riesenpinsel in einen Topf voll weißer Farbe, um auf die trockene blaue Fläche hier und da noch ein paar Wolken hinzuflecken.

„Nicht sehr ähnlich — weder Cirrus, noch Stratus, noch Cumulus,“ meint fröhlich Martha. „Aber wenn erst der Tannenwald aufgestellt sein wird, macht es sich gewiß hübsch, besonders bei bengalischer Beleuchtung“.

„Die müssen wir übrigens zur Sicherheit auch versuchen.“

„Noch nöthiger ist es, unser Quartett zu probiren,“ giebt Axel zurück.

So vergehen noch einige Tage in regster Thätigkeit. Fieberhafte Eile und Geschäftigkeit herrscht auch in den unteren Regionen, wo der Koch aus Riga, über die Schaar der Hilfskräfte das Scepter schwingt und die dicke Madam, hochroth im Gesicht, aus der Küche in den Keller, aus der Handkammer in das Backzimmer läuft. „Fast 100 Personen mehrere Tage zu füttern — das ist keine Kleinigkeit,“ denkt sie und wischt sich den perlenden Schweiß von der Stirn.

Beaufsichtigend und mit freundlichem Wort aufmunternd geht der Landrath hierher und dorthin, wo im Hof und Garten eifrig geschafft wird.

Ehrenpforten werden errichtet, die Kirche mit Guirlanden und Blattpflanzen geschmückt, — kurz alle Hände regen sich, um den Ehrentag der beiden, von allen geliebten, jungen „Fräuleins“ so festlich und schön als möglich zu gestalten.

* * *

Der 15te August bricht an. Strahlend blau, wolkenlos lacht der Himmel, und schmunzelnd betrachtet der Landrath noch einmal den Barometer, der, nachdem er die letzten Tage langsam aber stetig gestiegen, jetzt schon „Beau-fixe“ erreicht hat und unter seinem klopfenden Finger keine Neigung zum Fallen befundet, und meint befriedigt:

„Das ist die Rehburg'sche Chance! 3 Tage lang über 70 Personen im Hause und Bladderwetter, das wäre schlimm gewesen,“ sagt er seiner Frau.

Hoch vom Thurm, wie ein fröhlicher Willkommensgruß, flattert die große Fahne mit dem Rehburg'schen Wappen, und wie im Juli, zum Familientage, rollt Wagen auf Wagen vor das gastliche Haus. Auf alle ergangenen Einladungen ist kaum eine Abjage gekommen, und von allen Seiten strömen sie zusammen, Verwandte und Freunde, Alter und Jugend in bunter Abwechslung. Unbeschreibliches Durcheinander herrscht wieder in der Entrée, — man freut sich des Wiedersehens, fragt nach fehlenden Familiengliedern, schilt über sandige Wege, schlechte Postpferde, mangelhafte Ernteaussichten. Erst zum Diner, das spät servirt wird, sehen und begrüßen Gebhard und die anderen Mitwirkenden die Angekommenen und verschwinden auch gleich wieder nach Tisch, haben sie doch noch alle Hände voll zu thun mit den letzten Vorbereitungen zum Abend. In dem

ogenannten Künstlerzimmer versammeln sich dann die ihren Rollen entsprechend costümirten Darsteller.

„Ich habe solch' schreckliches Lampenfieber,“ klagt Thilde. „Nein danke, Axel, — ich will keinen Champagner, sonst vergesse ich erst recht meine Rolle.“

„Aber man muß sich doch Courage antrinken,“ ermuntert Axel und stürzt selbst rasch ein paar Gläser des schäumenden Getränks hinunter. — „Cela remonte les nerfs“. — Nun Donnerer — das Klingelzeichen — jetzt giebt es kein Zurück.“

Eine Trostberg spricht den Prolog. Danach zieht in gelungenster Weise die ganze Reihenfolge des Programms vorüber.

Scherz und Ernst wechselt ab.

Theaterstücke, musikalisch-dramatische Scenen — Mix Dohmen als Aufwärterin in einem Studentenquartier und Riesen als Dorpater Droschkenfutscher entfesseln wahre Lachstürme mit ihren Couplets.

Volkstänze — Quartettgejang — Schattenbilder.

So wunderhübsche Gesichter und schöne Gestalten sind unter den Mitwirkenden, — joviel künstlerischer Geschmack hat die Arrangeure bejeelt, joviel gute Laune, funkelnder Witz, sprühender Humor tritt zu Tage, daß das entzückte Publikum in Stimmung geräth, in diese Stimmung, welche den Rapport zwischen Bühne und Zuschauerraum herstellt, die Acteure befähigt, ihr Bestes zu geben und damit wieder den Erfolg gewährleistet — den Beifall hervorruft.

Die Animierteit steigt immer mehr.

Jeder gute Einfall wird belacht, jede treffende Bemerkung beklatscht, jedes Couplet da capo verlangt, — Schauspieler, Regisseur, Dichter und Componist werden mit nicht endenwollendem Applaus überschüttet, immer wieder gerufen.

In einer längeren Pause wird Thee servirt, Früchte, Bonbons und Erfrischungen herumgereicht, und dann kommt die letzte Nummer des Programms an die Reihe.

„Lebende Bilder und Apotheose,“ liest der Landrath seiner Nachbarin, Frau von Theren, vor, in die Affiche blickend.

„Bin wirklich äußerst gespannt, was wir da zu sehen bekommen werden. Dieser zweite Theil sollte auch für mich eine Ueberraschung sein, sagte die junge Welt, als ich mir die Generalprobe ansehen wollte.“

„Soviel ich weiß, stellen alle Bilder in ihren Anfangsbuchstaben die Namen „Erica und Inga“ vor,“ erklärt Elisabeth Theren, die hinter ihrer Mutter sitzt.

„5+4, also neune. — Ah! es beginnt!“

Im gemischten Quartett tönt es leise „Es steht ein Weiler tief im Grund. — Der Vorhang zieht sich auseinander.“

„Einjames Röschen!“ O das scheint zu stimmen.

„Bravo!“ — „Wie sie stehen!“ — „Ausgezeichnet!“ Wirklich wunderhübsch sieht Thilde aus und Axel als junger Jägersmann — sehr stattlich.“

„Und als ich kam und als ich sah,
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
O Röslein jung, o Röslein schön,
O hätt' ich nimmer dich gesehn,“

klingt der Schlußvers und zum letzten Mal zeigt sich das Bild. Die folgenden sind nicht minder gut gestellt und finden lauten Beifall, besonderes Entzücken erregt das 5te Bild. „Ahnenreihe“. In goldenen Rahmen 6 Köpfe, der Ahnherr des Geschlechts, die Urgroßeltern und Großvater und Großmutter der jungen Bräute darstellend, über ein Jahrhundert Ansfähigkeit, Beharren auf der Scholle des Erbguts verkörpernd.

Unter den vielen versammelten jugendlichen Rehbürgs hat sich das eine oder andere Gesicht geeignet erwiesen, um diese hübsche Idee auszuführen. Die Costüme der Zeit, Puder und Schminke haben das Ihrige gethan, um die Aehnlichkeit mit den Familienportraits zu marquiren, welche im Derbitenschen Speiseaal hängen.

„Wo die junge Welt nur diese Ideen her hat? Sicher zumeist von Gebhard. Es steckt wirklich Ungewöhnliches in dem Jungen. Ich habe manches auszu- setzen an unserer jungen Generation, wir waren ganz anders zu unserer Zeit, nicht wahr, meine liebe Frau von Theren, — aber solche Gebhards geben einem die Hoffnung, daß noch viel Tüchtiges im baltischen Blut steckt. Ich erwarte viel von ihm für das Land — wir können begabte, strebsame, vielseitige Naturen nur allzu- sehr brauchen, Männer, die etwas wollen und etwas können.“

„Wir halten auch viel von Ihrem Neffen, mein lieber Landrath. Er ist reich begabt, aber seine Mutter ist es, die alle die Reime gepflegt und entwickelt hat. Frau Abda ist eine ungewöhnliche Frau.“

„Ja, das ist sie fraglos. Schade, daß sie so kränklich ist, — fast nie verläßt sie Krakenorm.“

„So, nun kommt nur noch die Apotheose. Man fragt sich wirklich, was uns noch Effectvolleres gezeitigt werden soll nach all' dem Vorhergegangenen?“ wendet sich Herr von Trostberg, der Vater von Erica's Bräutigam, an die Hausfrau.

„Es ist wirklich erstaunlich, was heute Abend hier geleistet worden ist — schon weit über Dilettanten- maas.“

Auf der Bühne hört man Hämmern, Stoßen, Rücken, Stimmen ertheilen flüsternd Befehle. Auch im Publikum spricht man halblaut — alles harrt in gespanntester Erwartung.

Wieder das kurze Glockenzeichen — rasch zieht sich der Vorhang auseinander. Wie eine Bewegung, wie ein tiefes Athemholen geht es durch die Reihen der Versammelten, dann wird es still, ganz still. Gebannt haften die Blicke an dem Dargebotenen, und in manches Auge, das lange nicht geweint, steigen die heißen Tropfen. Nur wie durch einen Schleier können sie das Bild erfassen, welches keiner vergessen wird, der es geschaut.

Gegen den Hintergrund von grünen Tannen, welche in weitem Halbkreise aufgestellt sind, hebt sich wirkungsvoll einer kleiner Tempel ab. Grüne Guirlanden, Streifen von Purpurziz unwinden die weißen Säulen, ziehen sich in Festsans am oberen Simse hin. Auf den Stufen aber, die von drei Seiten emporführen, ist eine Schaar Männer, junge und alte, malerisch hingelagert, alle mit dem grünen Deckel, dem rothgrünweißen Farband geschmückt und den blitzenden Schläger oder den Pokal erhoben schauen sie alle empor zu der Huldgestalt, welche inmitten des Tempels thront, Martha, stolz und groß aufgerichtet, schön wie eine junge Göttin. Eichenlaub bekränzt den herrlichen Kopf mit dem üppig herabhängenden prachtvollen Blondhaar. Ein weißes Gewand in griechischem Schnitt schmiegt sich an die jungen ebenmäßigen Glieder und lang hin — nur auf den Schultern von Smaragdgraffnen gehalten — umwallt sie der Purpurmantel in schimmernden Falten.

Mit der Linken auf ein Schild gestützt, das Livlands Wappen trägt, in der hoch erhobenen Rechten die roth-grün-weiße Fahne, blickt sie lächelnd herab auf die Jünglingsgestalt zu ihren Füßen, Gebhard als junger Ritter, ein Knie gebeugt, mit dem Ausdruck anbetender Verehrung in den blauen Augen, den Eid der Treue leistend. Und plötzlich löst sich der Bann, den Starnen, Bewunderung gewoben und „Livonia“ bricht es jubelnd von allen Lippen.

Der Beifall macht sich Luft in lauten Bravorufen, das Applaudiren will kein Ende nehmen.

Unzählige Male noch muß sich der Vorhang theilen — es ist, als könnte man sich nicht losreißen von diesem Bilde, in welchem — sie fühlen es alle in tiefster Seele — die Idee der Heimathsliebe Verkörperung gefunden in der Vision einer jungen Dichtphantasie. Es hat sich bald herumgesprochen, von wem die Anregung — Gedanke und Ausführung zu diesem Schlußtableau ausgegangen und Alles naht huldigend Martha — schüttelt Gebhard anerkennend die Hand.

„Ich danke dir ganz besonders, mein lieber Junge,“ sagt ihm der Landrath bewegt, „Du hast unserem Polterabend die rechte Weihe gegeben, indem du ihn ausklingen ließest in diesen Grundaccord, die Liebe und Treue zur Scholle, die uns geboren, die Hingabe an das Land, das wir zu unserer Heimath gemacht. So lange seine Töne in uns widerhallen, wird auch das Band nicht reißen, das uns alle eint.“

In gehobener Stimmung findet man sich hierauf im Speisesaal zusammen. Doch da giebt es unter den vielen Fröhlichen manchen Unzufriedenen. Zu diesen gehört Gebhard. Natürlich thut schon heute Abend jeder Marschall Cavalierdienste bei seiner Brautschwester, und mit plötzlicher Verstimmung sieht Gebhard es an, wie an Martha's Seite ein hochgewachsener Offizier, Trostberg's Bruder tritt und ihr den Arm bietet, um sie zum Souper zu führen.

Bis zuletzt hatte er gehofft, daß irgend ein günstiger Umstand — meinetwegen ein Erdbeben, oder eine Kriegserklärung — den Sohn des Mars verhindern würde, nach Derbiten zu kommen und als echter Verliebter, der alles zu seinem Vortheil einrichtet, sich schon ausgemalt, wie man ihn bitten würde, die Lücke auszufüllen. Nun war er aber doch gekommen, der junge Kriegsheld, und daß Gebhard selbst sich mit einer ihm

völlig unbekanntem jungen Dame, einer Cousine von Erwin Trostberg, abfinden muß, ist auch nicht dazu angethan, um seine Stimmung zu verbessern.

Jetzt sitzt er gelangweilt an ihrer Seite, hin und wieder eine Phrase tauschend, und beobachtet mit steigendem Mißfallen das Gebahren des routinirten Court-machers, der mit sichtlichem Befriedigung die Fügung des Schicksals zu würdigen weiß, die gerade ihm, dem verwöhnten Residenzler, die unzweifelhaft schönste Mädchenerscheinung unter den anwesenden jungen Landgänschen zugetheilt hat.

Nicht allzuweit, ihnen schräg gegenüber haben sie ihre Plätze gefunden, und so häufig als möglich, ohne allzusehr aufzufallen, schweifen Gebhard's Blicke zu dem Paare hinüber, welches in animirter Unterhaltung begriffen ist. Angelegentlich beugt sich der elegante Cavallerist zu seiner schönen Partnerin herab und weiß durch feurige Blicke und schmeichelhafte Complimente die hellsten Rosen auf ihre Wangen zu zaubern. Gebhard kann das lebhafteste Mienenspiel der Beiden verfolgen und knirscht innerlich, daß er die Worte nicht hören kann, welche Lexi Trostberg in sichtlicher Huldigung eben wieder mit leiser Stimme sprach.

Zug um Zug, Linie um Linie prüft er das gebräunte Gesicht mit dem leicht blasirten Ausdruck und fragt sich immer wieder, welchen Eindruck Martha empfängt, die, soviel er weiß, Alexander Trostberg zum ersten Mal sieht. Die knappe Uniform mit der lose herabhängenden goldgestickten Attila bringt den Wuchs des jungen Husaren zur besten Geltung, das stramme Auftreten des Soldaten eint sich in ihm mit der lässigen Sicherheit des Weltmannes, und in jäh aufquellendem Neid empfindet Gebhard den Contrast zwischen sich, dem, vielleicht bei den jungen Mädchen seiner Bekanntschaft als Tänzer bevorzugten, als causeur beliebten, und als Altersgenosse kameradschaftlich behandelten

Studenten, und ihm, dem fertigen Manne, in der Vollkraft der Jahre, in glänzender, gesicherter Stellung, der werben kann, ungehindert durch Rücksichten, welche ihn, der noch nicht einmal sein Studium beendet hat, binden.

Noch ist es zu früh, um von seinen Gefühlen zu sprechen, er weiß es ja, und mit keiner Silbe hat er sich bis jetzt verrathen.

Eine Studentenverlobung?! Ein Unding, eine Lächerlichkeit, wenigstens hier zu Lande, in seinen Kreisen.

Aber was gäbe er darum, zu wissen, ob auch in ihrem Herzen etwas keimt, dem Lichte zustrebt, ob auch ihre Gedanken ranken um eine Hoffnung. Welche Gefühle, welche Wünsche spiegeln sich hinter dieser weißen Stirn, schlummern im Grunde der Mädchenseele?

Vielleicht hütet auch sie ein keusches Herzensgeheimniß, kennt auch sie das Auf und Ab der Empfindungen, all' die Hoffnungsfreudigkeit jeligter Zuversicht und den schweren Zweifel an sich selbst, daß man nicht werth sei eines anderen Menschen Liebe zu gewinnen, nicht verdiene ein Glück zu besitzen, das viele entbehren müssen — ein Lebenlang.

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt —
Der Andere liebt eine Andere . . .
Das ist eine alte Geschichte —
Und bleibt doch ewig neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.“

So viele haben es erfahren müssen — soll es auch sein Schickjal sein?

Manch ein Mal schon sind ihm solche Vorstellungen gekommen — er hat sie immer von sich gewiesen, ihren lähmenden Druck scheuend. Und auch heute drängt er sie zurück. Nein, trübe Bilder will er nicht auf-

fommen lassen, sie ist ja noch so jung und, wenn nicht alle Zeichen trügen, ist ihr Herz noch frei und bald, bald kann er in die Schranken treten und werben um sie mit aller Gluth, aller Leidenschaft, deren eine Mannesbrust fähig ist. Oh, wie er sie liebt, mit dem Besten in ihm, wie wird er darnach streben, sie glücklich zu machen. Immer wieder haften seine Blicke auf ihr. Sie sieht über alle Maaßen reizend aus, in einem rosafarbenen Kleide, und nicht nur Gebhard's Augen genießen den Anblick.

„Wie wunderschön ist Martha Rehburg heute Abend, man kann garnicht wegsehen.“

Diese mit leiser, etwas verlegener Stimme gemachte Bemerkung seiner Dame veranlaßt Gebhard sich nach ihr umzusehen.

Nicht eine Spur von Bitterkeit hat im Ton gelegen und zum ersten Mal an diesem Tage ruht sein Blick mit Interesse auf der blonden Erscheinung an seiner Seite, ein bescheidenes, schüchternes Mädchen mit farblosen Augen und fast unsichtbaren Wimpern in einem sommerprossigen Gesicht.

„Auch ziemlich farblos an Geist und Gemüth,“ hatte Gebhard taxirt und nun — wie hübsch von ihr, so ruhig und einfach bei Anderen anzuerkennen, was ihr, in stiefmütterlicher Laune, Natur so ganz versagt, freilich in den unschönen Körper zwei köstliche Gaben pflanzend, Güte und Neidlosigkeit.

„Und immer vollständig unbefangen, garnicht eitel und eingebildet,“ setzt Erna Trostberg hinzu, als sie sieht, daß ihr Cavalier aufmerkt. „Bei ihrer Schönheit keine, auch nicht die leiseste Spur von Coquetterie — das gefällt mir so sehr an ihr und an Thilde.“

„Für dieses gerechte Urtheil sollst du belohnt werden,“ denkt Gebhard und giebt sich einen Ruck. Er darf und wird sich seinen grüblerischen Gedanken nicht hingeben, sich der Situation angemessen betragen.

„Keine Spur von Coquetterie,“ das soll sein Trost sein. Nein, sie spielt nicht mit Männerherzen, seine Angebetete.

Rasch stürzt er ein Glas des feurigen Madeira hinunter, den ihm ein Diener eben eingeschenkt hat, und mit witzigem Wort und glänzender Unterhaltungsgabe verwickelt er Erna Trostberg in ein lebhaftes Gespräch. Ihre anfängliche Schüchternheit ist bald überwunden und hinter dem unschönen Außern findet er ein mit viel Humor und selbständigen Gedanken begabtes Wesen, mit dem sich schon einige Stunden ganz gut verplaudern lassen.

Nachdem im Hof ein prachtvolles Feuerwerk ausgeprasselt, ist der Ball im vollen Gange.

Und hier wenigstens kann Gebhard den beneideten Nebenbuhler glänzend aus dem Felde schlagen.

Alexander Trostberg hat sich kürzlich im Manöver das Knie verletzt und kann dem Tanze bloß zusehen, weshalb er es meistens vorzieht, sich im Cabinet des Hausherrn am Whisttisch die Zeit zu vertreiben, statt in diesem, ihm fast vollständig fremden Kreise bei den älteren Damen den Liebenswürdigen zu spielen.

Und das ist Gebhard gerade recht. Er hat sich daraus das Recht genommen — da auch Erna Trostberg einer Migräne wegen nicht tanzt — Martha um die Erlaubniß zu bitten, während des Abends ihr Ersatz-Marschall sein zu dürfen. Und sie hat es lächelnd angenommen. Immer wieder tritt er vor sie hin, und getragen von den lockenden Weisen, welche die Ulrich'sche Kapelle ertönen läßt, hält er sie in seinem Arm, nahe dem Herzen, welches so stürmisch für sie klopft.

O seligkeitsvolle Lust — minutenlang wenigstens sich hineinzuträumen in die Glücksmöglichkeit, daß gerade dieser Arm ausersuchen sei, eine heißgeliebte Gestalt zu führen im Lebensreigen, leicht, sicher und

gewandt, vorbei an allen Fährnissen, gewiegt von gaukelnden Wellen der Lust.

Und in vollen Zügen genießt Gebhard dies hoffnungsgeschwellte Bewußtsein. Vergessen sind alle Zweifelsgedanken, gebannt durch die Seligkeit des Augenblicks, er giebt sich ganz hin dem Genuß der Gegenwart. Und unter seiner anfeuernden Führung wird mit Elan und Entrain getanzt.

„Aber nur bis 2 Uhr,“ hat die Landrätthin gebeten und begreiflicher Weise wird dieser Wunsch auch von der tanzlustigsten Jugend respectirt. —

* * *

Am nächsten Tage steht alles spät auf. Man plaudert, promenirt, — das Barometer ist noch gestiegen! — bewundert die reichen Geschenke, welche in dem Boudoir der Landrätthin zusammengetragen und von geschickten Händen geschmackvoll aufgestellt worden sind. Silbergeräth, Bilder, Lampen, Teppiche, Arbeiten von Cousinen und Freundinnen in Fülle und bunter Mannigfaltigkeit.

Nach dem zweiten Frühstück zieht sich alles zurück, um Toilette zu machen und nach 3 Uhr rollt Wagen auf Wagen vor, um die ganze Gesellschaft in die ungefähr 1 Werst weit belegene Kirche zu führen.

In Schaaren hat sich das umwohnende Landvolf eingefunden, um das seltene Schauspiel zu genießen, alle die gepuzten Herrschaften anzustauen, die vielen Equipagen zu sehen, vor allem die zwei Bräute zu bewundern und mit ihren Segenswünschen zu begleiten.

Die Kirchenglocke läutet, dann stimmt die Orgel ein und von brausenden Klängen begleitet bewegt sich der Hochzeitszug durch den Mittelgang der bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche.

Erica's 6 Brautschwwestern und Marjchälle jchreiten vorauf — ebenjoviele folgen Jnga. — Und nun jtehen die beiden jungen Paare vor dem Altare.

In blühendem Kranze haben ſich die 12 Brautſchwwestern mit ihren Marjchällen im Halbkreis um ſie aufgeſtellt und während der Paſtor in bewegten, tief zu Herzen gehenden Worten über den Text redet, den die Schwestern gewählt: „Seid eins im Glauben, Lieben und Hoffen,“ kann Gebhard den Blick kaum laſſen von Martha, die ihm gegenüber ſteht und in weißem Kleide ſelbſt auſſieht wie eine Braut. Und neben ihr wieder der ſchlanke Offizier in der kleidsamen Galauniform ſeines Regiments — die Achjelſchnüre der Adjutanten über der gewölbten Bruſt, — ein Mann, dem neben väterlichem Erbtheil eine glänzende Carrière offen ſteht, und plötzlich überkommen Gebhard dieſelben Vorſtellungen, die er geſtern gewaltſam zu unterdrücken verjucht, dringen peinigend auf ihn ein. In greller Beleuchtung ſteht es vor ihm — biſ er ſich eine jelbſtändige Exiſtenz geſchafft, müſſen ja Jahre vergehen — mein Gott! — Jahre! Nicht nur die paar Univerſitätsjahre, ſondern biſ er ſich eine Stellung gemacht, einen Landeſpoſten gefunden.

Wie ſchwer haben es ſchon die lieben Eltern, wie knapp ſind die Verhältniſſe in Krakenorm, — da muß er ſelbſt, allein ohne Hülfe, durch eigene Tüchtigkeit auf eigene Füße zu ſtehen kommen, um den Liebling ſeiner Seele ſein eigen nennen zu können. Und biſ er das erreicht durch eigene Kraft, wird ein Anderer ihm zuvorkommen. Er ſucht die einſtürmenden Gedanken abzuwehren, aber ſie kehren wieder und wieder, wachſen aus zu einem banger, dunklen Borahren, daß ſie nicht reifen und Früchte tragen werden, alle die ſprießenden Hoffnungsblüthen ſeines Herzens, daß all ſein Sehnen und Lieben umſonſt ſein wird . . .

„Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet,“ tönt es eindringlich von des ehrwürdigen Pastors Lippen. Gebhard verschränkt die Hände in einander, er sucht aufzumerken auf die mahnenden Worte der heiligen Schrift, aber nur wie aus weiter Ferne klingen sie an sein Ohr. Immer wieder haften seine Augen an dem süßen Mädchenantlitz, in dessen feuchtschimmernden Augen ihre ganze reine Seele sich spiegelt, die gläubig und fromm in diesem ernstesten Augenblick nur betende Gedanken hat für die Zukunft der geliebten Cousinen. Und plötzlich, wie eine Vision, sieht er sie im schimmernden bräutlichen Gewande vor dem Altare knien, während der Pastor segnend die Hände gehoben hat, aber neben ihr ist nicht er, sondern ein Anderer, er ist zu spät gekommen — zu spät!! . . .

Er fühlt einen stechenden Schmerz am Herzen, ein Schleier legt sich vor seine Augen, ein Schwindel erfasst ihn — droht ihn zu Boden zu reißen.

„Was ist dir? Du schwankst ja!“ halblaut fragt es Axel, der neben ihm steht. „O diese Pastoren, was die doch immer so viel zu reden und endlos zu mahnen haben! Auf nüchternen Magen eine doppeltlange Traureden — da kann ein Christenmensch ja auch umfallen.“

Na, jetzt scheint es aber aus zu sein! Sie küssen sich schon mit der nächsten Verwandtschaft und bald giebt es Champagner.“

Von Trostberg's feurigen Kappen und Werner Rehburg's schlanken Braunen gezogen sind die Coupés der Neuvermählten zuerst davon gefahren, — die übrigen Wagen folgen nach und nach, und eine halbe Stunde später drängt sich die ganze Hochzeitsgesellschaft, die gefüllten Sectgläser in der Hand, um die jungen Paare, ihnen ihre Glückwünsche darzubringen.

Mit schämiger Anmuth, weichen Schimmer tiefen Glückes in den dunklen Augen dankt Erica, läßt sich

erröthend von allen den Herren die Hand küssen und umarmt sich gerührt mit dem weiblichen Theil der Gesellschaft.

In ihrer treuherzigen Art, das strahlende Gesichtchen in Gluth getaucht fällt Inga Tanten und Cousinen um den Hals, schüttelt herzlich die Hände, die sich ihr entgegen strecken.

In fröhlichster Feststimmung sitzt man später beim Diner, läßt sich des Rigaschen chef de cuisine Wunder der Kochkunst wohlschmecken und trinkt die ausserlesensten Marken Deutschland's und Frankreich's dazu.

„Wenn schon, denn schon,“ lautete ja des Landraths Parole für den Ehrentag seiner Töchter.

Als die Champagnerpfropfen knallend gegen die Decke fliegen, der Roederer carte blanche in den Kelchgläsern perlt, da klopfen gleichzeitig Axel Rehburg und Eduard Trostberg an ihre Gläser und lassen in humoristischer Wechselrede — sich immer wieder das Wort zuschiebend — die beiden jungen Paare hoch leben.

Rieser und Paul Rehburg machen es ebenso für die verehrten Schwiegereltern.

„Wirklich nett ausgedacht, — einmal was Neues,“ meint der Hausherr, der ein Feinschmecker auf Toaste ist.

Rasch folgt jetzt Rede auf Rede.

Dohmens humoristische auf Werner's Schwestern und Brüder findet verdienten Beifall, nicht minder Gebhard's Speech auf die Brautgeschwestern, der ihm manchen glänzenden Blick aus schönem Auge einbringt. Thilde antwortet allerliebste und hebt ihr Glas auf die liebenswürdigen Marjälle. Dann als letzter steht der Hausherr auf und erwartungsvolles Schweigen herrscht alsbald an allen Tischen — aus den Nebenzimmern sammelt sich die Jugend an den Thüren, um besser zu hören.

Sein Gesicht ist tief ernst, aber ein warmes Leuchten liegt darauf und Herzenstöne vibriren in seiner Stimme. Er beginnt damit, daß es ihn dränge, seinen geliebten Mädchen noch einige Worte mit auf den neuen Lebensweg zu geben, den sie heute antreten, Worte, wie Vaterliebe sie aus einer langen Erfahrung und vollster Ueberzeugung schöpfe. Immer habe er den Spruch vertreten „Jung gefreit, habe Niemand gereut“ und auch jetzt, wo die Befolgung dieser Maxime ihm gleich beide Töchter aus dem Hause entführe, auch jetzt wolle er nicht hadern mit dem Schicksal, das es so gefügt, sondern nur zum Himmel flehen, daß seine Herzensliebliche das Glück finden möchten in der Gemeinschaft mit den Lebensgefährten, welche sie erwählt und die er als Söhne willkommen heiße mit dem Spruch „Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser“. Und wahrlich, es sei etwas herrlich Hohes und Schönes um die heilige, auf Liebe, Achtung und Vertrauen gegründete Gemeinschaft der Ehe. Nicht leicht sei er zu erreichen, der volle, tiefe Zusammenklang zweier Naturen, der in reinem Accord, wie eine hehre Melodie, reich und voll ausklingen solle bis in's späteste Alter. Nicht leicht sei es, zwei Charaktere mit all ihren Besonderheiten zusammen zu schweißen — manch' läuterndes Feuer sei dazu nöthig, es gelte viel tragen und verzeihen, sich fügen und anpassen, kämpfen mit selbstfüchtigen Treiben und Gewohnheiten, viel überwinden aus Liebe, bis sie erreicht, die rechte Einheit, in welcher das größte irdische Glück beschlossen liege.

Erdmann's klassisch schönes Wort gelte es wahr machen „der Mann muß denken lernen, wie die Frau fühlt, — die Frau muß fühlen lernen, wie der Mann denkt.“

Darauf beruhe auch die Idee der geistigen Kameradschaft zwischen den Ehegatten. Nicht allein unterthänig soll die Frau ihrem Manne sein — mehr viel

mehr, die ebenbürtige Genossin, die Gefährtin. Sie sei die Ergänzung in Allem, bei Allem. Sie die Milde, wo er die Kraft, die sorgende Hand, wo er der führende Kopf, die geduldig Tragende, wo er der muthig Wagende, sie das impulsive Herz, er der erwägende Verstand. Denken und fühlen — empfinden und urtheilen. In dieser Wechselwirkung der specifisch männlichen und weiblichen Eigenschaften kämen sie zur Entfaltung alle schlummernden Tugenden — Treue, Opfermuth, Geduld, Selbstverleugnung, Aufopferung, die das Zusammenleben leicht machen, wüchsen sie empor, die verborgenen Kräfte der Seele, durch welche allein es möglich sei, ganz aufzugehen in eines anderen Seele, tieffte Eintracht zu gewinnen.

Und so Herz an Herz und Hand in Hand gehe es sich leicht, wohin Gott führt, lebe es sich still und friedlich, reich und glücklich im Rahmen der eigenen Häuslichkeit.

„O Zauberwort, zu Hause.“

Welch ein Hort in unserer hastenden Zeit, in dem Wirbel des Lebens und dem Kampf um's Dasein, der mehr oder weniger an einen jeden herantrete. Immer wieder darauf hinzuweisen, gelte es jetzt, wo der Sinn schwinde für die stille Poesie des Familienlebens. Geführt von trügerischen Irrlichtern, die über Moore der Weltlust gaukeln, entfliehe man den einfachen Freuden der Häuslichkeit, um in zerstreunden Genüssen Abwechslung zu suchen, oft nur Verflachung und Zersplitterung zu finden. Und schlimmer noch. Zerstörende Einflüsse machten sich daran, das Familienleben zu untergraben. Von Westen her wehe ein neuer Geist, die alten Götter verspottend, fehre man den Penaten den Rücken, als lästig empfinde man jede Fessel, verlange in blinder Sehnsucht schrankenloses Ausleben für die Rechte der eigenen Persönlichkeit, meinend, das Glück fände sich nur in der Ungebundenheit.

Auch die Frau, unzufrieden mit dem Bestehenden, stimme mit ein in das allgemeine Feldgeschrei nach individueller Freiheit, fühle sich zu Höherem berufen, strebe heraus aus den engenden Schranken des Hauses.

Und doch liege wahre Freiheit allein in der inneren Gebundenheit an heilige Naturgesetze, die ihrer nicht spotten lassen, allein in Unterordnung unter selbst auferlegte Pflichten und in dem Ausleben seiner Eigenart in der Hingabe an Andere, an einen Anderen. Und das gelte besonders für die Frau. Ihre Welt sei und bleibe der eigene Herd, die stille Häuslichkeit, das friedliche Heim. Und sie solle sich mahnen lassen durch den Dichter, der so wahr und tief und schön gesungen:

„Nicht rechten sollst du mit Gottes Gedanken,
„Wenn dich das Schicksal bei Seite gestellt
„Und mit des Hauses engenden Schranken
„Verlegt die Ferne, verbaut die Welt.
„Ist doch der Friede die Sehnsucht des Lebens,
„Und wenn das Glück sich erhaschen läßt —
„Auf schweifenden Wegen sucht man's vergebens,
„Am Herdeswinkel, da hat's sein Nest.“ —
Und das sei wahr, gewißlich wahr.

Nur eins dürfe nicht übersehen werden: Nicht nur ein warmes Nestchen für eigenes stilles Lebensglück gelte es schaffen — ein Haus zu bauen sei jedes junge Paar berufen. Und jedes Haus bedeute auch nach Außen hin eine moralische und sittliche Unität, sei ein Mittelpunkt, von dem Wege ausstrahlen zum Verkehr mit der Außenwelt — dahin führend, wo das Leben der Menschheit pulst an dem man theilnehmen müsse, sein Pflichttheil beitragend im Interesse für ihre Geschicke — von dort zurückbringend, was weckt und anspornt, von Fortschritt redet und immer höher gesteckten Zielen.

Kein stumpfes Eigenleben, — ein Austausch suchendes und förderndes Leben in und mit der Ge-

sammtheit heiße es führen, im Bewußtsein der Zugehörigkeit zur großen Menschenfamilie.

Und dann schließt er:

„So ziehet denn hinaus aus dem Vaterhause, geliebte Kinder, gründet ein Heimwesen, bauet ein Haus. Aber nicht nur in Stein und Mörtel, in höherem Sinne laßt es aufgerichtet stehen, weithin sichtbar, auf der Höhe der Zeit ragend, mit stolzen Binnen, ein Haus, in dem mit Verständniß für anderer Wesen und Art, die Treue zu baltischer Eigenart sich paart.

Fest gegründet sei es auf dem Fels des Glaubens mit starken Mauern des Gottvertrauens, der Lebensfreudigkeit, des Pflichtbewußtseins und der Arbeitskraft. Hoch vom Thurme wehe die Fahne der Gastfreiheit, weit auf die Fenster und Thüren, um Licht und Aufklärung hineinzulassen — nur gegen das Böse und Schlechte die Riegel vorgeschoben und mit einem „hebe dich weg“ gescheucht von den Stufen.

Und über der Facade in unvergänglicher Schrift glänzend, laßt sie eingemeißelt stehen die Sprüche, welche wir uns einzuprägen suchten — vor Jahren zusammen herunterblickend auf des Professors Haus in der schönen, deutschen Universitätsstadt:

Friede walte — Treue halte —

Liebe wohne — Freude lohne —

Arbeit wirke — Ehre ziere — Weisheit regiere!

Die Anwesenden aber fordere ich auf mit mir das Glas zu erheben und in den Ruf einzustimmen, die jüngsten livländischen Häuser leben hoch, hoch und nochmals hoch.“

„Sie leben hoch, sie leben hoch“, stimmt die Jugend an und wiederholt drei Mal das Lied.

„Das war eine Rede, wie ich sie selten gehört!“ sagt der Pastor und beugt sich zur Landrätthin herab, um sein Glas an das ihre zu stoßen.

Mit bewegtem Lächeln dankt sie ihm.

Und mit glänzenden, in Thränen schimmernden Augen haben auch Erica und Inga auf den Vater geblickt, von dessen Lippen diese Worte wie ein Glaubensbekenntnis geflungen und der ihnen dies Lebensprogramm wahrhaft vorgelebt hat, als Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, der er immer gewesen, ein Vorbild für seine und alle Zeiten.

Und als sie mit ihren Gläsern zu ihm hinübergegangen, schließt er sie zärtlich in seine Arme und flüstert ihnen zu, mit zitternder Stimme: „Gott sei mit euch immer und überall! Werdet gute Frauen, wie eure Mutter es gewesen, Glück und Trost, Hülfe und Segen für eure Gatten, meine lieben, lieben Mädchen.“

Nachdem der Brautfranz abgetanzt, — Martha bekommt Inga's, eine von den Trostberg's Erica's Kranz — die Güte Niz Dohmen und, was viel Heiterkeit erregt, der kleine Hans Donnerer, Großjohn des Pastors und Fechtbodist der Livonia, und als nach Mitternacht das letzte Viertel des Mondes emporsteigt, da naht die Abschiedsstunde vom Mädchenleben. Weinend umschlingen die jungen Frauen die lieben Eltern, tauschen in schwesterlicher Zärtlichkeit einen langen Kuß, und während sie hinausfahren in die für die Jahreszeit selten milde Nacht und, im Arm der Liebe geborgen, die nassen Augen bald trocknen — beschließt ein bis zum hellen Morgen ausgedehnter, lustiger Ball die Derbiten'sche Hochzeit.

* * *

Auf dem Dünaburger Bahnhof in Riga herrscht an diesem Augusttage ein unbeschreibliches Durcheinander. An der Kasse, in den für den gesteigerten Verkehr ungenügenden Wartesälen und auf dem Perron schiebt und drängt es sich in fluthender Menschenwelle.

Reisende hasten, Hunde bellen, gepäckbeladene Träger suchen sich mehr dienstbeflissen, als rücksichtsvoll Durchgang zu schaffen, gilt es doch sich einen Platz in den, um diese Zeit an chronischem Ueberfülltsein leidenden Waggons des 7 Uhr Zuges zu sichern. Die Tausende Sommerfrischler aus Petersburg und dem Innern des Reichs, welche in den beliebten Badeorten des Rigaschen Strandes Erholung und Stärkung gesucht, strömen um diese Jahreszeit in Schaaren zurück in die Winterquartiere und in das Joch der Arbeit, und auch die einheimische academische Jugend muß den Ferien Valet jagen, zurück zu ihren Studien und Collegien hasten.

So schimmern nicht wenige mehrfarbige Mützen, die die Corporationen der Dörptischen Universität kennzeichnen, aus dem Knäuel hervor, der sich vor den Eingängen zu den Waggons ballt.

Es ist ein Grüßen nach rechts und links, Witze fliegen hin und her.

„Ich schlage vor, die Riga=Dünaburger Eisenbahn in I. Baltische Fabrik für Heringsconserven umzutauschen“, jagt mit empörtem Augenaufschlag ein älterer Landsmann der Livonia und reibt sich mit vorwurfsvollem Umsehen den Ellenbogen. „Ich möchte wohl gerne wissen, wessen steinhartes Gerippe ich da eben zu fühlen bekommen habe — ein Wunder, daß der Knochen heil geblieben ist! — um dem betreffenden Subject wenigstens noch nachträglich einen kleinen liebevollen Fluch nachzusenden.“

„Fluchen ist ganz uncommentmäßig, Carlos, lern' es einmal doch“, neckt ein anderer.

„Ach, laß mich zufrieden! Du hast gut reden, bist gepolstert, wie ein Daunenkissen und knapp 4 Fuß 6 Zoll hoch — du kommst natürlich unbeschadet überall hin, kriechst ja einem normalen Menschen unter den Armen durch.“

„Wie ich aber meine 6 Fuß unterbringen werde ist bei obliegenden Umständen wirklich eine äußerst kritische Frage“, meint eine gutmüthige Stimme, in der wir Graf Riesen's Jonoren Baß erkennen.

„Das ist ja heute die reine Völkerwanderung und wenn auch reichlich die Hälfte begleitende Verwandtschaft ist, es bleibt noch genug zweibeinige Bagage nach, die mit will! — Ah, endlich werden die Waggonthüren geöffnet, schnell hinein, du Knirps und einen Abtheil erobert.“

Es ist wirklich die reine Steeple-chase um Plätze, doch gelingt es den raschen Bewegungen und jungen, kräftigen Armen sich mit Handgepäck und Hunden unterzubringen.

„Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr“, citirt einer.

„Mit dem Ausstrecken sieht es aber ganz faul aus“, meint der Carlos Genannte. „Wißt ihr, mir scheint es, wir hätten doch besser daran gethan uns via Engelhardtshof und Stackeln der geliebten Alma mater in die Arme zu werfen.“

„Thorheit, Gschmann“ widerpricht ein Bierter.

„Hör doch nur, wie der Regen auf's Waggondach trommelt und an die Fenster Scheiben klatst, so ein richtiger Bindfadenregen. Ich finde wir können höchst zufrieden sein bei dem Wetter nicht 24 Stunden im offenen Postwagen verbringen zu müssen, wie im vorigen Herbst.“

„Ja, das war wirklich nicht schön. Aufgeweicht wie ein Schwamm und zuletzt nichts Trockenes mehr zum Wechseln. Da sitzt man lieber etwas eng, hat aber ein wasserdichtes Dach über dem Kopfe. Die Militairs verlassen uns wohl in Uexküll und Kurtenhof und da bekommen wir etwas mehr Raum.“

„Optimist, dafür steigen doch wieder auf den nächsten Stationen Sommerfrischler ein und mehrere Commilitonen.“

„In Ringmundshof sicher die Brüder Feldten und verschiedene Curonen“ äußert Riesen.

„Uebrigens, wo ist von der Ecken? du sagtest doch gestern, Max, er wolle sich uns anschließen.“

„Ja, wir besprachen es so. Merkwürdig, daß er noch nicht da ist. Ich werde auf den Perron gehen ihn abfassen. Bitte, Riesen, du mit deiner Doppelgröße halte meinen Platz frei.“

„Netter Junge, dieser Ecken?“ fragt Eichmann, „wünschenswerthe Acquisition für die Livonia, was?“

„Ich denke wohl“, erwidert Max. „Wir waren zusammen in Birkenruh, Abiturium mit 17 Jahren cum laude gemacht, ein fixer Junge, Grüze im Kopf, Haare auf den Zähnen.“

„Kurz ein Monstrum“, witzelt einer, während Theren im Abgehen hinzuflüstert:

„Reitet brillant, schießt famos und zog schon als Secundaner eine Terz, die sich zeigen konnte.“

„Ob du nicht bei dem Stunden nimmst, Zeus?“ Der so mit seinem Spitznamen Gerufene, in Wirklichkeit Hans Donnerer getauft, ist ein schmächtiges Kerlchen, das aussieht wie ein Tertianer, und die Zielscheibe vieler Witze und Neckereien seitens seiner Kameraden ist, die sein etwas albernes Wesen und gutmüthiges Lachen immer wieder zu Vergleichen anregt.

„Mir scheint, man müßte dem Ecken, wenn er für ritterliche Künste Sinn und Interesse hat, rathen lieber in eine andere Corporation einzutreten. In der Livonia wird man ja nächstens alle Duellpistolen in feierlicher Procession dem Rector magnifico überreichen, auf daß er ruhig schlafen könne, nachdem er sie in den Embach geworfen, da wo er am tiefsten ist“.

Ein brünetter, hagerer Jüngling mit geröthetem, aufgedunsenem Gesicht und verschwommenen Augen hat diese Worte ziemlich scharf gesprochen, Gebhard dabei mit ironischem Blicke streifend. „Rappiere sind auch nicht mehr in Gebrauch, schmücken nur noch verrostet die Wände, oder wenn sie allzu blutgierige Gelüste in uns halbfromm gewordenen Seelen erwecken, entzieht man sie ganz unseren Augen, wirft sie auf den Ofen, wie ausgefallene Zähne!“

„So schrei doch hurrah, Knirpschen, das ist ja noch viel vortheilhafter für dich. Ein Rappier ist ja länger als du und fechten ist nun einmal nicht deine Form, du Herculeschen“, neckt einer.

„Denke doch, dann giebt es keinen obligatorisch zu besuchenden Fechtboden mehr, der wird doch natürlich abgeschafft! — Straf gelder für Nichterscheinen fallen weg — höchst angenehm für winzige Täschchen — und blaugrüne Flecken braucht man sich nicht mehr auszuspülen. Ueberhaupt, dann kämpft man nur noch mit den Waffen des Geistes. Paß ordentlich auf, Vater der Minerva, damit du gleich verstehst, wie man das macht, wenn die große Schlacht losgeht. Also du nimmst deinen Geist, als wie ein Schwert in deine starke Rechte — manchmal nicht ganz leicht auszuführen, wenn nämlich der Geist zu winzig ist oder durch Abwesenheit glänzt — dann in Positur gestellt, Arm hoch, Kopf zurück und auf den gegnerischen Geist — auch nicht immer gleich zu finden, losgehauen bis . . . ja Senior, wie macht man's dann? was entscheidet den Sieg?“

Gebhard, der neben Riesen am Fenster steht, wendet sich halb um und über die Schulter giebt er zurück:

„Ußt nur ruhig weiter, es geht auch ohne mich.“

Halblaut zu Riesen, setzt er hinzu:

„Bei Eichmann ist die Blechfabrication wieder in vollem Gange.“

„Na, ohne tüchtigen Abschiedstrunk im Klosterkeller wird er die Reise ja wohl nicht angetreten haben und die Wize entsprechen denn auch seiner Verfassung. — Oho! da läutet's schon zum zweiten Male. — Max verpaßt notorisch das Mitfahren.“

Riesen lehnt sich weit zum Fenster hinaus, um den Perron besser zu überblicken.

„Ah, da kommt er. Sieht nett aus, der Ecken, wenn er es ist, der neben ihm hergeht.“

Seine Gymnasiaftenmütze höflich lüftend betritt der Genannte das Coupé und wird durch Max Theren mit den Insassen bekannt gemacht.

„Rehburg“ — Molten — Rehburg — Donnerer — Rehburg.“

„Noch einer? Mein Himmel, welche Anstrengung für das Gedächtniß. Kann man die Herren nicht numeriren, wie die Fürsten Reuß?“

„Ist nicht nöthig, sind sehr verschieden. — Riesen.“
Ueberrascht blickt Ecken zu der Reckengestalt empor — „und noch ein Rehburg, Gebhard.“

„Der Senior der Livonia!“ denkt Ecken und prüfend haftet sein Blick auf dem edelschönen Gesicht vor ihm, das mit freimüthigem Ausdruck den zukünftigen Corpsbruder mustert und mit einigen freundlichen Worten in ihrer Mitte willkommen heißt.

Gleich darauf setzt sich der Zug in Bewegung. „Rusch dich, Arno.“ Auch Ecken's Hund, ein schöner, langhaariger Setter macht Bekanntschaft, aber knurrende, mit den verschiedenen, unter die Bänke verwiesenen Cäsar's und Billi's, und es muß mit Zuruf und Hezpeitsche unter den Vierfüßlern Frieden gestiftet werden. Die Besitzer machen sich gegenseitig Complimente über ihre Köter, und damit ist gleich das Eis gebrochen, und ein ausgiebiges Thema für die

Unterhaltung gefunden. Das lebhaft hin und her gehende Gespräch, in welchem viel von Enten- und Hasenjagd, Lancaster-Doppellauf, Hunderacen, Dressur, u. s. w. die Rede gewesen, unterbricht der Eintritt des Conducteurs, und bald verkündet ein Pfiff der Locomotive die Nähe einer Station.

„An Kurtenhof und Uerküll sind wir schon vorbei gefahren, also wird dies Oger sein. Hurrah! Büffet!“ ruft Riesen.

„Macht, daß ihr schleunigst herauskommt, ihr Fische in spe, und schafft einen Korb Bier herein. Ergreift auch ein paar Bullen Rothwein, dann trinken wir gleich einen Begrüßungsschluck mit Ecken.“

Bei diesen Worten zieht er gutmüthig lächelnd ein Portemonnaie hervor, dessen Dimensionen seinem Wuchs, seinem Wechsel und seiner Freigebigkeit entsprechen.

„Da habt ihr den Mammon dazu, aber laßt ihn euch nicht wegstibizen — Taschendiebe giebt's überall!“

Max und Ecken stürzen ab und kehren nach kurzer Zeit, an dem Gewünschten schwer tragend, zurück.

„Na, und nun noch einmal in den Wartejaal, das Holen müßt ihr euch rechtzeitig angewöhnen — und einen tüchtigen Haufen Butterbröde und Bieschen mitgebracht, — sind ja berühmt gut hier! — die dürfen nicht fehlen.“

Riesen entforckt den Bordeaux und nimmt einen kräftigen Schluck.

„Ganz trinkbar! Nun Prosit, Ecken, auf gute Kameradschaft.“

Auch die andern schütteln ihm freundlich die Hand.

„Und nun los, einen Cantus angestimmt! magister cantandi, walte deines Amtes. Nimm diesen Stoß zum Dirigiren und gieb den Ton an!“

„Lustig zieht der Bursch durch's Leben

„Wie das Schicksal ihm auch droht.“

klingt es aus den jungen Kehlen.

„Beim Gesang und Saft der Reben
Pfeift er auf des Lebens Noth.“

Lied folgt auf Lied, dann hält der Zug in Ring-
mundshof, und alles beobachtet die Einsteigenden.

„Richtig, da sind die Brüder Feldten. Wollen
wir noch etwas zusammenrücken, dann können sie doch
hier herein.“

In Römershof hat noch einmal Riesen's großer
Geldbeutel einen Korb Bier zur Weiterfahrt spendirt,
nachdem man sich an Ort und Stelle mit allerlei Eß-
barem gestärkt hat, und rasselnd dampft der Zug seinem
Ziele entgegen.

Die Dunkelheit ist hereingebrochen, und da zum
Ausstrecken und bequemen Schlafen nicht genügend
Raum vorhanden, so plaudert man munter weiter, reißt
Witze, erzählt Anekdoten, bis einer die Bemerkung
macht: Tiefenthal müßte doch wohl hier in der Nähe
sein und würde wahrscheinlich auf der nächsten Station
einsteigen.

„Nein!“ kann Max zurechtstellen. „Als er vor
zehn Tagen Therenhof verließ, wollte er in's Oberland
und wird erst von Dünaburg aus die Bahn benutzen,
womit aber nicht gerade gesagt ist, daß es schon in
dieser Nacht sein wird.“

„Dafür wird aber Grich“, — „Noch ein Rehburg,
daß du es gleich weißt“ — raunt Max zu, „um es
dir leichter zu machen, Nr. 5, übrigens der Doctor
genannt, weil er Medicin studirt und etwas Docirendes
an sich hat.“

Unterdessen hat Gebhardt hinzugefügt:

„Bestimmt zu uns stoßen. Wir besprachen es
schon so in Derbiten, von wo er durch's Land direct
in diese Gegend fuhr. Er wollte, während wir in
Riga waren, im K-schen Doctorat einen Freund
besuchen. Ihr kennt ja den traurigen Fall mit —

ach so, Max und Ecken werden wohl kaum davon gehört haben. Erich's bester Freund wurde voriges Jahr in einem Duell von einem Kurländer schwer verwundet.

Monatelang schwebte Fahlberg in Lebensgefahr, und man zweifelte ernstlich an seinem Aufkommen.

Erich hat ihn mit größter Aufopferung gepflegt, dem Tode seine Beute förmlich abgerungen, aber Eines konnte er nicht verhindern — der Arm blieb steif. Namenlose Schmerzen hat Fahlberg aushalten müssen, und nicht nur physische, auch seelische Qualen marterten ihn, die den kaum 25-jährigen grau gemacht haben.

Er stand vor seinem letzten Examen, aber mit der Chirurgie, die er zur Specialität erwählt, war es natürlich vorbei; 5 Jahre schweren, gewissenhaftesten Studiums waren verloren. Ganz von vorn hieß es anfangen, irgend ein anderes Brodfach wählen, um seine Mutter, die als Wittve fast mittellos zurückgeblieben, zu unterstützen, eine ganze Reihe jüngerer Geschwister zu erziehen.

Unerträgliche Nerven Schmerzen waren von der Verwundung nachgeblieben, erschwerten ihm das Studium, und da hatte er sich in seiner desperaten Stimmung dem Morphium ergeben. Erich war sehr besorgt um ihn. Wie er mir in Derbiten erzählte, hatten die letzten Briefe hoffnungslos verzweifelt geklungen, und Erich fuhr zu ihm, um ihm Muth zuzusprechen, vor allem ihn zu einer Anti-Morphiumkur zu überreden.

Dieses furchtbare Gift lähmt schließlich jede Energie, tötet Willen und Thatkraft.

Möchte es ihm gelungen sein, Fahlberg moralisch so weit aufzurichten, daß er sich dazu entschließt. Er war so ein netter, tüchtiger, strebsamer Mensch, vor dem das Leben vielverheißend lag."

Als der Zug in Kopenhagen hält, treten die verschiedenen Rehbürg's an die Fenster des Waggons und

erblicken ihren Vetter Erich, der gerade aus dem Stationsgebäude tritt. Gebhard und Edwin gehen ihm entgegen.

„Er sieht ja ganz verstört aus“, sagt Lektierer, fragend zu Gebhard aufsehend, den eine plötzliche Eingebung schon die ganze Wahrheit ahnen läßt.

„Wenn Fahlberg sich nur kein Leid angethan hat“, denkt er.

Seine schlimme Befürchtung bestätigt sich.

In einem Anfall tiefer Melancholie hat sich, am Tage vorher, Fahlberg das Leben genommen.

In einem Brief an die Seinigen, hat er sie um Verzeihung gebeten — er hoffe, gute Menschen würden für sie sorgen, besser als er es zu thun vermocht. Nach Dorpat zurückkehren, noch einmal 6 Jahre angestrengt studiren — dazu sei er zu müde. Er fühle sich am Ende seiner Kraft. Uebermenschliche Leiden habe er ertragen müssen, — der Dämon der Morphinumsucht habe ihn übermannt und er habe nicht mehr die Energie ihm zu widerstehen.

Wie Wahnsinn fralle es sich in sein Hirn, — sein Leben sei eben verpfuscht, und besser sei es ein Ende zu machen, so rasch als möglich, — je früher — desto besser.“

„Wie furchtbar, Erich! Und du konntest es nicht verhindern?“

„Nein, — obgleich ich es kommen sah. Die Willenskraft war gebrochen, der Glaube an Glück und Fortkommen erschüttert.“

Mit voller Theilnahme, ja Ergriffenheit, haben auch alle andern Erich's Bericht gelauscht, der mit den Worten schließt: „O diese unseligen Duellen! Wie viel Glend und Jammer haben sie im Gefolge, denn das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Nicht genug, daß sie junge, hoffnungsreiche Leben, welche vielleicht ihrem Lande,

der ganzen Menschheit Nutzen gebracht hätten, vorzeitig enden, in weitere Kreise hinein tragen sie unsäglichen Kummer, unberechenbares Leid. Hättet ihr Fahlberg's arme Mutter gesehen. Nie werde ich den Ausdruck vergessen, mit dem sie an seiner Leiche kniete, nie!" Und all' dieses Herzeleid, all die Seelenpein — wofür? das Glück und der Frieden einer Familie gestört — weshalb? Einem Phantom, einem Vorurtheil zu Liebe, einem Nichts!"

"Einem Nichts? — Die Ehre ein Nichts?" wirft Eken lebhaft ein: "Das sagen Sie doch nicht im Ernst, Herr von Rehburg!"

"Sie müssen mich recht verstehen Herr von Eken, auch mir ist die rechte Mannesehre heilig, zu heilig, als daß ein Jeder, z. B. im Zustand einer gewissen Unzurechnungsfähigkeit, in Folge maßloser Erregung oder Trunkenheit ihr nahe treten könnte. Aber die Begriffe werden gewöhnlich nicht streng genug auseinandergehalten. Für mich sind es zwei ganz verschiedene Dinge — die Ehre und der point d'honneur, diese construirte Standesehre, aus welcher die sogenannte Gesellschaft sich das Recht nimmt, nach einem selbstgegebenen Kodex zu unterscheiden zwischen Ehre vor Gott und vor den Menschen, zwischen Christenehre und Gesellschaftsehre. Jeder Mensch hat eine persönliche Ehre, keinem darf man sie absprecken, — die Standesehre aber gilt nur für wenige, findet in dem Satisfactionsfähig oder unfähig ihre Grenzen.

Und meistens ist es nur dies Phantom der Ehre, welches bei Studentenduellen in Frage kommt, und weil ihretwegen jährlich so Mancher zum Krüppel gemacht wird, wenn nicht viel Schlimmeres geschieht, junge Augen sich vor der Zeit schließen — so darf man wohl mit Recht sagen — um Nichts!"

"Erich hat ganz recht", läßt sich der ältere Feldten vernehmen. "Es kommt gerade darauf an,

daß man immer wieder die Consequenzen zieht, den Muth hat, den Finger gerade auf den wunden Punkt zu legen, und es sich einmal klar macht: — dem Moloch einer falschen Ehre wirft man erbarmungslos die eigenen Kinder hin, weil man es nicht wagt, ihm die gierige Zunge, die giftigen Zähne auszureißen. Immer nur Protest in Worten, nach dem Geschehenen, keine That. Und warum? wo doch schon längst so Viele das Thörichte, Schädliche dieses point d'honneur erkannt haben, Wandel verlangen, — warum? weil immer und überall noch bewußtes und unbewußtes Festhalten an privilegierte Phrasen, an concessionierte Irrthümer, an conventionelle Lügen regiert. „Kein Flecken darf auf den blanken Schild der Ehre fallen.“ „Das Ehrgefühl käme auf den Hund.“ „Der Feigheit würde Voranschub geleistet.“ Auch solche Schlagworte, Redensarten, die von denen nachgesprochen werden, welche nichts Neues annehmen, denken wollen — ich möchte fast sagen, zu denken vermögen. Die geistige Trägheit der Massen, einzig und allein sie, ist Schuld, legt sich wie ein hemmender Schuh an das rollende Rad des Fortschrittswagens. Oder nehmen wir ein anderes Bild. Dieses Beharrungsvermögen der Massen, diese bequeme Indolenz, dieses Festhalten am Bestehenden verkörpert sich mir in einem Lindwurm, der faul und satt auf der Heerstraße des Lebens liegt und jeden verschlingt, der sich allein an ihn heranwagt. Aber in geschlossener Phalanx heißt es immer wieder sich zum Angriff jammeln, aufrütteln muß man endlich die Menschheit aus ihrer Lethargie . . .“

„Dem stimme ich unbedingt bei“, sagt Molten, „jeder von uns soll wenigstens dazu aufrufen, daß man den Kampf aufnimmt gegen die falsche Idee, den Irrthum, der in dieser Form des Sühnegedankens liegt. Als zukünftiger Pastor schreibe ich den Kampf

gegen das Duell auf meine Fahne, und bin überzeugt, daß er von Erfolg gekrönt sein wird, daß es gelingen muß und wird, der Gesellschaft den Staar zu stechen und sie sehend zu machen für die Sünde gegen Gott und die Menschen, die sie begeht, wenn sie immer und immer wieder solche Blutthaten zuläßt."

"Na, ihr scheint mir ja hier so ziemlich alle Antiduellanten zu sein", sagt verwundert Ecken.

"Ich dachte, daß sich Vertreter dieses Standpunktes nur in verschwindender Anzahl unter den Dörpt'schen Studenten fänden."

"Ich bitte Sie, mich jedenfalls aus diesem Sammelnamen auszuschließen", grunzt Eschmann, dem der reichliche Biergenuß die Stimme nicht gerade geklärt hat.

"Von jeher bin ich Antiduellant gewesen, unbedingt und aus voller Ueberzeugung!" Erich sagt es mit vibrierender Stimme. "Mit dem Eide, den ich als Arzt zu leisten haben werde, nehme ich es ernst und streng. Wo wir uns verpflichten, unter allen Umständen, Leben zu verlängern und zu retten, dürfen wir nicht einer Handlung zustimmen, welches mindestens Körperverletzungen verschiedener Art zur Folge hat, wenn sie nicht in directe Todesgefahr bringt. Die Grundidee des Duells bleibt immerhin das „töden wollen“ und dadurch richtet sie sich schon selbst, denn sie steht im Widerspruch zu einer sittlichen Forderung in uns, die da will, daß das Leben des einzelnen Individuums geachtet werde."

"Abjoluter Antiduellant bin ich nicht", äußert Paul Rehburg, — der vorhin als magister cantandi Bezeichnete. "Aber ich lasse nur die Schlägerduelle gelten. Mag immerhin etwas Gefahr dabei sein, sie sind Uebung, sie sind Kampf, meistens nur ein ganz gesunder Aderlaß für allzu hitziges Blut. Die Pistolenduelle sind aber entschieden ein Unflug."

„Ob es sich um Hieber oder Pistolen handelt, ich finde wir müssen mit unserer Zeit leben“, mischt sich ein anderer Rehbügel ein — „müssen ihre Forderungen erfüllen, können nicht von heute auf morgen alles auf den Kopf stellen. Noch regiert der point d'honneur in unseren Kreisen und das ist für mich maßgebend.“

„Aber andere Zeiten, andere Sitten“, wirft der jüngere Feldten ein „gewiß müssen wir uns dem anpassen, was die Gegenwart fordert, aber wir sollen auch in die Zukunft schauen und für sie wirken. Auf jedem Gebiete denen, die nach uns kommen, die Pfade zum Besseren ebnen, den weiteren Fortschritt erleichtern, fördern, das dünkt mich ein Ziel, des Strebens werth, und das man nie aus den Augen verlieren sollte.“

„Ich bin allmählig Antiduellant geworden“, läßt sich wieder der ältere Feldten vernehmen. „Vier Jahre bin ich schon in Dorpat und sitze seit zweien im Ehrengericht. Da habe ich Material zu einer Art Statistik gesammelt und dies Facit gezogen: „unter hundert Fällen ist kaum ein Conflict wirklich ernst genug, um es zu rechtfertigen, daß zwei Menschenleben deswegen auf's Spiel gesetzt werden. Eine Beleidigung der Ehre kann es gewiß geben — und zwar handelt es sich da meist um so subtile Dinge, daß wir mit Gesetzesparagraphen dagegen nicht auskommen, aber nicht um Wichtigkeiten sollte man ein Leben, mit dem man als fertiger Mensch vielleicht seiner ganzen Zeit, seinem Lande, hätte nützen können, in die Schanze schlagen, nicht im Leichtsinne sollte man es wagen, den Tod eines blühenden Lebens auf sein Gewissen zu laden. Aus einer gewissen Bravade oder zum bloßen Vergnügen beleidigen und dann losknallen oder los schlagen, das scheint mir denn doch die ganze Frage auf einen zu jugendlichen Standpunkt gestellt. Großes Kunststück jemand anzurempeln und sich dabei noch

sehr patent vorzukommen, — wo es doch ein so viel schwereres Stück ist, seine Zunge im Zaum zu halten und bei jeder Gelegenheit die Herrschaft über sich selbst, die kaltblütige Ruhe zu bewahren, an der jeder Angriff abprallt, wirkungslos.“

Jetzt erhebt auch Riesen die Stimme.

„Das ist ganz meine Meinung. Alles was in die Kategorie des Raufboldthums verschlägt und zur Entartung des Sühnebegriffs führt, muß mit aller Kraft gezügelt werden, damit man nicht mit Recht sagen kann „Pact schlägt sich — Pact verträgt sich“, aber im übrigen scheint es mir ganz unvereinbar mit den Anschauungen, welche in unseren Kreisen herrschen und in denen wir aufgewachsen sind, daß ein Edelmann ein Duell verweigert.“

„Das sagt Tiefenthal auch!“ Eschmann brummt's aus seiner Ecke heraus. Rasch, interessirt wendet Ecken sich zu ihm.

„Ist Graf Tiefenthal Duellant?“

„Ja, mit Leib und Seele. Je mehr Abfuhren desto besser. In dem steckt doch frisch-froh-freies Burschenthum. Der verlausulirt nicht jede Miene und Bewegung mit allerlei tugendhaften Erwägungen, leidet nicht an Anwandlungen von moralischem Ragenjammer. Ich hoffe Ecken, Sie treten auch auf unsere Seite. Wir werden ja schon förmlich erdrückt durch diese Sippe von frommen Brüdern, die . . .“

„Nimm dich in Acht Eschmann,“ sagt Gebhard.

„Und Sie, Herr von Rehburg, wie stehen Sie zu der eben besprochenen Frage?“

Mit dem Ausdruck gespanntester Erwartung ruhen Ecken's kluge, hellblickende Augen auf Gebhard's schönem Gesicht, welches aufleuchtet, während er mit Feuer spricht:

„Meine Meinung wollen Sie wissen? Noch halte ich die gänzliche Abschaffung des Zweikampfs für eine

Unmöglichkeit, aber so wahr und gewiß die große Menschheitsfamilie, langsam und allmählig, doch stetig den Weg innerer Veredlung schreitet — mag es auch tausend Mal scheinen, als gehe es dazwischen abwärts mit ihr — so sicher und gewiß wird auch das Duell dereinst zu ihren überwundenen Kinderkrankheiten gehören, wie so manches, woran sie lange siechte, wie die Inquisition mit ihrer Kezerverbrennung, wie die Sklaverei mit ihrem Menschenhandel, wie die Kriege mit ihren Massenmorden.“

„Oho, das glaubst du wirklich? Das ist weit gegangen!“

„Ja, und doch nur logisch. Auch dafür kommt einmal, wie für alles, was sich überlebt hat, das letzte Stündlein. Erst in Einzelnen, dann in Vielen wird der Protest laut werden und, immer wieder scharf beleuchtet und streng verurtheilt, wird es klar erkannt werden, daß man in der gesitteten Völkerfamilie eben so wenig Provinzen stiehlt, wie man, in bürgerlichen Verhältnissen, daran denkt, seinem Nachbar einen silbernen Löffel zu entführen. Man wird es empfinden und betonen, immer lauter und energischer, daß einige Fußbreit eroberten Landes die Opfer an vergossenem Menschenblut nicht werth sind, dies Blut von Gatten, Vätern, Söhnen und Brüdern. Je weiter wir zurücksehen in der Geschichte, desto weniger Werthschätzung besaß das Leben des Einzelnen, aber mit steigender Entwicklung achtet man mehr und mehr das einzelne Individuum, um der geistigen Schätze willen, die es in sich tragen kann. Zum Kanonensfutter wird der Gebildete allmählig zu schade werden. Geistig hochstehende Menschen können ihrem Vaterlande in anderer Weise besser nützen.“

Noch umstrahlt der Nimbus des Helden den Krieger, — flammt jedoch erst das Rainszeichen auf der Stirne dessen, der unschuldig Blut vergossen hat —

auf höheren Befehl ja, aber doch in eigener Verantwortung, denn zwingen kann uns schließlich keiner gegen unsere Ueberzeugung zu handeln — da wird der Wahn erkannt sein, der jetzt wie eine dunkle Binde über der Erkenntniß liegt, das Gewissen der Völker wird wach werden, um, wie jetzt das Einzelgewissen, laut zu rufen:

„Du sollst nicht tödten“.

„Das ist sehr ideal gedacht,“ sagt Ecken, ein leicht ironisches Lächeln auf den Lippen, „aber es sind Utopien.“

„Jeder von der Menschheit errungene Fortschritt ist erst eine Utopie gewesen, bis sie die Gestalt annahm, die Form gewann, welche sie den Zeitgenossen annehmbar machte. Wie vom Kriege, so auch vom Duell sagt man, es sei ein nothwendiges Uebel. Ein Uebel ja, aber kein nothwendiges, nur ein Nothbehelf, ein Rest von der Barbarei, die uns im Blute steckt, ein Ueberbleibsel aus der Zeit, wo man noch an Gottesurtheile glaubte und Alles schweigend zusah, wenn der Stärkere den Schwächeren besiegte.

Und — wenn nicht nur reiner Zufall mitspielt! — darauf kommt es meist auch jetzt heraus und ich sehe darin ein Hauptargument gegen die Duelle, ob größere physische oder Nervenkraft, ich könnte noch sagen, ob größere Gewissensscrupel, fast immer wird der zarterbehaarte unterliegen, einfach ein Opfer nicht mehr ein im ehrlichen Kampfe gefallener Gegner sein. Und sobald dieser Fall eintritt, ist es nicht mehr Sühne — sondern einfach Verbrechen.“

Ecken's Lächeln hat sich verflüchtigt.

„Ja, von diesem Gesichtspunkte aus gesehen, läßt sich gegen das Duell im Allgemeinen gewiß viel sagen, aber ganz einfach vom praktischen Standpunkte betrachtet, werdet ihr nicht zugeben, daß die Umstände jeden Einzelnen unter uns zwingen können, mit der Waffe in

der Hand Rechenenschaft zu verlangen für erlittene Beleidigung? Und nehmen wir gleich den ernstesten Fall, da wo es sich nicht nur um die eigene Ehre handelt, sondern um die einer uns nahestehenden Persönlichkeit, z. B. einer Frau, einer Schwester, einer Mutter. Das sind doch nicht Sachen, die man gleich an die Oeffentlichkeit zerzt, an die Gerichte bringt. Das sind eben Fälle, wo es heißt: „Entweder er oder ich muß aus der Welt, dieselbe Lebensluft können wir nicht athmen.“

„Können Sie sich nicht vorstellen, Herr von Ecken,“ mischt sich Erich in das Gespräch, „daß einmal eine Zeit kommen kann, in welcher man den Ehrendieb brandmarken und dem gleichstellen wird, welcher ein Heiligthum schändet. Schon allein eine größere Achtung vor der Majestät der Persönlichkeit würde es unmöglich machen, daß man in frevelhaftem Leichtsinne wagt, die Ehre und Würde eines Anderen anzutasten, und zu den Conflicten, die jetzt der Grund zu Forderungen sind, käme es einfach nicht!“

„Erich hat ganz recht,“ stimmt Gebhard lebhaft zu, „und es handelt sich hierbei nur um erzogene und unerzogene Reflexe. Und wie gut sie sich erziehen lassen, das sehen wir z. B. in England, welches den Begriff gentleman geschaffen hat, eine Bezeichnung, durch die Jeder, der seine Würde und die anderer zu achten weiß, ohne Unterschied des Standes für gesellschaftsfähig erklärt wird. Warum kommen sie dort ohne unsere Duellen aus? Weil im Privat- und öffentlichen Leben die Rücksicht im Verkehr mit anderen verlangt und von jung auf die Selbstbeherrschung, als ein Hauptbestandtheil der Charakterbildung entwickelt wird und zugleich in gesundem Sport der Körper Gelegenheit findet, die drängende Jugendkraft in, nicht immer gefahrlosen, Wettkämpfen zu entfalten, zu stählen, doch ohne, daß sie in den persönlichen Angriff auf

einen Andern Ausartet. Es ist und bleibt einfach eine Erziehungssache, und es fragt sich nur, wo man den Hebel ansetzen muß um auch bei uns . . .“

„Ich hab's,“ ruft plötzlich Donnerer, der sich bis dahin ganz still verhalten hat.

„Was denn?“ — „So schrei doch nicht so, unser Trommelfell plakt.“ „Soll am Ende noch Minerva deinem Hirnschädel entsteigen?“

„Hurrah, ich hab's,“ wiederholt frohlockend der Kleine, ohne auf die Bemerkungen seiner Kameraden zu achten, „ich hab sie gefunden, die Möglichkeit mich auszustrecken und vielleicht zu schlafen, wenn ihr euch gnädigst entschließen könntet eure Discussion z. B. auf den nächsten Convent zu verlegen. Mir brummt schon der Schädel von eurem Klugsprechen. Wein und Bier machen auch nur Anfangs wach.“

Und plötzlich, die Schultern eines zunächst Sitzenden als Stützpunkt benutzend, schwingt er sich mit einer affenartigen Geschwindigkeit und Gelenkigkeit auf den Rand eines Gepäcknetzes — die darin untergebrachten Tschomodans fliegen den unter ihm sitzenden Kameraden auf die Knie und Füße und seinen kleinen Körper streckend ruft er triumphierend:

„So! eine Schiffshängematte ist ungefähr eben solch' ein Nachtlager. Du Max, sei mal so nett und gieb mir meinen Mantel, dann mache ich mir ein feines Bett zurecht.“

„Gar nicht so dumm, was der Knirps sich ausgedacht hat,“ meint Riesen, dessen Statur ihm ein für alle Mal solche equilibristische Kunststückchen verbietet. „Schade, daß der Platz für mich zu eng ist, sonst würde ich ihn bald herausgeschmissen und mich hineinplacirt haben.“

„Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude,“ singt Donnerer. „Jetzt bin ich die Stimme aus der Höhe, die Worte der Weisheit redet.“

Alles schweige! Jeder neige, ernstest Schnarchtönen nun sein Ohr."

"Du, da oben, halt's Mäulchen! respectiere den Landesvater."

"Er hat recht," lallt Eschmann, "genug disputiert, schnarchen wollen wir im Chor — versuchen wir zu schlafen, in Dünaburg muß man so wie so um 2 Uhr Nachts heraus."

Es ist als habe die Unterbrechung den Redefluß wirklich gehemmt, nur zwischen Ecken, Erich und Gebhard wird das Gespräch noch eine Zeitlang weiter geführt, dann verstummt es ganz. So gut es geht, versucht man einen Stützpunkt für den Kopf zu finden, sei es auf den Polstern, oder auf der Schulter des Zunächststehenden, und bald verfallen sie, einer nach dem andern, in gesunden Schlaf, den auch das Rütteln und Kaffeln, das häufige Durchlaufen der Conducteurs nicht zu stören vermag. Nur Gebhard kann keinen Schlummer finden. Das eben geführte Gespräch hallt in ihm nach. So Manches fällt ihm ein, was er noch zur Bekräftigung seiner Behauptungen hätte sagen können, aber zugleich erfaßt ihn peinigender Zweifel.

Hat er Unrecht, und haben die anderen Recht, welche sagen: "Was rüttelst du an Bestehendem, so lange du nichts Anderes, Besseres an die Stelle zu setzen weißt?"

Wie sagte doch Herr von Theren: "Einen schiefen Dachstuhl in's rechte Loth zu bringen ist sehr einfach, bei dem Duellwesen liegt die Sache denn doch complicirter. Veränderung kann ebenso schaden wie nützen. Ist er berechtigt, der Kampf, den er zu führen unternommen und besonders ist er nicht aussichtslos?"

Er läßt sich vielleicht etwas aufhalten, der Strom, aber die Quellen rieseln fort und fort und untergraben die Dämme, die er aufgerichtet sehen möchte, Selbstzucht, Herrschaft über sich selbst.

Immer wieder erstehen ihm und der Idee, die er verfißt, die Gegner durch den Zuzug, den jährlich zwei Mal die Schulen zur Universität entlassen, — solche Ecken's. Und wie soll da, wo vor kurzem noch der Faustkampf sein Recht gehabt hat, nicht die blanke, gefährliche Waffe einen Nimbus haben. „Er führt eine brillante Klinge“. „Er schießt meisterhaft“. „Er hat so und so viele abgeführt“. „Er hat so und so viele gefordert, ersch nein, das gerade nicht, aber doch, bei allem Grauen und der versteckten Angst, es liegt ein prickelnder Reiz in der Gefahr, in dem Bewußtsein „du hast Courage gezeigt, du hast nicht mit der Wimper gezuckt, als der Gegner die Pistole erhob oder den Säbel schwang.“

Jugendliche Unreife, alte Ueberlieferung. Von Alters her war es so Sitte, die Väter haben es auch so gemacht. Ja, ein Gewohnheitsrecht, stärker als das sittliche Gebot, welches jeder Mensch doch im eigenen Innern hört, wenn er darauf horcht. Wie lange ist es her, daß das Wort erklingen: „Kain, wo ist dein Bruder?“ und das andere: „Liebet Euch untereinander,“ — und die Völker starren in Waffen, und die Kreuze richten sich auf über den Gräbern Getöteter und Gemordeter. Der blanke Schild der Ehre muß fleckenlos erhalten bleiben, auch auf Kosten eines fremden Lebens.

Der Gewissensschild des Christen mag dabei mit Blut bespritzt werden.

„Soll ich meines Bruders Hüter sein?“

Gebhard läßt ein Fenster herab und athmet die schwere, weiche Luft ein.

Der Regen hat aufgehört, aber dunkle Wolken verhüllen den Himmel; es ist Nacht, sternlose, undurchdringliche Finsterniß.

Nur dazwischen, wenn der Wind die Funken der Locomotive nach dieser Seite weht, fliegt es wie ein

Sprühfeuer von leuchtenden Sternchen vorbei. Und das Leben hier auf Erden?!

Auch solche kleine Seelenflämmchen, die nur flüchtig eine dunkle Welt erhellen, unser Sein, unser Wollen zeigen. Unser Wollen? Was vermag der Einzelne? Es ist ihm nicht gegeben einzugreifen in die Speichen des Weltenrades, das, widerstandslos, vorwärts getrieben von höherer Gewalt, unser Schicksal und das Anderer mitnimmt, wohin? Rastlos eilt unser Leben dem dunklen Ungewissen zu; Kindheit, Jugend — sie fliegen vorüber, ein Zurück giebt es nicht, und da, in verschleierter Ferne, harret unser aller der letzte Halt, — das Ende, — der Tod.

Ist es die Nachtluft? sind es feine Gedanken? Gebhard schauert zusammen und schließt das Fenster. Wo ist sein stürmender Wagemuth geblieben? Licht erschien ihm sonst das Leben, hoffnungsreich, und jetzt, seit Derbiten, liegt es immer wieder auf ihm wie ein Druck, und plötzlich ist ihm, als lege sich eine bange Borahnung, dunkel und schwer wie diese Augustnacht, auf seine Seele, — Alles, was sein glücksdurstiges Herz fiebernd erwartet und erhofft und exträumt, es wird keine Erfüllung finden.

Entmuthigung schlägt die schwarzen Fittiche um ihn und ungewiß, in Schatten gehüllt, liegt die Zukunft vor ihm.

Dann aber schämt er sich der Regung. Ein frohes Hoffen facht er in sich an, die trüben Nebel verscheucht er durch den Gedanken: „Und doch vermag der Einzelne viel, und das Wollen ist eine unbefiegbare Macht.“ Sein Leben, sein Glück heißt es selbst schmieden mit starker Hand, mit hellem Blick; Hindernisse überwinden, immer wieder, ohne den Muth zu verlieren, und wie ein junger Herkules goldene Hesperidenäpfel pflücken, die im Lichte der aufgehenden Sonne leuchten. Sie winken auch ihm.

Als die jungen Leute den großen Speisesaal des Bahnhofs in Dünaburg betreten, löst sich aus einer am Buffet stehenden Gruppe, an ihren Farben kenntlicher Curonen, eine hohe, elegante Gestalt.

Unter krausgelocktem, tiefbrünettem Haar, eine gewölbte aber niedrige Stirn, mit eigenthümlich schräg zu den Schläfen hinaufgeführten dunklen Brauen, eine gerade Nase, ein festes Kinn, aber um den Mund liegt ein häßlicher Zug und die Augen haben unruhig flackernden Glanz. Dennoch, alles in allem genommen, ein interessantes Gesicht und eine aristokratische Erscheinung. Der geöffnete helle Paletot läßt die Brust frei, und das Farbenband, welches sich darüber hinzieht, unterscheidet ihn von seinen Genossen, kennzeichnet ihn als Livonen.

Das ist Max Theren's Vetter, Graf Wolfgang Tiefenthal.

Mit einem etwas impertinenten Lächeln begrüßt er seine Landsleute.

„Guten Abend allerseits. Wie geht's, wie steht's Max? War es amüſant in Derbiten? Waren wohl viele schöne Mädchenknospen da versammelt? Habt ihr tüchtig die Cour geschnitten? Die Herzchen endgiltig verloren?“ Ein lauernder Blick aus seinen schwarzen Augen streift rasch Gebhard, die weißen Zähne blinken.

„Und jetzt schmerzen sie im Trennungsweg — was? Ihr seht mir alle so faſenjämmerlich aus. Na tretet nur näher an's Buffet heran, hier findet ihr очищенное zum Trost und zur Belebung herabgestimmter Lebensgeister, denn mit Recht singt der unsterbliche Busch: „Wer Sorgen hat, hat auch Likör!“

Als aber keiner auf den scherzenden Ton eingeht, setzt er, von Einem zum Andern blickend, ironisch hinzu:

„Ihr goutirt nicht einmal mehr Busch. Seid ihr so schläfrig, oder was ist sonst in euch gefahren, warum macht ihr solche Mienen?“

Eine Pause peinlichen Schweigens entsteht. Die Curonen sind nähergetreten, um die Dörpt'schen Kameraden zu begrüßen, und unter ihnen befindet sich auch der junge Kurländer, mit dem Fahlberg, im vergangenen Herbst, das unselige Duell gehabt.

Endlich entschließt sich Erich in ein paar kurzen Sätzen, über das eben Erlebte zu berichten.

Das Gesicht des Curonen — ein feines fluges Gesicht — wird um einen Schatten blasser und er wendet sich mit zuckenden Lippen ab, während Wolfgang mit frivolem Auflachen bemerkt:

„Nichts ist ewig! Sterben muß schließlich jeder einmal!“

Zwischen Gebhard's Brauen zeichnet sich eine tiefe Unmuthsfalte. Spott über ernste Dinge ist ihm verhaßt in tiefster Seele, und er kann nicht dazu schweigen. So sagt er leise, aber schärfer als er selbst beabsichtigte:

„Ja, eines natürlichen Todes, aber nicht durch Selbstmord, oder gar durch Mord.“

„Nu, nu, ein nach allen Regeln des Comments mit Ehrengericht, Sühneversuch, kurz allem Brimborium ausgefochtenes Duell, ist doch kein Mord, nicht einmal ein Mordversuch.“

„Aber eine unerlaubte Handlung, die in jedem Falle im Strafgericht unter die Verbrechen gegen das Leben rubricirt und deshalb vom Staate mit eventuell sehr schweren Strafen belegt wird. Schon auf die bloße Herausforderung zum Zweikampf steht Arrest, und ein Duell mit schwerer Verwundung, Verstümmelung, tödtlicher Verletzung zieht mehrjährige Festungshaft nach sich.“

Wolfgang's Lächeln wird immer ironischer:

„Ich studire nicht Jura, und wußte das alles gar nicht so genau, sonst hätte ich wohl schon mehr als einmal vor Gericht stehen müssen; aber sich zu duelliren ist von altersher das Recht des Edelmannes, und ich gestehe keinem das Recht zu, es mir zu schmälern. Ich halte überhaupt nicht viel von Gesetzesparagraphen, die eigentlich nur da sind um übertreten zu werden. Ich habe in mir selbst einen ungeschriebenen Codex, um gedruckten nonsens kümmern ich mich nicht, und gedenke auch nicht gegebenen Falls mich selbst zu stellen.“

„In Gebhard wallt es auf.“

„Es giebt aber einen inneren Richter, der noch strenger ahndet, als alle Gesetzbücher der Welt; sein Urtheil lautet, — oft nur in ein Wort gefaßt, aber es hat Donnerklang — „Unfühnbar“ — und das Gewissen spricht es.“

„So, richtig! Für dich existirt und du glaubst an diese Solostimme! Ammenmärchen!“

Gebhard will auffahren in heller Entrüstung, aber er beherrscht sich. Hier ist nicht der Ort für solche Gespräche, und wenn sie es auch halblaut geführt, er hat sich schon allzusehr hinreißen lassen.

Ohne Wolfgang noch eines Blickes zu würdigen wendet er sich zu Riesen, der eben herantritt:

„Was meinst du, Hermann, gestatten wir uns ein Beefsteak à la tartare, um uns die Wartezeit zu vertreiben. Der Warschauer Zug kommt erst in 2 Stunden, wenn nicht gar später.“

Mit einem bösen Blick schaut Tiefenthal ihnen nach.

„Den Appetit lassen sie sich jedenfalls durch den Trauerfall nicht verderben,“ höhnt er in sich hinein. „Diese Tugendbolde, diese falschen Heiligen. Na, ich werde dieser ganzen Duckmäuserbande mal wieder zeigen müssen, was ein Tiefenthal ist. Das fängt ja nach-

gerade an langweilig zu werden, diese Tugendreiterei und ewige Bevormundung."

Und bald geht es in der Ecke, wo er sich mit Eschmann, Ecken und einigen Kurischen niedergelassen, laut und lärmend zu. Ganze Batterien von Flaschen verschiedener Dimensionen werden vor ihnen hingestellt, die Gesichter röthen sich, wieherndes Gelächter erschallt. Gebhard und Riesen tauschen einen bedeutungsvollen Blick.

"Ich wollte die Livonia wäre ihn los," murmelt Lehterer. "Er hat trotz Allem etwas Fascinirendes und darin liegt die Gefahr. Sieh nur Ecken."

Gebhard wirft einen Blick hinüber. Ueber's ganze Gesicht lachend, wirft sich gerade der Genannte in seinem Stuhl zurück, während ein perfides Lächeln Wolfgang's schmale Lippen theilt. Der häßliche Zug um den Mund tritt scharf hervor.

"Wenn der einmal die Führung seiner Selbst verliert, kann er weit kommen," setzt Riesen nachdenklich hinzu.

Der Warjchauer Zug fährt in die Halle, der Ausrufer erscheint. "Ostrow, Pskow, Luga, Petersburg — первый звонок!"

Es erweist sich, daß die Waggon's noch überfüllter sind, als die, welche sie verlassen haben. Aber alles Raisonniren und Reklamiren hilft nichts. Es wird kein Waggon angehängt, und man muß sich placiren so gut es eben geht.

"Ob wir nicht eine Petition einreichen, daß man eine besondere Tage für Stehplätze festsetzt, denn es wird wohl darauf herauskommen, daß bald dieser, bald jener von uns den Storch spielt und stehend schläft," meint einer.

"Das soll wohl hier das Concurrnzunternehmen sein, die I. russische Heringsfabrik," kommt Eschmann auf seinen Witz zurück.

„Ich hab's,“ jubiliert wieder der kleine Donnerer mit seiner hohen Stimme, „gleich ist ein Platz frei!“

Und sich auf Riesen's breite Kniee setzend, sagt er in zärtlichem Ton: „Ich finde ihn an Riesen's großem Herzen. Der Dichter hat so recht: „Raum ist in der kleinsten Hütte, für ein glücklich liebend Paar!“

„Nein, seht mir bloß diesen Frechling an. Den sticht positiv der Hafer, oder Eisenbahnfahrten wirken anregend auf seine Gehirnfunktionen. Er bekommt Ideen in seinem kleinen Schädel. Klettere du nur wieder in ein Gepäcknetz hinauf, etwas mehr Luft bekommen wir immerhin dadurch hier unten.“

Sie sind noch den ganzen nächsten Tag und die darauf folgende Nacht unterwegs, denn das Dampfschiff, auf welches sie gerechnet, um auf dem Wasserwege — durch den Peipus und den Embach hinauf Dorpat zu erreichen, liegt reparaturbedürftig vor Anker, und wenn sie nicht zwei, drei Tage warten wollen, müssen sie sich entschließen den Umweg über Gatschino-Taps zu machen. Nach kurzer Debatte wird dieser Ausweg als der einzig mögliche ergriffen und so erreichen sie ihr Ziel erst am Morgen des dritten Tages.

„Kommt her, Max und Ecken,“ sagt Gebhard, „da könnt ihr schon den Dom auftauchen sehen.“

Ja! da ragt er empor in braunrothen Tönen, sich abhebend gegen den fahlen Himmel, und für den, welcher sich hineinzuversetzen liebt in die Vergangenheit, redet er eine ergreifende Sprache, der alte Bau. Obgleich halb verfallen, mit Fensterhöhlen, die leer starren, wie die Augen eines Skeletts, läßt er sie vor uns erstehen, eine Zeit, da man in starkem Glaubensmuth hinauszog in unbekannte Einöden und Wildnisse, den Kampf aufzunehmen gegen Götzendienst und heidnische Ueberlieferung; eine Zeit, da man versuchte dunkle Nacht stumpfen Wahns zu erhellen durch das Licht einer neuen, seligmachenden Lehre, von Gottes Liebe

predigte und so viel Haß säete, weil man ihr mit Feuer und Schwert den Weg erschließen wollte. Wie ein Denkmal steht es da, das verwitterte Gemäuer, nur die Ruine dessen, was einst eine stolze Glaubensveste war und trotzig und kühn über Land blickte, als Wahrzeichen einer geistigen Macht, die siegreich alle Hindernisse überwand, um Bildung und Gesittung zu bringen, als Vorläufer immer wachsender Cultur und Civilisation.

Eine neue Zeit stieg langsam empor — nicht mehr mit blutigen Waffen errangen Ideen den Sieg.

Schicksalsstürme brausten daher, sie versank auf immer, die alte Welt, sich selbst begrabend unter ihren Trümmern, doch die geistige Kraft, welche sie geschaffen, in ihr geherrscht, und die unsterblich ist — sie hat sich andere Tempel erwählt.

Unscheinbar zwar ist der Bau, wo jetzt die Waffen geistigen Könnens geschmiedet, an lodrender Begeisterung die Fackeln der Aufklärung entzündet werden, um einzuleuchten in die unerforschte Welt des Wissens, Finsterniß und Aberglauben zu durchdringen mit dem Lichte der Erkenntnis — aber auf hoher Warte ragt auch du Alma mater Dorpatensis. Forschertrieb und Wissensdrang, Erkenntnishunger und Wahrheitsdurst, Lernbegierde und Strebenslust, du stillst sie alle aus unererschöpflichem Borne.

* * *

Ein langgezogener Pfiff der Locomotive — der Zug fährt langsamer und hält vor dem Bahnhof.

„Dorpat, Dorpat!“ rufen die Conducteure

„Endlich!“ Steif und müde von der fast vierzigstündigen Fahrt, auf den unbequemen Sitzen recken und strecken sich die Glieder.

Man rafft sein Handgepäck zusammen, pfeift den Hunden und tritt auf den Perron hinaus.

„Terre, terre, Kasi — Demlak!“

„Jungherr komm fahren — hier is hauch halte
Buchziger.“

„Terre, terre Estipeter.“ „Bist auch da — Kedra?“

„Nu ja! nach astronomischer Berechnung mußte
Kiesengraf doch einmal ankommen.“

Halbdeutsche und estnische Laute schlagen an Max' Ohr, die ihm, der in Fellin die Schule besucht, nicht fremd sind. Man schachtelt sich in Droschken ein, welche über holperiges Pflaster der Stadt zurasseln, jeden seiner Wohnung zuführend.

Mit neugierigen Augen blickt Max um sich.

Also das ist Dorpat — die Universitätsstadt am Embach!“

Der Eindruck ist nicht überwältigend. Niedrige Häuser — winklige Straßen, aber doch etwas Unheimliches auf den ersten Blick.

Max findet mit Ecken provisorische Unterkunft bei Gebhard und Riesen, und nachdem sie sich vom Reise- staub gesäubert, geht es gleich wieder hinaus um sich die Stadt anzusehen, die sich zu beiden Seiten des Embach's hinzieht, überragt von dem Domberge mit seinen villenartigen Häusern und hübschen Anlagen, die noch in vollem Grün prangen.

Gebhard und Axel machen die Cicerones.

Alles interessiert die Ankömmlinge auf das Lebhafteste, sollen sie doch mehrjährigen, nur durch die Ferien unterbrochenen Aufenthalt hier nehmen.

Und als Max sich mit Ecken eine Wohnung gemiethet und am nächsten Morgen dem Rector mit Handschlag „data dextra“ das vorge schriebene Gelöbniß geleistet hat, da fühlt er sich schon ganz als Dörpt'scher Student.

Sein Diplom in der Brusttasche bergend, die funkelnagelneue Fechtbodistenmütze auf dem Kopfe -- („kaufe sie dir so lange noch Geld in deinem Beutel

vorhanden" — hat Axel ihm gerathen „denn das fließt hier eben so unaufhaltjam davon wie das Embachwasser“) tritt er zu Erich, der, als Oldermann, im Borraum der Universität wartet um die jungen Burschen, die sich zur Livonia halten wollen, in die Kneipe zu führen, wo das ganze Corps möglichst vollzählig versammelt, ihrer harret, um ihnen den Eintritt in ihre Verbindung durch Späße aller Art so ungemüthlich als möglich zu machen.

In den Schulen sind ja auch ziemlich rohe Scherze und unzarte Neckereien im Schwunge, aber der Neuling, der hier eine Zeitlang absichtlich garnicht beachtet, oder von allen mit Kreuz- und Querfragen überfallen wird, hat es in mancher Beziehung viel schwerer, denn er darf wohl das Forderungs- nicht aber das Faustrecht üben, — muß sich hauptsächlich mit der Zunge vertheidigen, und bedarf einer nicht geringen Dosis von Unverfrorenheit um über diese ersten unliebhamen Eindricke hinwegzukommen, von denen mancher sein Lebenlang einen galligen Nachgeschmack behält.

Je harmloser jedoch der auf's Korn Genommene sich zur Sache stellt — besonders je sicherer er sich nach dem bewährten 11-ten Gebot „Laß dich nicht verblüffen“ zu benehmen und zu wehren weiß, desto besser kommt er über diese unangenehmen Momente hinweg, in welchen wie Eschmann sagt: „Der Zuwachs in der Livonia auf die Quantität und Qualität ihrer Gehirngrüze geprüft werden soll.“

So ergeht es Max. Er läßt sich nicht einschüchtern, und so schlagfertig, frisch von der Leber weg, mit so viel lächelndem Muthwillen und fecker Unbefangenhait giebt er seine Antworten, daß er alsbald für einen fixen Jungen erklärt wird. Und nachdem sich die Livonen an den immerhin harmlosen Quälereien genug gethan, schließt der Tag mit einer Ausfahrt nach Novum und einer solennen Kneiperei, die den neuge-

hacknen Corpsstudenten einen schweren Kopf, aber auch das erhebende Bewußtsein verleiht „der erste Schritt ist gemacht.“

Die weiteren sind nicht so schwierig, gestalten sich immer angenehmer, obgleich die nächtlichen Ueberfälle und die zur Tradition des Fuchsssemesters gehörenden Mörgeleien nicht so bald aufhören. Mit am schwersten zu ertragen sind die sich fast allnächtlich wiederholenden Ueberfälle überdurftiger Commilitonen, welche die in der Kneipe begonnenen Gelage in den Fuchsquartieren fortsetzen wollen, und die unglücklichen Wirthe aus dem warmen Bett in die kalte Nacht zum „prima poodisten“ nach Bier heßen.

„Wolfgang und Eschmann treiben es wirklich zu arg,“ meint eines Tages Sandern, „ein Christenmensch muß doch ausschlafen können! Weißt du Max, ich denke nächstens stellen wir uns einfach todt und machen nicht auf, einbrechen werden sie nicht wollen und zuletzt fluchend und schimpfend abziehen.“

Ueberhaupt es heißt sich in manches schicken und finden, und wenn man es mit lächelnder Miene thut, um so besser. In einen ganzen Kreis von Beschäftigungen müssen sie sich eingliedern, als Dejour, Waffenfuchs ganz bestimmte sich wiederholende Pflichten erfüllen, werden zu allerlei Botengängen benutzt, müssen dem Oidermann unterthänig sein, bei Wind und Wetter im Morgengrauen bei Duellen Wache stehen u. s. w., u. s. w. Es giebt auch angenehmere darunter. Alle die alten Lieder müssen unter Leitung des magister cantandi eingeübt werden. Es sind viele gute frische Stimmen unter den Füchsen dieses Semesters und mit Befriedigung schwingt Paul Rehburg den Tactstock.

Aber er hält strenges Regiment — regelmäßig müssen die jungen Säger zusammenkommen, und wer sein Lied nicht ordentlich auffagen kann, muß eine

Flasche Cognac setzen, welche die anderen, den Bestraften ausschließlich mit Vergnügen vertilgen.

Max, der allem die beste Seite abzugewinnen weiß, läßt sich durch nichts verdrießen, ist mit Leib und Seele dabei, geht ganz auf in diesem Thun und Treiben, welches den Tag voll ausfüllt. Bald ist ihm alles lieb und vertraut, die Kneipe, der Fechtboden, der besonders! Luchfinger, die Marktecke, Novum, Teufelher.

In vollen Zügen genießt er seine Burschentage, läßt sich vollständig tragen von den Wellen froher Lust, und in diesem Strom, dessen Fahrwasser doch manche Klippen verbirgt, steuert er unbekümmerten Muthes sein Lebensschifflein, stößt nirgends an, bleibt nirgends hängen und trägt keine schmerzhaften Spuren von Conflicten davon, durch welche anders geartete Naturen sich oft die ganze Zeit trüben lassen.

Nur kein Duckmäuser sein, mit dieser Parole kommt man am besten durch.

Es gilt sich harmlos seines Lebens freuen, die wahre Kameradschaft suchen und finden. Und Max mit seiner sprudelnden Munterkeit, seinem ansteckenden Lachen, der nebenbei zu trinken, zu singen und zu fechten liebt, immer lustig und gefällig ist — hat sich bald bei allen beliebt zu machen gewußt. Als er fühlt, daß er den richtigen Ton getroffen hat, hängt ihm der Himmel erst recht voll Geigen und er sammelt Erinnerungen, die ein ganzes Leben durchleuchten können.

„Decken den Scheitel auch silberne Haare,
Bivat des Burschen verjubilte Jahre!“

*

*

*

„Nu, Axel, Schwerenöther, — was ist das für ein zärtliches tête à tête mit einer holden Grazie?“

Lachend fragt es Max Theren, als er mit seinem neugewonnenen Intimus und Busenfreund, Moritz von

Sandern, in das Rehburg'sche Quartier tretend, Axel erblickt und vor ihm, auf den Knien, die Aufwärterin, eine alte, eher einer Brockenhexe, als einer Huldin ähnelnde Gestalt in zerfranzenem Arbeitsrock und einer Küchenhürze von zweifelhafter Reinheit.

„Mon compliment, die reine Odaliske!“ sekundirt Sandern. „Spielst dich wohl auf den Pascha heraus, pour passer le temps?“

„Laßt, bitte, die faulen Witze und helft mir lieber suchen. Die letzten Silberlinge sind mir vorhin in die Dielenritzen gefallen, und ich krieg erst wieder in einer Woche Geld. Riesen will ich nicht gleich im ersten Monat anpumpen, wird im Laufe des Semesters voraussichtlich häufig genug geschehen.“

„Und was hast du vor? Wozu brauchst du des schnöden Mammons schwere Menge?“ fragt Sandern.

„Wir wollen heute Abend mit Wolfgang, Riesen und paar andern in den Circus. Erstes Auftreten neuengagirter Kräfte. Debut von Miß Zephora, die Equilibristen sollen vortrefflich sein, — kommt doch mit!“

May kraut sich nachdenklich das Nasenbein.

„Ich habe wohl noch ein paar Rubel,“ meint Sandern zögernd, „aber sie sind zur Bezahlung der Kneipmadam bestimmt.“

„Ein paar Rubel!“ ruft Axel, „da bist du ja ein Cröjus. Sie brauchen ihren stolzen Nacken nicht mehr zu beugen, Sie, Peri,“ wendet er sich an die Aufwärterin.

„Her mit dem Vermögen, Moritz, du bekommst es wahr und gewißlich einmal wieder, sogar mit Zins und Zinsezins, dazu wird mein väterliches Erbtheil noch reichen. Und was die Kneipmadam anbetrifft, die wartet gerne, wenn ich ihr ein Wörtchen von Geduld und Gottvertrauen zuflüstere. Wir sind ja ein Herz und eine Seele mit dem dicken Madamchen und angewachsene Rechnungen sind ihr nicht fremd. A propos

Kneipmadam, seid ihr auch schon zum großen Zauberfest geladen, am Geburtstag der schönen Tochter, — Fräulein Tochter, bitte, — nicht? Na wartet, ich richte es schon so ein, daß man euch diese Ehre erweist, mir schlägt sie nichts ab, die gute Alte. Und das müßt ihr mitmachen, ich sage euch — zum Todtschießen. Alle diese höheren Töchter aus der K.'schen Schule! Diese Fräuleins de la haute finance der Dörpt'schen Bäcker-, Schuster- und Fleischerinnung! einfach großartig.

Sprechen estniisches Deutsch und renommieren mit ihren Tänzern aus der Curonia: „Lauter Grafens und Barone — sogar F i r s t e n,“ und, mit einem schelmisch sein sollenden Augenaufschlag und schnippiichen Lächeln wird hinzugesetzt: „So was giebt es ja in der Livonia leider nicht!“

„Leider nicht! Das ist wirklich fein!“ lacht Max.

„Und dieses Souper! denn, bitte, — das giebt es auch,“ erzählt Axel weiter.

„Und dazu Tischgespräche! Voriges Jahr hatte ich die Ehre neben der Haustochter zu sitzen und machte mich so liebenswürdig wie möglich, denn meine Kneipenrechnung hatte ich seit 4 Monaten nicht bezahlt.

Es ging auch ganz gut, denn hübsch ist sie ja, die Krabbe, zum Anbeißen. Die Mutter hatte sie noch auf's Beste herausgeputzt — sie trug ein weißes Kleid mit einer großen rothen Schärpe und ponceau Bänder im Haar, das stand ihr famos! die Complimente flossen nur so über meine Lippen. Da plötzlich bekomme ich einen solchen Rippenstoß, daß ich fast in die Arme meiner holden Dame fliege, worauf die Mama notorisch eine Verlobung declarirt hätte, und wie ich mich entsetzt umsehe, sagt meine Nachbarin von links — eine Schönheit aus der Erbsenstrasse in Brünellstiefeln und einem grünen Barègekleide mit hundert lachsfarbenen Schleifen daran, mich schmachtend anblickend:

„Schmecken Sie doch die Raffollje, Herr von Rehburg. Ich habe schon dritte Portion genommen — Raffollje fihlt so schein.“

„Solch liebenswürdiger Aufforderung konnte ich natürlich nicht widerstehen,“ fährt Axel fort, und dann ging's weiter durch's ganze Menu. Archaistische Neunaugen, Schmorbraten, dessen Scheiben an Krupp'sche Panzerplatten gemahnten. Butterbröde, deren bloßer Anblick Kinnbackenträmpfe verursachten — so dick.“ Er spreizt zwei Finger auf Handbreite auseinander. „Natürlich auch Getränke — Schnaps und Bier, Dörpt'sches Fabrikat“ — und den Kopf auf die Seite legend und einen sentimentalen Ton anschlagend, lißpelt er:

„Kann ich dem Herrn Baron nicht Limonade gaeese anbieten.“ Denkt euch dieser überwältigende Luxus, ha, ha, ha, Himbeerlimonade!“ —

Die Küchenfee ist unterdessen noch weiter in den Ecken herumgekrochen und erhebt sich jetzt schwerfällig.

„Da Jungherr — waren doch noch paar Silberstücke unter Schrank.“

„Danke, schöne Zauberin“ — Axel reicht ihr ein Geldstück. „Da haben Sie auch einen Fünfer für Ihre Mühe, aber sehen Sie ganz genau nach, man kann noch deutlich die Zahl unterscheiden — es sind nicht bloß 3 Kopfen, wie Sie vielleicht glauben, Sie liebliche Fee, ich will Sie nicht beschummeln, Sie, Küchenengel in der eleganten Schürze.“

„Dank auch schön, Jungherr, reicht richtig zu paar Zwiebacke für Ihr Fuchsterri.“ Lachend trollt sich die Alte, nachdem sie ihren Besen aus einer Ecke geholt. „Ist immer so spaßig unser Herr Axel, selbst wenn mal schimpft und sagt: „Aufwärterin, Sie sind ein Tapier, klingt ganz so, wie wenn Nachtigall singt.“

„So 20 + 10 + 15 macht 45. 60 hatte ich schon, Summa summarum 1 Rubel 5 Kopfen,“ zählt

Max triumphierend seine klingenden Schätze. „Also reicht es auch ohne deine Papierwerthe Moriz. Avanti! nun wollen wir uns gleich Billete holen. Der Clown Tanti soll auch nicht ohne sein,“ erzählt Wolfgang.

„Vorwärts mit frischem Muth, der Circus sei's Panier,“ singt Max.

Und morgen ist es wieder etwas anders, was auf die Fahne der Fidelität geschrieben wird. „So leben wir, so leben wir alle Tage.“ Es giebt immer irgend ein Plaisier für diese frischen, unblasierten Burschen, welche sich überall wohl fühlen und überall amüsieren. Sie sind überhaupt ein lustiges Völklein, diese mit wenig Ausnahmen sich aus Livland recrutierende Schaar der Juchse, denen sich, stets zum Mitmachen bereit, einige Brander und ältere Kameraden, welche den Anschluß an ein ernstes Studium schon einigermaßen versäumt, gerne zugesellen. Und den Pedellen in aller Harmlosigkeit ihr ohnehin geplagtes Dasein noch schwerer zu machen, gehört zu den Hauptvergnügen dieser übermüthigen Bande.

Immer neue Lücken werden ausgeheckt, und zu den erfindungsreichsten Köpfen auf diesem Gebiet gehören unstreitig Max von Theren und Moriz von Sandern.

Letzterer, der Sohn eines hochgestellten Petersburger Staatsbeamten, ist ein blonder langaufgeschossener Jüngling. Er überragt auch geistig den kleinen, stämmigen Max mit dem runden Vollmondgesicht, dem Lachen ein nie gestilltes Bedürfniß ist, aber sie passen trefflich zusammen. Auch Sandern besitzt die heitere Unverfrorenheit, welche alles im Leben auf die leichte Schulter nimmt und beiden hat Natur als köstliche Gabe einen unverwüßlichen Humor verliehen, der hier auf's Beste gedeiht und die üppigsten Blüthen treibt.

Bald lacht ganz Dorpat über die lustigen Streiche, welche sie, ihren Namensvettern aus Busch's berühmtem

Epos nacheifernd, in immer neuen Variationen zu erfinden und auszuführen verstehen.

Auch Gebhard freut sich an dem jugendfrohen, tollen Treiben der Beiden.

Es erinnert ihn an die eigene Fuchszeit, wo sie mit Riesen, Erich und Paul Rehburg und anderen gerade so ihre Tage lebten.

Den Stiftungstag hat er natürlich mitgemacht. Auf dem Fechtboden erscheint er regelmäßig, aber in der Kneipe sieht man ihn selten, und wenn auch die Fidelität noch hin und wieder zu ihrem Rechte kommt, so wechselt doch zumeist nur eifriges Studium mit den Pflichten ab, welche seine Chargirten- und Burschenrichterwürde ihm auferlegen. Er hat die Pistolenfrage mit erneuter Energie in Angriff genommen, aber auch manches andere gilt es zu erledigen, — allerlei interne Angelegenheiten, wie Vorschläge zum Umbau des Conventsquartiers, eventuell Ankauf eines eignen Grundstückes — geben Gelegenheit zu Debatten, Parteinahme. Jeder sieht die aufgeworfenen Fragen von seinem Standpunkt an und mit mehr oder weniger Talent und Geschick vertheidigen die jungen Redner, die von ihnen vertretene Meinung.

Und da prallen sie oft auf einander, die prinzipiellen Gegensätze, weitsichtiger Blick kämpft mit starrer Beschränktheit und blindem Eigensinn, Angriff auf Veraltetes begegnet zähem Widerstand.

Besonders in der Duellfrage tobt heiß der Kampf. Allgemeine und Chargirtenconvente wechseln ab, und nicht nur zwischen den 5 zur Zeit bestehenden Corporationen spalten sich die Meinungen, auch in jeder einzelnen wogt es hin und her, und in manchem Freundschaftsverhältniß klappt der Riß. Um ihre Spitzführer schaaren sich die Parteigänger und in leidenschaftsheißer, ja erbitterter Weise wird von beiden Seiten gefochten, für und wider die definitive Abschaffung des Pistolen-

duells unter Studenten. Heftiger als je tritt Wolfgang's Widerspruch auf, in Rede und Gegenrede entbrennt immer wieder der Kampf zwischen ihm und Gebhard, und wie zwei scharf geschliffene Klingen, kreuzen sich blitzschnell ihre Argumente pro und contra, sprühen im Wortgefecht die Funken ihrer Beredsamkeit auf.

Größere Gegensätze kann man sich nicht denken als sie in den Charakteren dieser beiden zu Tage treten. In dem einen lodernde Begeisterung für die ihm vor-schwebende Idee, Nichtachtung persönlicher Rücksichten, wurzelnd in der Erkenntnis, daß das Interesse des Einzelnen, dem Wohle des Ganzen zu weichen hat — mit einem Wort Idealismus. In dem andern bloß kühle Ironie und beißende Kritik für alles — rück-sichtsloser Egoismus. „Opfer bringen? wozu? erlaubt ist was gefällt!“ Und in seiner Opposition loht da-zwischen noch etwas Besonderes auf — obgleich er zu klug ist um es deutlich zu zeigen — die Gegnerschaft und Anfeindung, nicht um der Sache, sondern um des Vertreters derselben willen.

Und er ist nicht der Einzige.

Leider auch hier vorhanden, alles was trennt und scheidet, die bösen Geister, welche eine jede Gemeinschaft bedrohen.

Verschiedenheit der Anschauungen, Neigungen und Gewohnheiten, welche, genährt durch persönliche Anti-pathie, zu ungerechter Beurtheilung, hochmüthiger Ab-sonderung führt und sogar in Cliquenwesen ausartet.

Dennoch überwiegen treue Freundschaft, echte Ka-meradschaft — ihren Ausdruck findend in dem Wahlspruch „Einer für alle — und alle für einen“, begeisterte Hingabe an die Genossenschaft und Anhänglichkeit an die Alma mater Dorpatensis.

„Stoßt an, Dorpat soll leben, hurrah hoch!“

*

*

*

Der Fechtboden befindet sich in einem langen, scheunenartigen Gebäude und seine zwei nebeneinander liegenden, großen Säle erhalten ihr Licht durch mehrere hohe Fenster. Hier sammeln sich tagsüber immer wieder Schaaren von Studenten, ist es doch für die Corporellen obligatorisch sich 4 Mal wöchentlich daselbst zu zeigen, wo der Fechtbodendirector und zwei Füchse dujouriren und darüber zu wachen haben, daß die gemachten Rappierjungen ordnungsmäßig in das Paufbuch eingetragen werden, ebenso die Namen derer, welche durch Nichterscheinen glänzen. Denn so mancher zieht es vor die, für Studentenwechsel immerhin ziemlich fühlbare, Strafzahlung zu entrichten, als die schmerzhafteste Bekanntschaft mit flachen Hieben zu machen und sich braun und blau schlagen zu lassen. Die Meisten jedoch lieben diesen Sport, der die Muskeln entwickelt, das Auge übt, das Selbstbewußtsein erhöht, volle Herrschaft über die Nerven, Muth und Geistesgegenwart verlangt.

Zu diesen gehören Gebhard, Riesen, Molten, Erich und andere, — von den diesjährigen Füchsen besonders Max Theren, Gustav von der Ecken, Sandern.

So sind denn auch an einem hellen Vormittage Ende September die Genannten pünktlich an Ort und Stelle erschienen und folgen mit Interesse der Pauferei, die zwischen Riesen und Max im Gange ist. „Brav, Theren!“ klingt es ihm ermunternd zu, als er seinem, ihn im Wuchs um ein beträchtliches überragenden Gegner mit einem gewandten Hieb in die Parade gefahren ist.

„Laß dich nicht verblüffen, die Größe allein macht es nicht.“ — „Sehr gut parirt!“ — „Famos!“ — „So, da hat er's.“ — „Au, das war böse getroffen!“

Als Max sich dann etwas athemlos die Stirne wischt, klopft ihn Gebhard freundschaftlich auf die Schulter und sagt anerkennend: „Wirst einmal sehr gut fechten

— du hast schon jetzt das sichere Auge und die rasche Initiative im richtigen Augenblick. Nur noch etwas mehr Kaltblütigkeit, dann kannst du nächstens schon Secundantendienste bei mir thun. Und für's Erste — ist dein Pust ganz ausgegangen oder willst du noch einen Jungen mit mir ausmachen?"

"Aber schrecklich gerne", sagt Max strahlend. Mit Gebhard zu fechten ist ihm immer das größte Vergnügen. Er bindet sich den Schurz fester und sie stellen sich in die geeignete Positur.

"Zum ersten Gang bindet."

"Gebunden sind."

"Mein Gegenpaukant hat den Anhieb."

Auf's Neue klirren die Rappiere mit hellem Metallklang aneinander.

Während einer Pause ist Wolfgang, gefolgt von einigen Getreuen, eingetreten und mit moquantem Lächeln und speciell auf den Better gemünzten, sarkastischen Bemerkungen begleitet er den letzten Gang. Als dann der auf's Neue besiegte Max für heute genug hat, schlägt Tiefenthal Gebhard einen Waffengang vor. Neugierig drängt alles herum, um sich das Schauspiel nicht entgehen zu lassen. Eine Paukerei zwischen Wolfgang Tiefenthal und Gebhard Rehburg ist stets sehenswerth. Trotz der Schwäche im rechten Arm, die Wolfgang von einem Sturz mit dem Pferde zurückbehalten hat, — sind sie ebenbürtige Gegner, und schon mehr als einmal haben sie bis 20 Gänge hintereinander ausgemacht, ohne daß der eine oder der andere mehr als unbedeutenden Vortheil davongetragen hätte.

Nun stehen sie sich wieder einmal gegenüber. Beide gleich groß, gleich gewandt, und für ein Kennerauge ist es ein reizvoller Anblick, diese jungen, geschmeidigen Körper in ihrer stählernen Kraft sich messen zu sehen, mit scharf gespanntem Blick immer wieder den geeigneten Angriffspunkt erspähend.

„Zum 4-ten bindet.“ „Gebunden sind.“

„Mein Gegenpaukant hat den Anhieb.“

Auf einem Fensterbrett sitzend, sehen auch Molten und Riesen zu.

„Sieh, wie famos Tiefenthal Gebhard's Secunde parirt hat! Der versteht das Fechten aus dem ff.“

„Ja, das muß man ihm lassen, in allen ritterlichen Künsten steht er seinen Meister. Das Aß aus der Karte schießen, reiten wie ein Jockey, — schade, daß man ihm in anderen Dingen nicht solch uneingeschränktes Lob spenden kann.“

„Weiß der Himmel, ich traue ihm auch nicht viel Gutes zu, sobald wir auf das Moralische kommen, obgleich er sich im letzten Jahr wirklich etwas besser gehalten hat“, sagt halblaut Molten. „Im ersten Semester trieb er es zu arg auf alle Art, verjubilte Nächte, Kumpelen ohne Zahl, das war so sein Lebensprogramm, und jetzt scheint er es wieder darauf anzusetzen, so toll wie möglich zu leben. Er hat eben nichts mehr zu verlieren.“

„Wie meinst du das?“

„Nun, Einfluß wollte er gewinnen im vorigen Semester, an Eitelkeit und Ehrgeiz fehlt es ihm nicht, und er gewann ihn auch, da spielte alles mit, sein schneidiges Auftreten, nicht zum Wenigsten. Er reitet vielleicht noch besser als Gebhard, schießt meisterhaft, hat Muskeln von Stahl, eine trinkfeste Gesundheit, unverwüftliche Nerven, auf wie lange freilich noch? Der Hauch des Verlebten liegt schon auf ihm. Aber ein kluger Kopf, eine scharfe Zunge. Und dann hauptsächlich ein gewisser, ungejunder Reiz, dieser beißende Spott, diese souveräne Arroganz.“ Molten senkt die Stimme noch mehr. „Er hatte sich auf den I. Chargirten gespitzt, das kannst du mir glauben, und damit ist es für ihn nun Eßig geworden.“

„Zum 5-ten bindet.“ „Gebunden sind.“

„Der Himmel bewahre uns vor solchen Senioren, da ginge es ja unfehlbar abwärts mit der Livonia.“

„Nein Gottlob! noch sind in der Corporation genug Elemente, welche es verhindern können, daß ein genre Tiefenthal die Führung hat.“

So viel richtiges, gesundes Gefühl findet sich auch in den unreifsten Köpfen, daß der Vertreter einer Corporation, neben Begabung, Redegewandtheit, auch anderes besitzen, moralisch auf einer möglichst hohen Stufe stehen, sich allgemeiner Achtung und Schätzung erfreuen muß, wenn nicht das Ansehen des Ganzen darunter leiden soll.“

„Zum 7-ten bindet.“

„Gebunden sind.“ „Mein Gegenpaukant hat den Anhieb.“

„In Gebhard haben wir so recht die geeignete Persönlichkeit gefunden“, fährt Riesen fort, — „ein herrlicher Charakter.“

„Ja, ein seltener Mensch und eine Vollnatur, zur Führerschaft vorausbestimmt. Möchten seine Bestrebungen in der Pistolenfrage von Erfolg gekrönt sein. Er arbeitet jetzt an einer Denkschrift für den nächsten Chargirtenconvent. Uebrigens scheint er heute im Nachtheil zu sein.“

„Nun, das kann sich noch ausgleichen.“

Sie wenden ihre Aufmerksamkeit wieder den Fechtenden zu.

Eben hebt Gebhard den Arm und in der nächsten Secunde hat die Spitze seines Rappiers Wolfgang's linke Schulter getroffen. Das Hemd färbt sich rasch blutig.

„Halt! hat gefessen“, ruft der Secundant.

„Es geht noch weiter!“ — Wolfgang selbst.

Und wieder kreuzen sich die Klingen, bis plötzlich die Spitze von Wolfgang's Rappier klirrend abspringt und, Donnerer an der Schläfe streifend ohne weiteren

Schaden anzurichten, an der hinteren Wand des Saales niederfällt.

Während sich Erich um den Leichtverletzten bemüht und, seine neu erworbenen Kenntnisse verwerthend, ihm einen kunstgerechten Verband anlegt, nimmt Axel May bei Seite.

„Ich wollte dich bitten, Theren, mich bei deinem Onkel, dem Professor Dohrenberg einzuführen, du hast doch nichts dagegen?“

„Gewiß nicht, Axelinchen — geschieht mit dem größten Vergnügen. Meine Schwestern werden sich auch sehr freuen.“

Axel macht ein unschuldiges Gesicht.

„Richtig, deine Schwestern kommen diesen Winter beide her, erzählte neulich Gebhard. Und wann erwartest du sie?“

„In den nächsten Tagen.“

„Weißt du was? dann wollen wir ihnen gleich am ersten Morgen ihres Hierseins ein Ständchen bringen — bist du dabei?“

„Das ist eine großartige Idee. Und wenn die Pudel uns klappen, schadet es auch nichts, ein Vergnügen müssen sie doch haben in ihrem schweren Beruf.“

„Sie werden uns ruhig singen lassen und sich über unsere schönen Stimmen freuen, denn ein Ständchen gehört nicht zu den nächtlichen Ruhestörungen“ — erwidert Axel, „aber heute Abend giebt es einen Hauptspäß — große Katzenmusik für Professor N. und danach könnte es wohl heißen: „Auf zum Prorektor und marsch in den Carcer!“

„Warst du schon mal drin?“

Axel lacht, daß die weißen Zähne unter dem kleinen schwarzen Schnurrbart nur so blitzen.

„Ja, ja — paarmal sogar. Auf einige Tage läßt es sich ertragen, aber so wie Wolfgang es erlebt hat, der im I. Semester mal 4 Wochen gebrummt hat, das

denke ich mir scheußlich. Im Winter eisig kalt, im Sommer heiß, und ein Wächter, der nichts Alcoholhaltiges hineinlassen darf.“

„Na einmal möchte ich's doch erleben“, sagt wohlgemuth Max. „Alles mitmachen ist meine Devise.“

„Dann ist es schade, daß du neulich nicht mit dabei warst, als wir die Bedelle so großartig angeführt haben mit dem falschen Alarm.“

„Wie war denn das?“

„Wir stürzten in die Bedellenstube und riefen im Tone höchster Aufregung:

„Um Gotteswillen schnell, schnell! in der Karlowastraße ist eine große Keilerei mit Telegraphisten im Gange! Todesmuthig springt Herr Pfau in einen Zweispänner und brüllt dem Kutscher zu: „Soida ruttu.“ Ihm gute Verrichtung wünschend, faßt Riesen seine Hand, läßt sie aber nicht los, als, von unseren Spazierstöcken angetrieben, die Pferde plötzlich mit einem Ruck anzogen, und, plumps flog Herr Pfau auf die Straße.

Riesen erging sich in tausend Entschuldigungen, die der Gefoppte nur für baare Münze nehmen konnte und als er endlich in der Karlowastraße anlangte, herrschte dort natürlich tiefster Frieden.“

„Na, wir sind an demselben Abend auch nicht müßig gewesen.

Wir hatten paar Straßensegeln ihre Besen weggestibigt und ritten auf denselben in der Bedellenstube eine Quadrille ganz à la Ciniselli.

„Sie werden uns doch unsere Vollblutaraber nicht wegnehmen“, rief ein über das andere Mal Sandern, wenn ein Bedell nach dem Besen greifen wollte, der ihm eben fast den Kopf weggesägt hatte, und als endlich einer der Wächter des Gejezes wild wurde, und unsere Namen zu wissen verlangte, nahm Ecken einfach das Tintensaß vom Tisch, und goß den schwarzen

Inhalt in die Lampe; tiefste Düsternuß herrschte allso-
bald, und weg waren wir."

„Ha, ha, ha! Sehr gut."

Nachdem sie noch besprochen, wer im Ständchen
mitsingen solle: „Wenigstens ein dreifach besetztes
Quartett muß es sein“, meint Axel, geht jeder seine
Wege.

* * *

In einer der Straßen, welche sich über den Thun's-
schen Berg hinziehen, bewohnen Professor Dohrenberg
und seine lebenswürdige Ehehälfte eine freundliche
Wohnung im Hochparterre.

Das Kabinet des Professor, der Salon und das
Wohnzimmer liegen nach der Straße, die übrigen
Räume nach Norden, aber alle sind hoch, hell und mit
der gediegenen Ausstattung schöner, alter Mahagoni-
und Eichenmöbel auf's Behaglichste eingerichtet.

Tritt man aus dem Speisezimmer auf den Balcon
hinaus, so hat man einen wunderhübschen Blick über
Gärten und Anlagen hinweg in's Land hinein, jenseits
des Embachs, wo hinter Rathshof der Horizont sich in
Walddlinien verliert. Im Winter ist dieser Lieblings-
platz der Frau Professorin nicht erreichbar — die
Glasthür ist gegen Kälte und Zug wohl verklebt und
man hält sich meist in dem großen, gemüthlichen Wohn-
zimmer auf, welches die spärlichen Strahlen der Win-
tersonne voll empfängt.

Vor dem letzten Fenster hat sich Elisabeth, welche
schon den dritten Winter bei den Verwandten verbringt,
mit Erlaubnis der Tante eine urgemüthliche Ecke ein-
gerichtet.

Nach dem Zimmer zu steht abschließend ein großer
epheubewachsener Blumenständer, ein weicher Teppich
deckt den Boden.

Hier steht ihr Schreibtisch, ihr Malgeräth, hier liest und arbeitet, sinnt und träumt sie. Auf dem großen Tritt vor dem mittleren Fenster, hat jetzt Marie ihren Platz bekommen, aber sie ist kein seßhaftes Persönchen und lebt in ewiger Feindschaft mit allem, was Handarbeit heißt.

„Ich kann nicht soviel sitzen, man drückt schon so viele Stühle hier und es ist doch kein rechtes Spazierengehn dazwischen wie in Therenhof“ — erklärt sie nach der ersten Woche ihres Aufenthalts bei den Verwandten.

„Ein rechter Springinsfeld, körperlich und geistig,“ meint die Tante und ist froh, daß sie einen Theil der Verantwortung für das lustige, übermüthige Mädchen auf die ruhige Elisabeth abwälzen kann.

„Mit meinen rheumageplagten Gliedern kann ich nicht immer mit hopsen — also mußt du mir schon beide Mädels mitgeben,“ hat sie der Schwägerin in Therenhof gesagt, und Anfang October sind die Nichten eingetroffen, mit offenen Armen empfangen, und bewohnen eins der Fremdenstübchen im oberen Stock.

Marie besucht regelmäßig eine Schule, nimmt Clavier- und Zeichenunterricht; Elisabeth widmet die Vormittagsstunden dem Gesang und ihrem hübschen Maltalent und treibt englisch mit der Schwester.

Jeden Nachmittag, während der Onkel sein Collog liest, und die Tante ihr Schläschen macht, sitzt sie an ihrem Lieblingsplatz und versenkt sich in eins der schönen Werke, die der Onkel ihr aus seiner reichen Bibliothek ausfucht, oder sie arbeitet eifrig an einem Weihnachtsgeschenk.

In letzter Zeit läßt sie jedoch häufig Buch oder Arbeit in den Schooß sinken und schaut gedankenverloren in die grauen Herbsttage hinaus, in den fallenden Schnee, der eine erstorbene Welt mit weicher Decke in Schlaf lullt, damit sie träumen könne, unge-

stört, von weckendem Sonnenkusse, Lächeln des Frühlings und prangendem Blüthenschmuck.

Und ihr ist dann oft, als habe Geibel das Gedicht eigens für sie geschrieben, das Gedicht, welches Erica Trostberg ihr vor Kurzem geschickt mit einem Brief so voll inneren Jubels, und der mit den Worten schloß: „Möchtest auch du, meine Herzens-Elisabeth, einmal solch tiefes, großes Glück dein Eigen nennen, du, die du wie geschaffen bist, es in Liebe zu geben und zu empfangen. Hat der arme Dohmen noch immer keine Hoffnung? er ist nicht so schlimm, wie er aussieht, bon vivant ja, doch. eine Frau, wie du, könnte viel aus ihm machen, sagt Erwin.“ Elisabeth hatte gelächelt zu dieser Phrase — nein! bei diesem Namen blieb alles still, ungerührt in ihr. Aber das Gedicht hatte sie wieder und wieder gelesen, bis es sich ihrem Gedächtniß eingepägt, und jetzt flüstert sie es vor sich hin:

„O laßt mich schlafen, träumen,
Was hab ich zu veräümen
In dieser Winterzeit!
Der Reif bedeckt den Garten,
Mein Leben ist ein Warten
Auf Liebe nur und Lenzeszeit.
Es kommt im Frühlingsglanze
Für jede kleine Pflanze
Einmal der Blüthentag.
So wird der Tag auch kommen,
Da diesem Frost entronnen
Mein Herz in Liebe blühen mag.
Doch bis mir das gegeben
Däucht mich nur halb mein Leben
Und kalt wie Winterswehn.
Der Wind raucht in den Bäumen; —
O laßt mich schlafen, träumen,
Bis Liebe mich heißt auferstehn!“

„Ist es wirklich so? Däucht mich nur halb mein Leben? Und ihre Pulse klopfen, lockende Bilder gaukeln, flüsternde Stimmen raunen: „Einem anhängen mit allen Kräften der Seele und einem alles sein.“ Wie sagte der Landrath Rehburg in seiner schönen Rede zum Hochzeitsdiner: „Ausleben seiner Eigenart in der Hingabe an Andere - an einen Anderen. Das gelte besonders für die Frau.“

„Es muß ein Wunderbares sein
Um's Lieben zweier Seelen,
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen.
Und Freud und Leid,
Und Glück und Noth
So miteinander tragen,
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen.“ —

Sich nur von Liebe sagen! Welche Seligkeit seine Gefühle offenbaren bis auf den tiefsten Grund. Alle Schätze seines Innern hinbreiten vor dem Einen, Einziggeliebten und flüstern: „Sie sind für dich allein!“

Der Eintritt der Tante unterbricht ihren Gedankengang. Mit vom Schlaf ganz rothigen Wangen nähert sie sich der Nichte und legt die Hand zärtlich auf ihren Scheitel.

„Hast du schön geruht, Tantchen?“

„Wunderschön, Elischen! Wunderschön,“ wiederholt sie und rückt die Haube zurecht.

„Ich kam dich bitten, mein Herzchen, mir beim Weglegen der reinen Wäsche helfen zu wollen, und dann kommt doch Max zu Mittag. Sollen wir ihm nicht eine recht schöne schwarze Charlotte backen, ich glaube, er liebt die süßen Apfelspeisen und ihr kennt in Therenhof ein so gutes Recept dazu.“

„Ja Tantchen, ich habe es oben, ich hole es gleich.“
Einige Stunden später sitzt man im behaglichen

Spizimmer und Max genießt mit unvermindertem Appetit die Reihenfolge der leckeren Speisen.

„Wenn Pfännchen aus Barawicken so prachtvoll schmeckt, liege ich im nächsten Sommer auf allen Vieren im Walde und helfe dir suchen, Marie.“ „Tante, ich bitte um einen dritten Teller Suppe, diese Erbsenpurée ist die reine Ambrosia.“ „Ein viertes Stück saftigen Roastbeefs nehm ich mir, wenn du erlaubst.“ „Die Charlotte ist auch nicht von Pappe! Dein Nachwerk, Elisabeth?“

Zwischendurch erzählt er mit Lebhaftigkeit und einem Aufwand komischer Gesten irgend einen jüngst ausgeführten lustigen Streich, und giebt auf Marie's wißbegierige Fragen ausführlichen Bescheid. Jedes Detail seines jetzigen Lebens will sie kennen lernen, und was sich solch jungen Mädchenohren erzählen läßt, berichtet er ihr gerne, denn sie hört mit glühendem Interesse zu, hat solch helles, jubelndes Lachen für jeden Wit, jeden Jux, den er und seine Genossen angeben, daß er nicht müde wird ihr Rede und Antwort zu stehn.

„Also du willst wissen, wie es gestern auf dem Convent war und ob Axel auch mitspricht? Hin und wieder, aber Witze machen versteht er besser. Gebhard und Wolfgang dagegen — wirklich famos, wie die beiden reden.“ „Die geborenen Landtagsredner“, meinte Riesen.“

„Es handelt sich wohl zumeist um die Pistolenfrage?“

„Ja, Onkel. Schon auf mehreren Conventen hat Gebhard sie zur Discussion gebracht und es werden mächtige Redeschlachten geliefert für und wider. Die Opposition scharft sich um Wolfgang, welcher mit allen Mitteln und Kräften Gebhard's Vorschläge bekämpft, aber dessen Standpunkt scheint mir immer mehr Anhänger zu gewinnen. Er versicht ihn aber auch mit einer Zähigkeit und Energie, die ihm sicher den Sieg eintragen wird.“

„Das muß man hoffen. Wollte Gott, ich könnte auf meine alten Tage noch den Vorstoß erleben, der den ganzen Bau falscher Ehrbegriffe, aus Irrthum und Gewohnheit gefittet, in's Wanken bringt — die Zeit wird das übrige vollenden. „Es erben sich Gesetz und Rechte, wie eine ew'ge Krankheit fort“, aber es kommt der Tag, wo auch die feststehendsten einem Wandel unterliegen, wie alles, was Menschensinn erfand. Ein Irrthum trägt den Keim des Zerfalls schon in sich und einmal erkannt, wirft ihn die Menschheit, auf ihrem Wege zur Vollendung, von sich, wie unnützen Ballast.

Und über kurz oder lang wird sie auch aufgeräumt haben mit diesen Gladiatorenkämpfen, für welche sich bis jetzt leider noch immer ein beifallflatschendes Publikum findet.“

Marie prickelt wieder einmal die Zunge und sie sagt in übermüthiger Stimmung:

„Du bist ein lieber, alter Philister, Onkelchen,“ so ein bißchen Stechen und Schießen finde ich gar nicht schrecklich, es muß sein. Es zeigt doch Muth, es ist ritterlich und dann klingt es so gut: „Er hat nicht mit der Wimper gezuckt. Er führt eine brillante Klinge.“

„Dann müßte dir ja Wolfgang immer besser gefallen,“ neckt Max. „Courage hat der im Leibe — weiß Gott, mehr als genug, und mit dem Duelliren treibt er es wieder arg in letzter Zeit. Neulich hatte er sich auf einem Muffenabend nicht weniger als 8 Forderungen eingefangen — also kann es wieder losgehen mit der Schießerei, da er im Ernstfall wegen seiner Schwäche im Arm nicht auf Hieber losgehen kann.“

Ein Schatten fliegt über das Gesicht des Professors: „Ja, das ist einer der Schlimmen,“ murmelt er.

„Ich habe schon drei Morgen für ihn Wache gestanden“ — erzählt Max weiter, „und das erste Mal war sehr aufregend.“

Die Budel kamen mit solchem Ungestüm angerast, daß uns kaum Zeit blieb, die Waffen im Bett der Krugswirthin zu vergraben und sie zu veranlassen, sich als todtkrank darauf zu legen. Sie ächzte auch zum Steinerweichen — denn sehr weich mag das Pfühl nicht gewesen sein! während wir schnell im Nebenzimmer eine harmlose Kneiperei inscenirten und die verblüffte Obrigkeit mit einem lustigen cantus empfangen.

Das zweite Mal hatten wir es feiner eingefädelt, und da sah ich zum ersten Mal tüchtig Blut fließen!“

„Gräßlich!“ sagt Elisabeth, „ich begreife gar nicht wie man solche Dinge harmlos nehmen kann.“

„Ach, so ein Duell, das muß wohl schrecklich spannend sein“ — interessirt sich Marie.

„Gar zu gerne möchte ich einmal zusehn!“

„Aber Mariechen, wie kannst du so etwas sagen“, erregt sich die Tante, „mir bleibt immer das Herz stehen, wenn ich von diesen schrecklichen Duellen höre.“

Marie läßt sich nicht einschüchtern und verfolgt ihren Gedanken.

„Es braucht ja nicht gleich an's Sterben zu gehen. Wäre ich ein Junge, ich würde auch losknallen, ich liebe so in's Ziel zu schießen.“

Mit eigenthümlichem Ausdrücke in dem freundlichen, alten Gesicht, blickt der Onkel auf die rothigen Lippen, die so unschuldig ihre Meinung sagen. „Sie müßten Anathema rufen und finden Anerkennung für schreckliches Thun. Solch unerfahrene Mädchenjugend kann all den Jammer nicht ermessen, den ein einziges unglücklich verlaufenes Duell im Gefolge haben kann“, denkt er und sagt mit mildem Vorwurf:

„Um die Duelle ist es ein schwer ernstes Ding, Kind, — eine Menschenbrust ist kein Ziel für Hiebe, die blutig schlagen, für Kugeln, die tödten können.“

Noch bist du zu jung um die Consequenzen zu ziehen, auch nur um zu ahnen, was Reue ist, nagende

Selbstqual in dem, den der Gedanke verfolgt und nicht losläßt, er habe einen anderen getödtet, um nichts. Gott behüte jeden davor, solches zu erleben“, setzt er leiser hinzu, „denn manch Lebensglück ist daran gescheitert, manch Herz hat darüber seinen Frieden verloren. Nichts wäscht die Erinnerung an den Augenblick ab, wo man den Gegner fallen sah, um nie wieder aufzustehen.“

Elisabeth's Augen sehen den Onkel forschend an. Etwas in dem Ton seiner Stimme hat sie frappirt und in seinen Worten vibrirt eine tiefe Erregung. „Es ist als ob er Selbsterlebtes enthüllt“ — denkt sie und ein Blick auf das Gesicht der Tante bestätigt ihre Vermuthung. Tiefes Mitleid spiegelt sich in den Zügen der Frau, die alle die Jahre ihres Ehelebens mit dem geliebten Mann die Last getragen, welche ein jugendliches Vergehen einem strengen Gewissen aufgebürdet.

Das Gespräch nimmt bald wieder eine heitere Wendung. Wo Marie und Max zusammen sind, giebt es immer laut schallendes Gelächter, und durch die Schilderung ihrer jüngsten, nächtlichen Heldenthaten reißt Letzterer auch die anderen mit fort.

„Wie wir neulich aus dem Circus kamen“, beginnt er . . . und dann folgt Erlebniß auf Erlebniß, bis der Kaffee ausgetrunken und er schließt:

„Jetzt haben wir genug gelacht — nun kommt, wir wollen Terzette von Lutzau singen, sonst verlernen wir unser gutes Ensemble. Ganz ohne Musik kann man nicht leben und Studentenlieder genügen mir nicht. Abends lassen uns jetzt die Kameraden meistens in Ruh, da haben wir mit Sanders und Ecken, die beide große Musikkreunde sind, — Ecken bläst sehr hübsch Cornet à piston — besprochen, mit vereinten Kräften ein Pianino zu miethen, dann kann ich ihn begleiten und selbst meine Lieder vortragen.“

Vor allem aber heißt es eine andere Wohnung finden. „In einer Krugstube leben, das ist nichts für meiner Mutter Sohn“, sagt Ecken.

„Rattennachbarschaft betrachte ich nicht als absolut nothwendig, um sich wohl zu fühlen“, stimmt Sandern bei. „Unsere Treppe ist die reine Hühnerstiege, wo man sich Abends Hals und Beine brechen kann. Nur ein Gutes hat dies Quartier, wenn uns der Magen zu laut knurrte, kletterten wir aus dem Fenster über ein niedriges Stalldach direct in den Gemüsegarten und hielten Nachlese!“

„Aber Max“, — ruft die ehrliche Marie, „das ist ja . . .“

„Ganz erlaubte Selbsthülfe in Nothstandszeiten. Uebrigens um dein Gewissen zu beruhigen, will ich hinzufügen, wo wir Burkanen, oder ein paar minderwerthige Kartoffeln herauszogen, haben wir dagegen Kupferstücke ausgesäet. Jetzt ist alles Gemüse eingeerntet, dafür pfeift der Nordwind durch die schlecht schließenden Fenster — die Ofen rauchen, kurz es ist allzu ungemüthlich geworden und es ist beschlossene Sache — wir ziehen um.“

Eine passende Wohnung ist bald gewählt, aber, als Söhnen aus gutem Hause, ist ihnen die dürftige Möblirung der drei kleinen Zimmer nicht anheimelnd genug und was in ihrer Macht steht thun sie um dem abzuhelfen. Sie kaufen sich einen alten Kleiderschrank für 3 Rubel. — „Man muß doch seinen Frack ordentlich aufhängen können!“ — und, da die Cravatte nicht schief sitzen darf, einen Wandspiegel für 50 Kopeken, was Carlos zu dem Ausspruche veranlaßt: „die Kerls leben ja wie die Sybariten!“

Bald feiert auch das Klavier seinen Einzug, worauf Max sich befriedigt umschaut und meint:

„Nach den Weihnachtsferien bringe ich vom Hause noch einen alten Teppich mit, dann wird es ganz

fein!“ Aber schon jetzt ist es bei ihnen gemüthlicher als in den meisten Studentenquartieren; auch andere empfinden die Behaglichkeit ihrer Einrichtung angenehm, und es wird Mode sich ein oder zweimal in der Woche bei Max und Moritz zusammen zu finden.

Die Gespräche berühren nicht immer die höchsten Fragen des Lebens — manch lustiger Ulf wird getrieben, und bei Thee und kräftig belegten Butterbröden wird gesungen und musizirt, ja sogar hin und wieder etwas gelesen, und bald erfreuen sich diese Abende, welche von Carlos hohnlachend als „ess-ther-tische“ bezeichnet werden, bei den älteren Kameraden und solideren Elementen allgemeiner Beliebtheit.

* * *

Eine Octobernacht klar und kalt. Der Vollmond steht hoch im Zenith und gießt sein silbernes Licht über die menschenleeren Straßen und Plätze. Es ist weit nach Mitternacht. Alle Fenster sind dunkel, nur in der Pedellenstube am Marktplatz schimmert noch ein Lichtschein, wie das stets offene Auge der Obrigkeit, welches sich nicht schließen darf, um allzeit bereit zu sein, die Uebergriffe gegen Zucht und Ordnung zu bemerken.

Jenseits des Embach's tönt fröhlicher Gesang: „Zillerthal, du bist mein Freud, holdriodio.“

Ueber die Steinbrücke kommt ein Trupp Studenten gegangen und aus, in Anbetracht der späten Stunde, noch merkwürdig frischen Kehlen, tönt es laut und lauter durch die Stille der Nacht, immer näher den horchenden Ohren des dujourirenden Pedellen:

„Wo die Madels sakriß schneid, holdrio holdrio —
Da giebt's Gamserl zu erjagen . . .“

Von der Thür der Pedellenstube löst sich eine kleine, untersetzte Gestalt und schreitet rasch und energisch auf die sich nähernde Gruppe zu.

Jetzt sind auch schon die grünen und schwarzen Kopfbedeckungen zu unterscheiden.

„Schöne Madel zu erfragen,

Zillerthal, du bist mein Freud, holdrio, drio, dio.“

„Meine Herren, es ist meine Pflicht, Sie daran zu erinnern, in der Nacht darf auf der Straße nicht gesungen werden.“

„Ach! Sie sind es, geehrter Herr Pfau, guten Abend. Richtig, Sie lieben ja dieses Lied nicht — wir haben es schon zu häufig gesungen, aber wir kennen noch viele andere, so hübsche z. B.:

„A Büchser'l zum Schießen, a Hund'l zum Jag'n“ — beginnen sie auf's Neue.

„Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß . . .“

„Auch dieses findet keine Gnade vor ihren geehrten Ohren? Wie schade! Aber vielleicht sind tyroler Lieder überhaupt nicht nach Ihrem Geschmack und Sie haben mehr Sinn für Wagner — nicht der Kunstgärtner Wagner aus Riga — aber der neue vielbewunderte deutsche Componist! — hören Sie, wie schön er eine seiner Opernarien beginnt:“ Und mit komisch zärtlicher Gebärde, dem Bedellen die Arme entgegenbreitend, intonirt Max Theren:

„O du mein holder Abendstern.“

„Ich muß Sie bitten, meine Herren . . .“

„Sehr guter Reim! bravo Herr Pfau. Wir wußten bis jetzt nicht, daß Sie dichten“, ruft einer.

„Also auch dieses Lied entsprach, wie es scheint, nicht Ihrem Genre“ — das ist wieder Max.

Uns liegt doch so sehr daran, Sie zu befriedigen. Vielleicht treffen wir es besser mit:

„Guter Mond, du scheinst so helle.“

„Ich erjuche Sie auf der Stelle . . .“

„Zu bleiben, wo wir uns eben befinden? Aber mit dem größten Vergnügen, dem allergrößten. Unsere

Betten laufen nicht davon, trotz ihrer vier Beine; sind des Wartens gewöhnt, wie es sich richtigen Studentenlagerstätten geziemt.“

„Gefällt uns ja ausnehmend gut hier, in Ihrer uns so überaus werthen und liebenswürdigen Gesellschaft, bester Herr Pfau; unsere Verehrung für Sie kennt keine Grenzen und muß sich Luft machen. .“

Und sich bei den Händen fassend und ihn im Reigen umtanzend, stimmen sie auf's Neue einen lauten Gesang an.

„Wir winden dir den Jungfernkanz
Mit veilchenblauer Seide!“

„Sie kenne ich schon beide.“

„Bravo, bravo; er macht wahr und wahrhaftig Verse.“

„Ein Hoch auf Herrn Pfau! Wir wollen ihn begrüßen als den größten Dichter der Neuzeit! Pellenlied, das ist wirklich noch nicht dagewesen! der alte Ben Afrika hat doch Unrecht bekommen“, so ruft es durcheinander.

„Und drucken müssen Sie sie lassen.“

„Ja, bei Karow, und danach in Kalbsleder binden, mit Goldschnitt. Diese Perlen Ihrer dichterischen Phantasien machen Sie berühmt, reihen Sie unter die Coryphäen der Weltliteratur ein.“

„Ja Sie werden unsterblich, Herr Pfau, Sie kommen auf den Parnas — Appollo kann Ihnen keine Concurrenz machen, Pegasus frißt seinen Hafer 200 Werst von hier.“

„Die Stirn mit Lorbeer dir zu krönen
Sind alle wir sofort bereit,
Wer so, wie du, nur dient dem Schönen
Verheißten sei Unsterblichkeit“,

singen sie nach irgend einer bekannten Melodie und umtanzen ihn auf's Neue mit lustigen Sprüngen.

„Jetzt ist es wohl genug; ich ersuche Sie hiermit, mir alle . . .“

„Zu gratuliren? Aber gewiß. Mit dem lebhaftesten Vergnügen. Ihnen die Hand schütteln zu dürfen, ist uns stets eine große Ehre, Herr Pfau, die allergrößte.“

„Ja, ich denke ganz so, wie weiland der Herr Verwalter in Roggenthal sagte, als er bei einem Festessen die Gesundheit eines neuen Nachbarn ausbrachte: „Wenn ich es die Ehre habe, mit einer Persönlichkeit Bekanntschaft zu machen, die ich, in die Zukunft eine Achtung zu haben hoffe, nicht mehr als gern.“

„Nicht mehr als gern!“ wiederholen, auf den Scherz eingehend, die andern im Chor, und sich tief verbeugend, ergreift Jeder von ihnen mit herzhaftem Drucke erst die Rechte und dann die Linke des kleinen Herrn, der nicht weiß, ob er lachen oder zürnen soll.

Und indem sie ihm, fast die Arme aus den Gelenken schütteln, ziehen sie ihn immer weiter von dem Marktplatz fort, hinein in eine dunklere Seitenstraße, sodaß unbemerkt der eine und der andere ent schlüpfen kann und nur der kleinere Theil nachbleibt, welcher ihn wie eine Mauer umgiebt.

„Meine Herren, Ihre Namen.“

„Nicht mehr als gern, bester Herr Pfau, sollen sie sogleich erfahren. Wir müssen uns nur etwas besinnen. Also, sehen sie, dieser hier, ein Knirps an Gestalt, aber groß an Geist, das ist Zeus, der Gewaltige. Sie erinnern sich wohl von der Schulbank her, so hieß der upperste der griechischen Götter. Gewöhnlich thront er im Olymp, — wissen Sie, da wo die Freude wohnt? — aber manchmal spaziert er in den Straßen Jurjew's umher und sucht Europa.“

Auf besflügelten Sohlen verschwand eben Mercur um die nächste Ecke, sollte bei Karow anklopfen und Ihren Ruhm verkünden.“

„Ich sehe, ich muß ernst . . .“

„Ernst?! Nein! so heißt wirklich keiner von uns. Ach, ich möchte so gern Ernst heißen“, treuherzig beschwörend faltet Sanders seine Hände auf der Brust, „das würde so vortrefflich zu meinem ganzen Wesen passen. Ich bin von jeher ein tiefster Charakter, gar nicht à la Busch und nun hat man mich Moritz getauft, einfach abscheulich.“

„Und ich heiße mit Begeisterung Max, Sie kennen doch das schöne Epos, Herr Pfau, „Max und Moritz ritz, raze . . .““

„Ja, Sie heißen Max, das stimmt, Herr von Theren und dies ist Herr Arel von Rehburg und Graf Wolfgang Tiefenthal, Herr Donnerer, aber die Uebrigen? Ihre Namen meine Herren?! Im Namen des Gehezes.“

Gegen diese Worte giebt es keine Auflehnung, droht ihnen doch im Falle sie dieselbe riskiren Ausschluß aus der Universität.

So erfährt Herr Pfau, was er zu wissen wünscht, notirt sich die angegebenen, diesmal dem Tauffchein entsprechenden Vor- und Familiennamen, und zu neuem Schabernack bereit, sind sie in Gnaden entlassen.

Die Aussicht vor den Prorektor citirt zu werden ist kein allzu großer Dämpfer auf ihre fidele Laune und übermüthige Stimmung.

Lachend und pfeifend verfolgen sie ihren Weg durch die Ritterstraße.

„Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich“, decretirt Max.

Wir müssen doch unserem Namen Ehre machen, nicht, Moritz?“

„Vorwärts, du weißt es längst, mit dir vereint, fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken.“

Also los! Aber was soll es sein? Jrgend ein tüchtiger Uff. Die Majorität soll entscheiden. Ich bin

für etwas à la Herr Benecke, Herr Benecke, die Löwen fressen den Kringel auf." Das ist historisch geworden.

"Na, solch ein Ulf recidiv kann euch immerhin in den Carcer bringen", lacht Axel.

"Schadet nichts. Dahin geht schon längst mein Sehnen. Als der Alma mater treuer Sohn muß man auch ihre Bodenräume kennen lernen, nicht nur die heiligen Hallen, wo die Weisheit mit Löffeln gegessen wird."

"An diesen gehst du für's Erste wohl vorbei, soviel ich weiß . . ."

"Ich hab's!" jubelt der kleine fidele Zeus. "Hier gleich nebenan hat der alte Jude Israelsohn seine Bude. Dem nehmen wir das Schild ab — es hängt auch nicht zu hoch! — Morik beuge den stolzen Nacken!"

Den Ellenbogen auf seine Knie stützend, macht der Angerufene einen Buckel und mit affenartiger Geschwindigkeit klettert ihm Donnerer auf die Schultern. Langsam richtet sich Sandern mit seiner leichten Last zu voller Höhe auf, und es gelingt dem Obenstehenden ohne viel Mühe die Drähte zu lösen, mit denen das Aushängeschild befestigt ist.

"So, und nun wohin damit?" Max und Eken haben zugegriffen und lehnen es für's Erste an die Hauswand.

"Das hängen wir jetzt dem überstolzen Baron über die Hausthür, da schräg gegenüber", erklärt Donnerer seinen Plan weiter.

Gesagt, gethan!

"Wird der sich freuen, wenn er morgen liest: „An- und Verkauf von alten Kleidern.“"

"Um einen Schlaganfall zu kriegen, ist er viel zu dürr und hager, aber gelb und grün wird er sich ärgern."

„Geschieht ihm bloß recht“, brummt Eichmann. „Warum hat er uns unser geheiligtes Recht geschmälert und die Fenster nicht ordentlich abwichen lassen, als bei ihm neulich Tanzsoirée war.“

„Uebrigens ist dem schon einmal eine feine Geschichte passirt“, jagt Axel.

„Damals lebte die Familie im 3-ten Stock. Im vorigen Winter geben sie einen Ball und laden nur wenige Livonen ein -- das verdiente Strafe.“

Nicht faul, holen wir aus dem Depot der Feuerwehr die größte Leiter, die wir finden können. Sechs Mann schleppen sie herbei und aufgerichtet, reicht sie bis zum Balcon. Als erster klettert Carlos herauf, preßt seine breite Nase an die Scheiben und ruft dumpf: „Wischen.“

Man tanzt gerade eine Française, und die junge Dame, welche vor der Thür saß, freischt auf. Doch bald erkennt man die Ursache des Schreckens und ganz bestürzt eilt der Hausherr herbei. Wir Uebrigen waren auch hinaufgestiegen, da kommt Eichmann ein toller Einfall. „Aufmachen!“ brüllt er. Wohl um ihn zur Rede zu stellen, öffnet der Hausherr die Balconthür, aber bevor er noch ein Wort hat äußern können, macht ihm Eichmann eine tiefe Verbeugung und jagt im höflichsten Tone: „Ich ergreife die passende Gelegenheit, um mich Ihnen vorzustellen, mein Name ist Don Carlos und ich fühle das dringende Bedürfniß ein Glas auf Ihr Wohl zu trinken.“

Der Baron machte schließlich gute Miene zum bösen Spiel und schickte uns wirklich einige Pullen Rothpohn heraus. Die jungen Damen aber sorgten nachher mit rührendem Eifer für ein Klarhalten der Fenster.“

„Achtung! Bedell Nr. 2.“

„Der Muthige begiebt sich nicht in unnütze Gefahr,“ ruft Sandern, „jetzt heißt es fliehen vor dem Arm des

Gefetzes. Seht, hier ist ein wurimees, schnell hinein, des Rosses flinke Hufen bringen uns sicher an's rettende Ziel und wir entrinnen dem Verderben, wie die flüchtige Gazelle entläuft dem verfolgenden Leu."

"Schöne Rosinante!" meint trocken Wolfgang, „die bringt uns nicht drei Schritt im Trab weiter."

Trotz der unzweifelhaften Richtigkeit der Bemerkung, vertheilen sie sich unter Lachen und Schreien auf dem kleinen Gefährt.

Mittlings auf dem Rücken des Kleppers sitzt Zeus, den Rosselenker umhalsend balanciren zwei von ihnen auf dem schmalen Bock, einige stehen auf den Rufen, während die Uebrigen sich in den Schlitten werfen.

Unter lautem Antreiben „Nu, fahr zu, wurimees,“ kommen sie ungefähr 60 Schritte weiter.

„Sagte ich es nicht, sobald es bergauf geht, kommen wir noch rascher rückwärts, als vorwärts, und fallen direct dem Pudel in die Krallen.“

„Na, erreicht uns der Häscher der Obrigkeit, so nennen wir uns eben noch einmal — unsere Namen wissen wir ja wohl noch.“

„Au! Das ist aber Herr Melne, mit dem ist nicht gut Kirschen essen. Na, mitgefangen, mitgehangen!“

So kommt's auch.

Wieder ertönt das ominöse „Im Namen des Gesetzes,“ — und Herr Melne waltet seines Amtes mit strengerer Miene als Herr Pfau, der im Grunde seines Herzens dieser fröhlich=übermüthigen Jugend sehr gewogen ist.

Indem sie weiter gehen, überholt sie ein Schlitten und hält in kurzer Entfernung vor ihnen an einer Hausthür.

Dem Gefährt entsteigen zwei Frauengestalten, eine ältere, offenbar ein zum Abholen nachgeschicktes dienendes Wesen, und eine jüngere, wie aus der hellen

durch den langen Mantel kaum verdeckten Toilette ersichtlich, aus einer Abendgesellschaft zurückkehrend.

„Mein schönes Fräulein darf ich's wagen?“

Den Schritt beschleunigend ist Wolfgang an dieselbe, ein hübsches, schlankes Geschöpfchen, herangetreten, und, den Arm rundend, hat er gerade nur Zeit gehabt, diese Worte auszusprechen, da faßt ihn schon Axel mit einem empörten „Aber Wolfgang!“ am Arm.

Das junge Mädchen, welches erschrocken zurückgewichen war, verschwindet in der Hausthür, welche die Begleiterin schleunigst geöffnet, und Axel fährt fort:

„Bist du ganz von Sinnen, Tiefenthal? Eine Dame attaquieren, — das ist unerlaubt.“

„Bitte spar dir die Rathschläge. Etwas Pikanteres als Pedellenull muß dazwischen sein. Toujours la même chose ist nicht mein Geschmack.“

Er faßt Eichmann's Arm und zieht ihn mit sich fort.

„Nimm dich in Acht,“ raunt dieser, „oder willst du dir absolut eine schwarze Mütze kaufen. Mindestens ein doppelter Verweis ist dir für dieses Mal sicher, mein Lieber, und viele hast du nicht mehr zu vertragen!“

„Laß mich zufrieden, Carlos. Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt, juchhe! mehr als kacheln können sie mich doch nicht.“ Und als sie jetzt an einigen, in ihren Schlitten schlafenden, Fuhrleuten vorbeikommen, wendet er sich wieder an die anderen: „Was meint Ihr? die Bahn ist so schön; gönnen wir den Pedellen ihre Nachtruhe und fahren wir nach Annenhof, zu den Harfenistinnen. Sie sind gar nicht ohne, das kann ich Euch sagen, ich war neulich schon da.“ Sein Anhang stimmt lebhaft zu, aber Max sagt sehr entschieden, den Vetter mit kaltem Blick messend:

„Danke, mein Thatendurst ist für heute gestillt, und schlafen ist auch eine gute Sache! Nicht wahr,

Sandern, wir ziehen unsere Betten vor. Morgen müssen wir so wie so früh heraus. Unsere Dujour im Fechtboden nimmt ihren Anfang und vorher muß noch allerlei in Ordnung gebracht und die Rappiere vom Waffenschmied abgeholt werden.“

„Schlafmützen,“ höhnt Wolfgang, „oder ist der wahre Grund nicht ein anderer — ? unser verehrter Senior hat Euch wohl derartige frivole Amüsemments unter sagt. Die Livonia soll fürderhin aus ihren Fächsen nur Tugendbolde erziehen,“ setzt er malitiös hinzu.

Maxen's für gewöhnlich so lachend-fröhliches Knabengesicht ist sehr ernst geworden bei diesen sarkastischen Worten.

„Gebhard Rehburg hat uns in solchen Sachen nichts zu ge- oder zu verbieten,“ sagt er abweisend, „aber selbst, wenn er es gethan hätte, mir wäre es eine Ehre und Freude ihm zu folgen, denn was er will und bezweckt ist immer lobenswerth, kann einen sicher nur zu etwas Besserem machen, als man ist. Nur wenige wollen das nicht einsehen, und macht es dir Vergnügen zu diesen Wenigen zu gehören, so sei es dir unbenommen. Das ist bei uns so Sitte, chacun à son goût. Und damit gute Nacht und viel Vergnügen!“

* * *

„So lag man aus, so kreuzte man die Klängen“ — citirt Marie aus ihrem lieben Hanne Mütze. Sie hat sich vor ihre Schwester, die arbeitend am Fenster sitzt, in Position gestellt und fuchelt mit ihrem nassen Regenschirm vor dem Gesicht derselben herum, daß die Tropfen nur so umhersprizen.

Ein Südostwind hat dem ersten Schnee den Garaus gemacht, und es regnet wie im September.

„Und auf dem Markte standen wir,“ beginnt Marie auf's Neue.

„Zur Hand ein jeder sein Rappier
Und Terz und Quart und Quartrevers,
Die flogen rechts und links hinüber“
recitirt sie weiter und läßt den Worten die entsprechenden Bewegungen folgen.

„Ja, ja, da ging es scharf, mein Lieber!“

„Aber Marie, du Uebermuth, hör doch auf. Du verdirbst mir ja meine schönsten Weihnachtsarbeiten,“ und schützend deckt Elisabeth ein Tuch über den Näh-tisch.

„Mache mir doch kein K für ein U vor, das ist gar kein eigentliches Weihnachtsgeschenk, was du da eben vorhast . . .“

Schelmisch sieht sie auf die erröthende Schwester. „Uebrigens, was es auch sei — Regenwasser macht keine Flecken, das haben wir neulich in der Physikstunde gelernt, — und sollten aller Wissenschaft zum Trotz, die paar Tropfen nicht chemisch rein gewesen sein, so machst du, Ausbund von Fleiß, mit Begeisterung und in aller Geschwindigkeit noch 6 neue Farbenbänder für deinen Ritter ohne Furcht und Tadel, der — — — nein, ich sage nichts weiter, gar nichts mehr . . .“

Und auf's Neue, mit dem improvisirten Rappier auf Elisabeth eindringend, lacht sie ausgelassen:

„Sieh so, mein Sohn, so wurde es gemacht, hier Horizontalquart, da 3 Rippen gespalten und jetzt Buckelterz — au, das thut weh, nicht wahr?“ frohlockte sie.

„Sag nur, du tolles Ding, wo hast du alle diese Ausdrücke her?“

„Aus der Zeichenschule, liebe Elisabeth, liebe Elisabeth aus der Zeichenschule,“ singt das lose Mädchen nach der Melodie des bekannten Liedes: „Wenn der Topf aber nun ein Loch hat, lieber Heinrich!“

„Ihr scheint mir eure Zeit dort ganz besonders nützlich zu verwenden. Seid ihr denn ohne Aufsicht?“

„Nein, heilige Elisabeth, das sind wir nicht.“
Bethauernd drückt Marie den Regenschirm an die Brust. „Aber es giebt doch Pausen im Unterricht und da hat uns Jda Walldorf gezeigt, wie es auf dem Fechtboden hergeht. Nächstens kommen wir eines Sonntags bei ihr zusammen, tafeln uns mit großen und kleinen Rissen und dann wird geübt. Und im Sommer muß Max mir ganz ordentlich das richtige Fechten lehren:

„Und Terz und Quart —“

„Nun fange nicht wieder an! Ich habe an der Rückenterz für's Erste genug!“

„Sei ruhig, ich stelle mein Kappier schon weg. Ich muß dir noch etwas erzählen. Manchmal ist es furchtbar nett in der Schule. Als die Stunden heute aus waren, hat uns Jda Walldorf ein Privatissimum gehalten über die Organisation der Corporationen. Wir haben uns dabei fast zum Kringel gelacht! Es ist einfach himmlisch, wie gut sie den alten Professor K. nachmacht. Ich kann's übrigens auch, warte mal!“

Sie zieht sich einen Stuhl heran, ergreift mit der Linken die Lehne und die Finger der rechten Hand spreizend, beginnt sie, die Stimme zum tiefen Bass zwingend:

„Also, hm, hm! Meine geehrten Zuhörer! Unser heutiger Vortrag betrifft eine der fünf an unserer Hochschule bestehenden Studentenverbindungen, die unserem Herzen, hm, hm!“ ein neckischer Blick fliegt zu Elisabeth hinüber — dann zieht sie die Augenbrauen wieder hoch und fährt mit ernster Miene fort: „am nächsten stehende Livonia, welche in der fast 60 jährigen Zeit ihres Bestehens dem Heimathlande eine Reihe seiner tüchtigsten und verdienstvollsten Söhne geliefert hat, ein Beweis, daß die ganze Institution auf der gesündesten Grundlage basirt ist, dank welcher sie auch künftighin in der Lage sein wird, der Welt zum Nutzen, hervor-

ragende und bedeutende Persönlichkeiten aus ihrer Mitte hervorgehen zu lassen, die jeden Posten, auf den sie später im Leben gestellt sein könnten, zum Ruhme unserer Alma mater, in seltener Treue und mit vollständigstem Können, kurz in jedes Vertrauen rechtfertigender Weise auszufüllen befähigt sein werden. Lassen Sie uns also, hm, hm, jetzt einen Augenblick bei der inneren Organisation derselben verweilen. An der Spitze der Corporation, welche aus einer beliebigen Anzahl Glieder bestehen darf, stehen drei Chargirte, von denen der erste auch senior genannt wird. Um diesen führenden Kern gruppieren sich in engerem Kreise, die an Mühe und Farbenband kenntlichen Farbenträger — in weiterem die sogenannten Fechtbodisten, im Augenblick etwa 60 an der Zahl, wenn man die im Carcer sitzenden hinzurechnet. Max sitzt nämlich im Carcer, weißt du das schon?" entfährt es Marie in ihrer gewöhnlichen Sprechweise.

"Nein — warum das?"

"Jrgend ein Bedellen=Ulk. Wolfgang ist auch dabei abgefaßt worden und Donnerer und . . . zu dumm! Axel."

"Gebhard auch?"

"Du liebe Einfalt! Das glaubst du ja selbst nicht. Dieser Muster senior! Der wird doch nicht im 5-ten Semester solche Fuchsstreiche mitmachen."

"Wer hat es dir denn erzählt?"

"Ida Walldorf natürlich, die hat es von ihrem Onkel, dem Prorektor, erfahren. Arme Jungens! schön soll es da oben nicht sein unter dem Dache der alten Universität. Im Sommer zu heiß und im Winter zu kalt. „Bringt euch nicht hinein,“ würde Professor K. salbungsvoll sagen, zu dem wir jetzt zurückkehren. Mein Vortrag ist nämlich noch nicht zu Ende. Also weiter im Text!

"Im ersten Semester heißen die Neueingetretenen Fechtbodisten Füchse. Sie werden von dem OIdermann

in Zucht und Ordnung gehalten. Außerdem giebt es unzählige sehr nützliche Aemter, als da sind Ehrenrichter, Burichenrichter, Fechtbodendirector (May brennt darauf, es zu werden!) magister cantandi, Bibliothekar, und andere mehr, in denen sich die künftigen Staatsbürger in Selbstverwaltung üben, communale Bedürfnisse erkennen lernen, vor allem das Wichtigste, Unterordnung unter einen Gemeinwillen. Ja, diese Selbstverwaltung ist ein wahrer Segen," Marie's Stimme wird pathetisch, „und dies Bewußtsein der Verantwortlichkeit gegen die Gesellschaft hat in dem sogenannten Comment seinen vollen Ausdruck gefunden, dessen vernünftige Paragraphen allein im Stande sind ein gesittetes Zusammenleben so vieler junger Leute aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten zu gewährleisten. In denselben sind vor allem die Begriffe der Honorigkeit und der Wohlständigkeit auf's Schild erhoben — auch die sogenannten Wilden müssen den Comment garantiren, wodurch der Rohheit und Zügellosigkeit ein schwerer Kiegel vorgeschoben wird.

Auch verschiedene Strafen für unangemessenes Betragen sind darin vorgesehen, Verweise, Verlust der Farben, und als Damoklesschwert für solche Elemente, welche sich keiner bindenden Vorschrift, keiner hemmenden Schranke fügen wollen — hängt als schwerste Strafe über den jungen Köpfen — der Berruf!!“

Marie's Stimme bemüht sich zu einem grabestiefen Ton: „Aber, zu ihrer Ehre sei's gesagt, nur äußerst selten sehen sich die Burschengerichte gezwungen diesen Paragraph anzuwenden. Es herrscht eben ein durch und durch guter Geist in der Mitte unserer Studentenschaft, der nicht genug gerühmt werden kann.“ —

Schon eine geraume Weile hat Elisabeth ihre fleißigen Hände in den Schooß sinken lassen und sieht erstaunt und amüfirt auf ihre kleine Schwester.

„Sag um Himmelswillen, Marie, wo hast du das alles her?“

„Nicht 2 Monate bist du hier und weißt von all' diesen Studentenverhältnissen mehr als ich, welche den dritten Winter in Dorpat verbringt.“

„Dafür bist du eben die heilige Elisabeth, denn sonst ist's doch nicht so schwer zu behalten: Comment und Commerce und Großjauffeste, Brand-Fuchs und junges Haus, Regus und Kaptischello u. s. w. u. s. w. Und in der Schule spricht man doch nur von Studenten. Eine jede weiß was zu erzählen, und für etwas muß sich der Mensch doch interessiren, hier wo man keine Hunde, keine Pferde und keine Hühner hat.“ Dann macht sie ihr pöflichstes Gesicht: „Sei nicht scheinheilig, Landgräfin Elisabeth, dich interessirt im Grunde auch nur ein grüner Deckel.“ Listig zwinkert sie mit den Schelmenaugen, beugt sich zur Schwester herab und flüstert ihr leise in's Ohr:

„Das heißt ein Livonendeckel auf einem blonden Götterhaupt. Habe ich nicht richtig gerathen? Ist es nicht so?“

„Da giebt es gar nichts zu errathen — ich mache ja kein Geheimniß daraus,“ versucht Elisabeth ruhig zu sagen, aber dunkle Röthe steigt langsam vom weißen Halse hinauf bis in die klare Stirn.

„Gewiß interessire ich mich für Gebhard Rehburg, mit dem wir schon seit Tricaten, wo wir zusammen confirmirt wurden, gute Freunde sind. Das weißt du längst ganz genau, also sprich, bitte, keinen Unsinn!“

„Ida Walldorf sagt aber, es gäbe keine Freundschaft zwischen einem jungen Mädchen und einem jungen Mann — das sei immer nur versteckte Liebe.“

„Ihr führt merkwürdige Gespräche, wie es scheint. Ich hätte wirklich gedacht, daß Ida vernünftiger sei und euch Backfischen nicht solche Ideen in den Kopf setzen würde. Gewiß kann es freundschaftliche Bezie-

hungen geben zwischen gleichaltrigen Nachbarstkindern, wie Gebhard und ich es sind, sie befördern nur gegenseitig die Entwicklung, und was die Liebe immer gleich damit zu thun haben soll . . .“

„Was ist die Liebe, sag?“ trällert Marie nach einer eignen erfundenen Melodie.

„Zwei Seelen und ein Gedanke,

Zwei Herzen und ein Schlag.“

„Mir scheint das stimmt hier auffallend,“ lacht sie neckisch und ihrer Elisabeth rasch einen Kuß gebend, hüpfst sie singend aus dem Zimmer.

Und Elisabeth greift nach ihrer Arbeit, aber sie ist mit ihren Gedanken nicht dabei.

„Versteckte Liebe?“

Langsam sinken ihr die Hände in den Schooß, und finnend blickt sie hinaus in den trüben Winternachmittag.

„Nur versteckte Liebe?“ Wie ein Echo klingt es in ihr nach: — „Nur versteckte Liebe, versteckte Liebe!“

* * *

„Steh nur auf, steh nur auf, du lust'ger Schweizerbua,“ singt Max an Gebhard's Bett tretend und zieht ihm die Decke vom Kopf.

„Senior, der Dujoursuchs meldet sich unterthänigst und harret der Befehle, welche Ew. Gnaden geruhen werden ihm zu geben.“

„Was?! schon so spät — Theren. Ich hatte mich gestern Abend so in die Theorie des Privatrechts vertieft, daß ich erst gegen 3 Uhr mein Licht löschte. Bitte, nimm Platz, rauche eine Cigarette oder musizire etwas, während ich mich anziehe. Und dann trinkst du eine Tasse Kaffee mit mir, willst du?“

„Etwas Eß- und Trinkbares verschmähe ich nie. Den Zustand des Sattseins habe ich in Dorpat nur in seltenen Fällen kennen gelernt. Neulich, ja da habe

ich bei Professors die Suppenterrine fast allein ausgeleert, und vom Braten blieb auch nur der Knochen für Brost übrig, — aber im Carcer, hu!" Max macht eine komische Grimasse.

"Du machst eine so tragische Miene, wie war's denn da?" fragt Gebhard, "bei Wasser und Brod habt ihr doch nicht gelebt? Dafür werden ja wohl die guten Freunde gesorgt haben."

Max Theren lacht schon wieder über das ganze runde Gesicht.

"Ja, die Kameraden haben ihr Möglichstes gethan um uns gut zu füttern. Sie haben die Ärmel ihrer Winterpaletots unten zugenäht und dann bis oben zu mit eßbaren Dingen vollgestopft, aber mit den Getränken haperte es. Paßte höllisch auf, der Herr Cerberus da oben. Wenn man nicht Wasser trinken wollte, wie so ein armes Huhn, konnte man vor Durst umkommen. Und dann die Kälte! brr! Die Zähne habe ich mir fast abgeklappert.

Der Dichter hat Recht: "Und der Mensch versuche die Götter nicht und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen. Jedenfalls habe ich für's Erste genug davon und mache nächstens lieber nur einen Streich pro Nacht."

Gebhard hat unterdessen seine Toilette beendet. Der Kaffee ist gebracht worden, und Max läßt sich den heißen Trank gut munden.

Und während sie über dieses und jenes plaudern, ruhen Gebhard's Blicke forschend auf dem sympathischen Gesicht seines Gegenübers.

Herr von Theren's Bitte ist ihm eingefallen. Soll er die Gelegenheit benutzen, da sie allein und ungestört, was selten der Fall, um, dem Auftrage des Vaters gemäß, einige mahnende Worte zu sprechen. Nein, hier ist es nicht nöthig — Herr von Theren kann ruhig sein, schlechtes Beispiel wird keine Macht

gewinnen über seinen Sohn, weil alles Gemeine ihm zuwider ist. Unauffällig, ohne daß derselbe die Beobachtung empfinden könnte, hat Gebhard doch stets ein wachsameres Auge gehabt auf den jungen Kameraden. Und er hat rasch die Ueberzeugung gewonnen, daß, trotz aller Leichtlebigkeit und urfidelen Stimmung, in Max ein fester Kern steckt, ein verlässlicher Charakter, welcher den vielfach ihn umlauernenden Gefahren und Versuchungen nicht erliegen, nie auf Abwege gerathen wird, die tiefer führen, immer tiefer. —

Aber er kann sich ja Bestätigung seiner Annahme schaffen, und so stellt er nach einer Weile ziemlich unvermittelt die Frage:

„Bist du eigentlich gern mit Tiefenthal zusammen?“

„Nein!“ Ton und Miene sagen mehr als das kurze Wort und aus eigenem Antriebe setzt Max noch hinzu:

„Etwas zu wüster Geselle — mein lieber Vetter, und seine Kumpane nicht minder. Ich halte mich lieber an eine Gesellschaft, wo ein anderer Geist herrscht, Humor ohne Frivolität, Spottlust ohne Cynismus, Genußsucht, aber keine Verderbtheit.

Dieses Genre finde ich, Gottlob, zahlreich vertreten, z. B. in Axel, Feldten's, Sandern . . .“

„Netter Junge der Sandern! Gefällt mir mehr und mehr.“

Max erröthet vor Genugthuung über das Lob seines Freundes aus so competentem Munde.

„Sag mal, Senior! eine Frage. Glaubst du . . .“ Um seine Verlegenheit zu maskiren macht sich Max an Dros langen, seidigen Ohren zu schaffen, und der Hund dehnt sich wohligh unter der frauenden Hand. „Glaubst du, daß er Aussicht hat die Farben zu bekommen?“

Mit einem feinen Lächeln erwidert der Gefragte:
„Ich werde dir mit einem Räthsel antworten:

„Mein Erstes ist nicht wenig,
Mein Zweites ist nicht schwer,
Mein Ganzes läßt dich hoffen,
Doch hoffe nicht zu sehr.“

Max drückt den Zeigefinger an die Nasenspitze.

„Räthselrathen ist meine schwache Seite, aber halt,
— nicht wenig? viel? Ja?“ Gebhard nickt.

„Und — nicht schwer! — wohl leicht?! Das
muß stimmen, dann macht es „Viel — leicht! Vielleicht?“

Ja — Moriz meinte auch neulich: „Ganz zu ver-
zweifeln brauchten — brauche man nicht, denn sie
tractiren uns wohl mit scheußlichen „Wanzen“ aber
auch mit wohlwollenden Blicken, und das sei alles mehr
oder weniger eine Abschlagszahlung auf den grünen
Deckel und das roth-grün-weiße Band. — Sag Geb-
hard, schnappt man nicht über vor Freude, wenn man
sie bekommt?“

Und der Gefragte lächelt: „Ja, man ist nah dran!“

Nachdem sie noch einige Corporationsangelegen-
heiten erledigt, und Max sich aufmachen will, um die
empfangenen Aufträge auszuführen, hält ihn Gebhard
mit der Frage zurück:

„Willst du im Fuchstheater mitwirken?“

„O gewiß! Sehr gern.“ Max wird ganz roth
vor Vergnügen.

„Was soll aufgeführt werden?“

„Das ist noch nicht festgesetzt. Ich habe einige
Stücke durchgelesen und möchte sie zu engerer Wahl
stellen.“

Komm also heute oder morgen Abend, Axel und
Paul habe ich schon benachrichtigt, und wer sonst noch
Lust hat, kannst du auskundschaften, vielleicht Ecken?
Sandern? — dann halten wir Leseprobe ab.“

„Famos. Sehr gut. Aber hör mal, Gebhard,
können wir nicht ein eigenes Machwerk stellen, mit

recht viel musikalischen Einlagen, etwas Operettenmäßiges, was meinst du?

„Gar keine schlechte Idee — wollen wir beurgrunzen.“

Die Proben zum Fuchstheater werden eifrig betrieben, und unter den Aufwärterinnen herrscht neugierige Erwartung, sind sie doch die einzigen weiblichen Wesen, denen es gestattet wird, von der Gallerie des Turnsaales herab mit anzusehen, wie ihre respectiven Herren „Luding“ und „Jungherren“ sich auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, aus- und benehmen.

Gebhard hat wieder einmal seinem Amt als Theaterdirector mit Glanz vorgestanden, und von Axel, Ecken, Max und einigen andern unterstützt, eine höchst gelungene Vorstellung zu Stande gebracht, worin die selbst geschriebene Burleske „Aus dem Fuchsleben“ in der Darstellung von Axel, Sandern und Max den Vogel abschießt.

Besonders Letzterer, der sich mit seiner hübschen Stimme und ausgesprochenen schauspielerischen Begabung, als ein Coupletsänger ersten Ranges entpuppt, — entfesselt tosenden Beifall.

Und als er sich nun gar zum Schluß mit einem Machwerk aus dem eigenen „Hirnkästchen“ producirt, da erntet er laute Anerkennung, seine Couplets, zu denen Gebhard eine melodiöse Begleitung componirt hat, werden immer wieder da capo verlangt und jubelnd ein Wort nachgesungen:

„Wenn wir mal in Dorpat sind,
Alle Sorgen in den Wind,
Alle Sorgen in den Embach,
Niemals D und B und Ach.
Dafür Freuden festgekriegt,
Jeden Schatten schnell besiegt,
Immer lustig und immer froh,
Ist der Dörpt'sche Studio.“

Ist der Beutel wieder leer
Macht ihm dies das Herz nicht schwer.
Kasch ein Pump in Riesen-Taschen,
Und es reicht für ein paar Flaschen —
Ist's nicht Sect, so ist es Bier,
Alles trinkt man gerne hier.
Immer frech und fix und froh
Bleibt der Bruder Studio.

Stets die Welt voll Geigen hängt,
Dem, der keine Grillen fängt,
Vater schrieb noch keinen Brief,
Der ihn zu dem Studium rief.
Ob er kommt, wer weiß's genau,
Seht! der Himmel ist so blau!
Lacht uns an! Ich mach's auch so
Als ein rechter Studio.

Kommt die Zeit dann doch heran,
Wo man nicht mehr schwänzen kann
Alle die Collegia's.
Vorwärts Sohn Livonia's!
Ist das Examen Nr. eins
Oder macht man schließlich feins —
Man war lustig, man war froh,
War ein ganzer Studio.

So singt er sich mit seinem frohen Burschenthum
noch tiefer hinein in die Herzen und in die Gunst seiner
älteren Kameraden und seine Wahl zum Farben-
träger ist gesichert.

Aber bis zuletzt darf er nichts Bestimmtes wissen.
Unerwartet, Hoffen und Harren von Monaten krönend
muß er kommen der Augenblick, wo eine Freundes-
hand ihm den so heiß ersehnten grünen Deckel auf die
blonden Haare drückt, vor aller Augen zum ersten Male
in roth, grün und weiß das Sinnbild des einigenden
Bundes sich um seine Brust legt, in welcher das Herz
o überglücklich klopft.

Ein fröhlicher Commers beschließt den Abend, das erste Loch ziert den geliebten Deckel und kaum einer von ihnen weiß nachher welches gütiges Schicksal ihn den heimischen Penaten überliefert hat.

Am nächsten Tage geht's zu allererst in die Sternstraße. Vier Stufen auf einmal nehmend, stürmt er die Treppen zu Professors hinauf. Die Glocke zieht er so energisch, daß sie ihm fast in der Hand bleibt, und dann umfaßt er Marie, die selbst öffnet, und wirbelt sie im Vorzimmer herum, bis ihr der Athem vergeht und sie kaum rufen kann: „So kommt doch, Tante, Elisabeth, er hat eine grüne Mütze, er hat eine grüne Mütze!“

Die andern eilen herbei, umstehen ihn gratulirend, aber Marie's Antlitz strahlt am hellsten.

Von jeher haben sie und Max sich besonders nah gestanden, ist sie ihm Kamerad und Vertraute gewesen. Voller Mitfreude blickt sie auf ihren Lieblingsbruder und Thränen funkeln in ihren zärtlichen Augen, so tief fühlt sie mit ihm.

„Hast du schon nach Hause geschrieben?“ fragt Elisabeth.

„Nein, das könnt ihr thun. Ich habe nur eine Depesche geschickt — mit meinen letzten Kopfen, hurrah!“ Und er wirft seinen Deckel in die Luft, stülpt ihn Marie und dann wieder sich selbst auf, kurz weiß sich nicht zu fassen vor Glückseligkeit. Und Marie hängt sich an seinen Arm und bittet wißbegierig:

„Erzähle doch haarklein, wie alles war, gestern Abend, wie es bei der Aufnahme hergegangen — aber ganz, ganz genau und ausführlich!“

„Später, Schwesterchen, später. Vielleicht heute Abend oder morgen. Jetzt habe ich keine Zeit, ich muß gleich wieder fort. Die Kameraden erwarten mich. Ein piquo feines Frühstück mit Champagner

hat uns Riesen angefetzt — Sandern, Ecken und Donnerer haben ebenfalls die Farben bekommen und sind darüber nicht weniger närrisch als ich. Adieu, adieu, ich komme bald wieder, Mariechen.“

„So sage uns wenigstens noch das eine — wer hat dich aufgenommen?“

„Natürlich Gebhard“, ruft er, schon auf halber Treppe stehend, zurück — dann kracht die Hausthür hinter ihm zu.

„Natürlich Gebhard!“ wiederholt Elisabeth leise, und ein frohes Lächeln umspielt ihre Lippen.

„Nun will ich gleich ein Farbenband für Max häkeln“, sagt Marie noch am selben Tage, und sucht sich in Elisabeth's Arbeitskästchen die passenden Seiden aus.

Und dann ist sie, die es sonst nicht eine Viertelstunde bei einer Handarbeit aushielt, eine Zeitlang wirklich ein Muster von Fleiß, und zu Maxen's Geburtstag, Anfang December, prangt das Werk ihrer Hände, das roth-grün-weiße Band, kunstvoll um den Kringel geschlungen, inmitten der aus Therenhof gekommenen Geschenke, unter denen ein Couvert mit einigen Imperialen und der Aufschrift von des Vaters Hand: „Um sich einen Lieblingswunsch zu erfüllen, oder sich mit den liebsten Kameraden einen frohen Tag zu machen“, Max den Ausruf entlockt: „Dann gehen wir zu Schüler, das ist mal was Feines!“

Als es aber gilt die Absicht auszuführen, die ausgewählten Genossen des Gelages einzuladen, und die passenden Weine zu bestimmen, da hat Max in seinem Innern doch einen kleinen Kampf zu bestehen. „Um sich einen Wunsch zu erfüllen“ — hat der Papa geschrieben! Schon längst geht sein Sehnen nach einer Flinte neuesten Systems, und gerade seit einigen Tagen waren ein paar Prachtgewehre beim Büchsen schmied ausgestellt, — sollte er

nicht doch das Dejeuner auf das nächste Semester verschieben?!

Aber dann siegt das kameradschaftliche Gefühl und der Lohn bleibt nicht aus. Eine ausgelassen fröhliche Tafelrunde von Auserwählten, verbringen sie in dem kleinen Saal der Ressource ein paar lustig angeregte Stunden, welche Max später zu den unvergeßlichsten seines Dorpater Aufenthalts zählt.

Acht Tage später sind sie unterwegs, ein munterer Bodrett in's Therenhof'sche Kirchspiel, Gebhard, Molten, Max, auch Sandern, dem sein Vater erlaubt hat, bis zur eigentlichen Festzeit livländisches Winterlandleben kennen zu lernen, Riesen und Uxel, welche einer Einladung nach Sessen zu Trostberg's folgen.

Was thut es, daß die Wege bis zur Unfahrbarkeit verstümpft sind, so daß man immer wieder mit den Schlitten um- und umfällt und wie Molten behauptet seine Knochen numeriren muß, um sie in den unzähligen Gruben nachher wieder sammeln zu können. Was kümmert es diese warmblütige Jugend, daß man sich bei dem schneidenden Nordost fast Nasen und Ohren abfriert. — Das Vaterhaus winkt, der im Kerzengeflimmer erstrahlende Baum und der tiefe Stimmungsreiz des Tages, welcher der Erde Friede bringen soll und den Menschen ein Wohlgefallen.

* * *

Bei dem jungen Ehepaar Trostberg in Sessen hat sich zur Weihnachtszeit eine größere Gesellschaft zusammengefunden, gemüthliche alte, heitere junge Elemente.

Die Absicht der Neuvermählten ihre Hochzeitsreise, wie die Ilgen'schen, recht weit in den Süden auszudehnen, vielleicht sogar bis zum Frühling in Italien zu bleiben, ist aus verschiedenen Gründen nicht ausgeführt worden.

Berlin, — London (Troftberg, der als Knabe ein halbes Jahr in England verbracht, ist fehr für das Englifche — Pferde, Kleidung, Comfort!) — Paris — Nizza — Mailand und Benedig — dann hatten fie genug vom Hotelleben und waren über Wien ſchon zum Octobertermin in's Land zurückgekehrt. Die Herbfimonate hatten fie dazu benützt, um es ſich, — mit Hülfe der vielen mitgebrachten Kunst- und Aufſchmückungsgegenstände, wie ſie die moderne Induſtrie vermöhntem Geſchmack und kaufkräftigen Börfen bietet — in ihrem ſchönen, behaglichen Heim noch behaglicher zu machen.

Das Seffen'sche Herrenhaus iſt ein ſtattlicher Bau. Groß und geräumig enthält es eine Menge vollſtändig eingerichteter Gaſtzimmer, und beſondere Vorbereitungen ſind nicht nöthig, um alle die erwarteten Gäſte aufzunehmen und bequem zu placiren. Es bedarf nur einiger Griffe in den großen Wäſcheſchrank, der oben auf dem Treppenflur ſteht, eines kurzen Aufenthalts im feuerfeſten Gewölbe, um dem Diener ein paar Duzend Meſſer und Gabeln aus dem Familiensilber einzuzählen. Der Weinkeller iſt ebenfalls ſtets auf's Beſte assortirt, und das Uebrige beſorgt der Petersburger Koch und die treffliche alte Wirthin, die ſchon ſeit 15 Jahre im Hauſe waltet und alles am Schnürchen regiert.

Und noch freut ſich die junge Hausfrau der angenehmen Freiheit, welche es ihr ermöglicht und erlaubt ſich vollſtändig ihren lieben Gäſten zu widmen. Mitte November ſind die Derbiten'schen eingetroffen — welche Herzensfreude für Erica die geliebten Eltern bei ſich aufzunehmen! Kurze Zeit darauf ſind ihnen Tante Riſchen mit den Couſinen Martha und Thilde gefolgt. Sobald ſie ſich in Dorpat Ferien gemacht, treffen Rieſen und Axel ein, während die aus Sicilien zurückkehrenden Jlgenschen, ſowie Troftberg's Vater und Geſchwifter erſt zum Feſt erwartet werden.

Und alle schon Versammelten haben eifrig mitgeholfen an den Vorbereitungen zur großen Bescherung, mit welcher die junge Herrin den ersten Weihnachten nach ihrem Einzug in die neue Heimath verherrlichen will, und zu der, außer der Schaar der Knechtskinder, auch die Schulkinder des Gebiets herangezogen werden sollen.

Da giebt es unzählige Shawls, Pulswärmer und Mützen zu häkeln und zu stricken. Jacken, Schürzen, Westen werden dutzendweise angefertigt, Puppen angezogen, Bilderbücher gefleht, und unter Scherz und Lachen betheiligen sich auch die jungen Herren stundenlang an diesen Arbeiten. Sie wickeln die Wolle auf, ziehen Tractelfäden aus, drehen das Rad der Nähmaschine, kurz machen sich nach Möglichkeit nützlich.

Als dann das schöne Fest näher und näher rückt, sind es die Weihnachtsbäume, welche des bunten, flimmernden Schmuckes bedürfen. Körbe voll Wallnüsse und Tannenzapfen werden vergoldet, Äpfel, Pfefferkuchen, Naschwerk mit Schleifen zum Aufhängen versehen Hunderte von Lichten angebrannt. Um den langen Tisch im Speisezimmer gruppirt man sich nach dem Diner, und alle Hände regen sich mit Lust und Eifer. So naht der heilige Abend heran! Der hohe Tannenbaum, den Trostberg selbst mit den jungen Herren aus dem Walde geholt, erfüllt das Haus mit seinem Duft, und als er, prächtig geschmückt, im Kerzenglanz erstrahlt, da webt er seinen unnennbaren Zauber um aller Herzen.

Am dritten Feiertage erhält die Gesellschaft noch Zuwachs. Aus Krakenorm Gebhard und seine Mutter, — Nora ist erkältet, und sie und Herr von Rehburg sollen erst zu Sylvester folgen, — und aus Therenhof gleich „sechs Mann hoch,“ wie May sich ausdrückt, obgleich drei Damen darunter sind. Zu ihrer „schrecklichen“ Freude ist Marie mitgenommen worden, und ihre Glückseligkeit kennt keine Grenzen.

Mit dem ganzen Ueberschwang ihres Alters schwärmt sie für Erica, und auch diese, welche als Elisabeth's beste Freundin oft Wochen und Wochen in Therenhof gewohnt, hat eine besondere Vorliebe für die kleine, prächtige Marie. Ihren dringenden Bitten hat Herr von Theren nicht widerstehen können, Marie hat Mutter und Schwester begleiten dürfen und belustigt alle mit ihrer sprudelnden Laune, ihrem Uebermuth und schlagfertigen Witz. Besonders mit Axel ist sie alsbald in einen munteren Neckkrieg verwickelt, und des Rührens und Lachens ist kein Ende. Sie haben gleich am ersten Abend ein „du und du“ Bielliebchen gegessen. „Worauf, wird aber nicht verrathen“, fleht Marie, als Thilde eine diesbezügliche Frage an Axel richtet. „Bitte, Herr von Rehburg, sage es ihr nicht!“

„Ich werde verschwiegen sein wie das Grab. Aber kannst du ein Geheimniß eine Viertelstunde bewahren, Allergnädigste von Theren?“

Im Gegensatz zum „du“ weißt Axel die sonderbarsten Redewendungen und Namenszusammenstellungen zu finden und sie lacht ihr fröhlichstes Lachen darüber. Seine Berve ist darin unererschöpflich, doch bisweilen treibt er es zu arg mit seinen Neckereien, und, in ihrer Backfischwürde tief gekränkt, zieht sie sich in irgend einen Schmollwinkel zurück. Ihm ostentativ den Rücken kehrend, versenkt sie sich scheinbar, in das Besehen von illustrierten Zeitungen und Albums, oder sie verschanzt sich hinter der Gruppe alter Damen, welche mit Handarbeiten beschäftigt, um den runden Tisch im Salon versammelt sind. Ihr goldenes, ansteckendes Lachen verstummt, — bald ist allen, als fehle ihnen etwas und als erster ist es immer Axel, der im Scherz nach ihr sucht, laut irgend eine Bemerkung macht, wie: „Hat jemand mein Fräulein Bielliebchen gesehen? Unfaßlich, wo es sich verborgen hat? Dem ehrlichen Finder steht hoher Lohn in Aussicht.“ Oder „Bitte,

habt ihr nicht das große Kriegsbeil gesehen, welches das durchlauchtigste Fräulein Marie, genannt die Krab-
bürste, hier eben geschwungen hat. Es ist eine gefähr-
liche, scharfgeschliffene Waffe, die ich vergraben möchte,
wo der Boden am unverfrorensten ist.“

Geschäftig eilt er dabei hin und her, guckt hinter
die Vorhänge und Portieren, unter die Tische und thut
dann scheinbar ganz unschuldig und überrascht: „Wie
eine Stecknadel suchte ich dich, verlorenes Bielliebchen,“ —

„Noch nicht!“ entfährt es ihr schnippisch, —
„Triumph vor der Zeit ist unangemessen!“

„Und endlich habe ich dich gefunden, hohe Herrin.
Deine Schuld verscherzt zu haben, das ertrage ich nicht
länger. Siehe, hier kniet dein ergebenster Sklave zer-
knirscht und reumüthig zu deinen Füßen,“ sagt er pa-
thetisch, die Hand auf's Herz drückend.

Und dabei macht er mit seinen hübschen, dunklen
Augen solch ausdrucksvoll bittendes Gesicht, daß sie
nicht widerstehen kann.

Ein Weilschen kämpft sie zwar noch mit ihrem
Groll — dann plötzlich, wie die Sonne durch Nebel
bricht — blitzt der Schalk wieder aus den braunen
Augen, mit Grandezza streckt sie ihm die Hand entgegen,
und das ganze rosige Gesichtchen strahlt, wenn er ehr-
erbietig einen Kuß darauf drückt, oder ihr feierlich den
Arm reicht, um sie zu der Jugend zu führen und in
neuerwachender Neeklust sagt:

„An dem Theebrett mit dem Naschwerk können
wir doch nicht vorbei, ich glaube, du hast, Edle von
Terresmuische, volle 5 Minuten kein Riew'sches Confect
gegessen, oder ziehst du Chokolade vor, vielleicht wird
ein Viertelpfund genug sein?“ So beginnt das Spiel
auf's Neue, und ist auch für die anderen eine nie
versagende Quelle der Heiterkeit und des Amüsemnts.

Ueberhaupt, wie angenehm vergehen die Tage.
Trostberg und Erica, unterstützt von den heiderseitigen

Geschwistern, verstehen es in allerliebster Weise die honneurs ihres Hauses zu machen, wetteifern miteinander ihren Gästen den Aufenthalt lustig, gemüthlich und angenehm zu gestalten, verstehen es immer wieder zu allerlei Unternehmungen bald drinnen, bald draußen, anzuregen, neue Vergnügungen zu ersinnen.

Auf dem Teiche sind Wege für die Schlittschuhläufer ausgeschaufelt — Schneeschuhe stehen zur Verfügung, Schlittensfahrten, Jagden werden arrangirt, auch Schneeballschlachten verschmäht man nicht. Ist jedoch das Wetter für solchen Zeitvertreib im Freien nicht günstig, so wird musicirt, getanz, geplaudert und Karten gespielt.

In der Bibliothek brennt helles Kaminfeuer und weiche Lehnstühle laden zur Lectüre ein, überall liegen Zeitungen, Zeitschriften, Albums, Journale herum, und jeder findet etwas für seinen Geschmack.

Fast jeden Abend erstrahlt der Baum in neuem Kerzenschimmer, und bei einer, von sachverständiger Hand gebrauten, die Stimmung erhöhenden Bowle, wird unter demselben gescherzt, gelacht, eifrig die Cour geschnitten, und die alten Herrschaften freuen sich an der unverwüthlich guten Laune und dem Entrain, der im Kreise der Jugend herrscht.

Wie stets, wo er weilt, ist Gebhard der Mittelpunkt desselben, der anfeuernde Leiter, dessen Führung die anderen sich in allem gern und willig unterordnen.

Wie immer ist er der Lustigsten, Animirtesten einer, aber unter dieser Maske unbekümmerten Jugendfrohsinns gährt und stürmt es in ihm schon seit dem ersten Tage seines Hierseins.

Die Eifersucht ist wieder erwacht aus ihrem leisen Schlummer und ihre gierigen Krallen greifen nach seiner Seele.

Zwar Alexander Trostberg's in Derbiten so offen zur Schau getragene Bewunderung hat er nicht mehr zu befürchten. —

Der junge Offizier hat sich in der Zwischenzeit mit einer Petersburgerin verlobt und das Bild seiner Braut, in dem kleidsamen Kostüm eines Hoffräuleins Ihrer Majestät, geht von Hand zu Hand — aber in ruhiger Weise, doch bestimmt, wirbt Bernhard Trostberg, der älteste Bruder des Hausherrn, um Martha's Gunst.

Wohl behandelt das schöne, an Guldigung gewöhnte Mädchen den Bewerber in der gleichmäßig freundlichen Art und Weise, welche ihren Verkehr mit den vielen Vettern kennzeichnet, und die Gebhard immer beruhigt hat — doch alle die Gedanken, die ihn schon so oft gequält, sie haben wieder Gestalt gewonnen, dringen mit erneuter Gewalt auf ihn ein und wachsen aus zu der peinigenden Frage: „Ist dies der gefürchtete Nebenbuhler, der Andere, — um dessentwillen er zu spät kommen wird?!“ Die Vision der Derbiten'schen Kirche steht wieder vor ihm und raubt ihm den Schlaf seiner Nächte, lähmt secundenlang seinen Herzschlag, daß ihm ist, als ob er ersticke. Er geht herum, wie im Fieber und immer verfolgt ihn die eine marternde Frage: „Wann wird Trostberg sich erklären und wie wird Martha ihm antworten?“

Bisweilen ist ihm, als könne er die Qual des Zweifels nicht mehr ertragen, als fange sie ihm das Herz aus der Brust und ihn überkommt das wilde Verlangen, so oft und bis jetzt siegreich bezwungen, selbst vor sie hinzutreten mit der entscheidenden Frage, ihr einmal zu offenbaren die Gluth seines Gefühls, sich Gewißheit zu schaffen, beseligende oder vernichtende, aber doch Gewißheit.

Ein Lied, das Thilde mit ihrem klangvollen Alt eines Abends singt, packt ihn tief.

„Ich hab dich geliebt, du wußtest es nicht,

— — — — —
— — — — —

Ich harrete besserer Stunden.
Die besseren Stunden sie kamen nicht,
Ein anderer kam, er zögerte nicht,
O hättest dein Glück du gefunden."

Nein zu solcher Entfagung, Verzichtleistung auf Erfüllung eigener Liebeshoffnungen kann er sich nicht aufschwingen. Noch will er an die Verwirklichung seiner Träume, an seinen guten Stern glauben und ihm vertrauen. Alles muß seine Zeit haben -- nur keine unreife Frucht pflücken wollen.

Jetzt eine Entscheidung erzwingen wäre heller Wahnsinn, hieße vielleicht alles verlieren und nichts gewinnen. Ihr Vormund, die Tante, welche sie erzogen, — die ganze Verwandtschaft und Gesellschaft, sie würde im besten Falle ein Lächeln haben für solch vorwitziges Handeln. Jahre seines Lebens gäbe er gerne darum, könnte er jetzt vor Martha hintreten — als Mann, aber abwarten, sich gedulden, — das ist das bittere Muß für sein Alter.

Immer unverhohlener treten Trostberg's Absichten hervor und schon mehr als einmal ist auch im Kreise der alten Herrschaften die Wahrscheinlichkeit von Martha's Zustimmung erörtert worden. Auch heute, während die Jugend draußen ihrem Vergnügen nachgeht, sich mit Schneeballwerfen amüsirt, wird diese interessante Frage auf's Neue vorgenommen.

Auf ihre Arbeiten gebeugt sitzen die alten Damen im Salon — eine helle Wintersonne lacht hinein, spielt auf den grauen Scheiteln, -- die Stricknadeln klappern eifrig.

"Erzählten Sie nicht neulich, liebes Fräulein von Rehburg, daß die liebe Martha eine glänzende Partie im Auslande machen sollte?" fragt Frau von Theren.

"Allerlei diesbezügliche Gerüchte schwirrten eine Zeitlang sogar schon im Lande herum," ergänzt Frau Udda von Rehburg.

„Ja, ja!“ erwidert Tante Ritzen und hält im Häkeln inne. „Wo wir hinkommen liegen ihr gleich ein halbes Duzend Verehrer zu Füßen, besonders Lieutenants aller Waffengattungen, aber das bunte Tuch hat keine rechte Anziehungskraft für das liebe Kind. Und überhaupt, ich glaube nicht, daß Martha sich je dazu entschließen könnte in's Ausland zu heirathen. Mehr als einmal,“ — ein Hustenanfall unterbricht ihre Rede.

„Ritzen, du solltest wirklich etwas Ernstliches für deinen Katarrh thun,“ ermahnt die Landrätthin. „Du hast ihn allzusehr einreißen lassen.“

„Ja, er ist sehr hartnäckig,“ erwidert ihre Schwägerin, — „doch was ich sagen wollte? — richtig wir sprachen von Marthachen.“

Sie hat es häufig ausgesprochen, daß sie alles eher begreifen könne, als daß man außer Landes gehe, sich expatriere, und nun gar nach Deutschland.

Von hier aus gesehen nehmen sich die Zustände dort ganz anders aus, als wenn man mitten drin lebt, leben muß. Enge Verhältnisse, kleinliche Anschauungen, besonders unter den Frauen. Die hohe Aristokratie nehme ich natürlich aus, — die ist in allen Ländern so ziemlich dieselbe, was Lebenszuchnitt und Bildungsgrad anbetrifft.

Gerade wenn man so viel im Auslande gelebt hat, wie wir in den letzten Jahren, da knüpft man vielfache Beziehungen an, lernt verschiedene Schichten der Gesellschaft kennen und sieht wie anders geartet im Grunde wir baltischen Frauen sind, empfindet auf's Deutlichste die Unterschiede und Gegensätze in Anlage, Geistesrichtung und Lebensgewohnheiten. Auch unsere jungen Mädchen sind durch und durch anders erzogen, als all die deutschen Gretchens, viel selbstständiger von früh auf.

Jedenfalls ist es nicht leicht für eine Livländerin sich in die dort herrschenden, in so viel bestimmtere Formen ausgeprägten Verhältnisse einzuleben — so einzuleben, daß sie da auch Wurzel faßt.“

„Aber die Liebe hilft über Alles hinweg,“ wirft die Landrätthin Rehburg ein. „Das Wort Ruth's bleibt immer wahr: „Wo du hingehst, will ich auch hingehen, Wo du bleibest, da bleibe ich auch, Dein Volk ist mein Volk.“

Viele unserer jungen Mädchen haben es ausgesprochen und ausgeführt und dabei ihr Glück gefunden.“

„Ein volles, wolkenloses Glück? Das ist doch auch sehr die Frage,“ erwidert Tante Ritzen. „Denke, z. B. an Metachen. Jetzt lebt sie schon über 10 Jahre in Deutschland, — freilich als Offiziersfrau, in ewigem Wechsel zwischen West und Ost, Süd und Nord, — und als sie im vorigen Sommer bei den Eltern in Kurrapäh zu Besuch war, hat sie es mir selbst gesagt, — mit feuchten Augen, das trotz des Glücks, welches sie in der Liebe zu Gatten und Kindern gefunden, sie doch die stille, verborgene Sehnsucht nach der Heimath nicht loswerden könne . . .“

„Ja, Livland ist ein wahres Blivland!“ wirft Frau Udda warm ein.

„Und wie ich Marthachen kenne, hängt sie mit allen Fasern ihrer tiefen Natur an der heimathlichen Scholle, ist vor allem eine treue Baltin.“

„Mag sie es bleiben. Ruth's Wort in Ehren, aber dem Heirathen in's Ausland bin ich stets abgeneigt gewesen.“

Landrath Rehburg, der, seine Zeitung lesend, am Kamin saß, mischt sich in die Unterhaltung.

„Ich, als Vormund, wäre sehr einverstanden, wenn Martha Bernhard Trostberg mit ihrem „Ja“ beglückte. Das wäre in jeder Beziehung eine gute Partie für sie. Trostberg hat alles um ein Mädchenherz zu ge-

winnen. Seine ruhige Männlichkeit, seine wahrhaft vornehme Art, die Klugheit des Gesichts und der gütige Blick der Augen lassen die Häßlichkeit seiner Züge fast ganz vergessen.

Dabei ist er ein feingebildeter Mensch, voll geistiger Interessen und ein durch und durch zuverlässiger Charakter nach allem, was ich aus der Fellin'schen Gegend von ihm sagen höre. Außerdem begütert, was auch nicht zu verachten ist, in dieser Zeit der erschwerten wirthschaftlichen Verhältnisse und wenn man solch schöne Frau werden wird, wie unsere liebe Martha. Wohl zu begreifen, daß alle diese jungen Schmetterlinge um sie her sind, wie um eine Blume. Sie verspricht einmal ganz ebenso wunderschön zu sein, wie ihre berühmte Mutter!"

"Ja, die war eine vollendete Schönheit. Erinnerst du dich noch, Betsychen, wie sie als junge Frau in Neubad auftrat, Furore machte und . . ."

Damit geht das Gespräch auf ein anderes Thema über.

*

*

Zu Sylvester treffen Nora und ihr Vater ein und mit Sang und Klang ist das neue Jahr begrüßt worden, wobei die Jugend mit Eifer all den von altersher beliebten Spaß getrieben hat, wie Bleigießen, Wallnußschalen schwimmen lassen und dergleichen. In unvermindert angenehmer Weise genießt man die Tage, aber sie lassen sich nicht halten, und mit Bedauern denkt man an das baldige Auseinanderfahren, welches auf den siebenten Januar festgesetzt ist.

"Die schönen Tage von Aranjuez sind jetzt vorüber" — citirt Axel — „in 14 Tagen muß man in Dorpat sein."

"Ich dachte es sei auch da schön, wo im Domgraben ein Haus steht — — hat Axel von Rehburg das wirklich nicht vermißt?"

„Das fragst du doch nicht im Ernste, Gräfin Marie von Savern. Seit er in deiner Nähe weilen darf, ist für den treuen Fridolin jedes Sehnen verstimmt.“

„Bah.“ Marie schnippt mit dem Finger.

„Bitte, keine Complimente, Axel Rehburg, das ist gegen unseren Comment und Fridolin kann sie auf Lager halten, bis sich passendere Gelegenheit findet, sie vor geneigteren Ohren anzubringen.“

Für den letzten Tag des Beisammenseins ist ein ganzes Vergnügungsprogramm zusammengestellt worden und Trostberg trägt es eines Abends, bei der jetzt schon obligaten Bowle, zur Begutachtung vor.

„Am Morgen Glensjagd, unter Betheiligung der Damen, mit nachfolgendem Dejeuner in einer neu-erbauten Forstlei, wo Trostberg sich ein behagliches Jagd-Rendezvous eingerichtet hat. Hierauf Rückfahrt im Mondschein, solennes Diner mit Dreikönigskuchen und Königinnenwahl, und am Abend kleiner Ball, zu dem, außer den Theilnehmern an der Jagd, auch ein weiterer Kreis von Nachbarfamilien eingeladen werden soll, um die genussvolle Zeit in festlicher Weise zu beschließen.“

Alles stimmt jubelnd zu! Marie klatscht voller Begeisterung in die Hände.

„Herrlich! herrlich! wieder einmal gründlich tanzen“

„Wirst du auch schießen, Göttin Diana von Theren, wenn das große Thier die Absicht zeigen sollte, dich auf seine mächtigen Schaufeln zu nehmen und zu entführen, was ich übrigens nicht überleben würde?“

„Ich schießen? Auf ein lebendes Thier? Gewiß nicht! Wie kann Axel Rehburg so etwas unweibliches von mir voraussetzen?“

Als ob man vom Sehen nicht genug hätte. Elisabeth hat schon mal eine Glensjagd hier mitgemacht und erzählte nachher, es sei ein unvergeßlich schöner

Anblick gewesen, als, vom Geschrei der sie umzingelnden Treiber, aufgeschreckt, die mächtigen Thiere durch den weißen, verschneiten Wald gerade auf die Schützenlinie losgestürmt seien, und wenn ich so was zu schauen bekomme, genügt mir das vollkommen.“

Der für die Jagd angesetzte Morgen bricht an, ein kalter, aber klarer Wintertag, und mit lustigem Schellengeläut kommen die zwölf kleinen Schlitten, je mit einem Pferde bespannt, vorgefahren und die Gesellschaft vertheilt sich nach Wunsch und Gefallen darin, zumeist natürlich ein Herr und eine Dame. Gebhard, der zufällig früher von des Hausherrn Plänen Kenntniß erhalten, ist Bernhard Trostberg zugekommen und hat Martha gebeten, sie in seinem Schlitten fahren zu dürfen.

Und die herzliche Art und Weise, in welcher sie seiner Bitte Gehör geschenkt, ihr „Gerne, Gebhard“, hat ihn beseligt und für den Augenblick alle die trüben Nebel des Zweifels an sich und sein Zukunftsglück verscheuht. Noch einmal allein mit ihr! Nichts soll ihm den Reiz der Stunde trüben.

Er hüllt sie in die Pelze und Decken, und dann fliegen sie Pfeilschnell dahin auf der glatt eingefahrenen Bahn, durch die in reinstem Weiß schimmernde Landschaft und die scharfe Luft röthet die Wangen, weckt prickelnde Lust am Leben in den jungen Körpern.

„Wirst du nicht kalt haben, Martha, bei der raschen Fahrt?“ Fürsorglich beugt er sich vor und zieht den Bärenpelz höher über ihre Knie.

„Danke, Gebhard — ich friere ja nie.“

Rosig angehaucht, ein Bild blühendster Gesundheit, sitzt sie an seiner Seite, das kleidsame Wintercostüm und das kostbare Fellmützchen stehen ihr zum Entzücken, die Augen blitzen, der Mund lächelt. Welche Seligkeit, ihre Nähe zu fühlen, ihre klare Stimme zu hören, auf das schöne Gesicht niederblicken zu können, ungestört

durch Beobachtung. Nur mit dem Unterhalten geht es schlecht, wenn man einen Theil seiner Aufmerksamkeit auf sein Pferd richten muß. Pegasus läßt sich zwar willig zwischen Fehmerstangen spannen, aber Gebhard hat doch einige Mühe ihn zu bändigen, weil es dem edlen Blut nicht behagt, hinter anderen Kennern seiner Gattung einhertraben zu müssen. Er tänzelt, wirft den Kopf auf, geht mehrere Mal in Galopp über, aber noch hält ihn Gebhard mit nerviger Hand fest im Zügel, nicht wenig stolz auch hierin sein Können zu zeigen.

„Ist es dir recht, Cousine, wenn wir in diesen Waldweg einbiegen und die Anderen etwas weiter vorausfahren lassen. Pegasus Ehrgeiz trägt schwer daran nicht der Erste im Zuge zu sein. Soviel ich weiß, führt uns diese Spur zu einem Gefinde und von da gelangen wir wieder auf die Kreisstraße, ein kleiner Umweg, den Pegasus Trab schnell ausgeglichen haben wird, — wir erreichen das Ziel nur wenige Minuten später.“

Martha stimmt zu und nachdem Gebhard in der angegebenen Richtung abgelenkt, läßt er sein Pferd im Schritt gehen, um es zu beruhigen.

Hier im Walde ist es zauberhaft schön. Der ganze stille Frieden einer Winterlandschaft umfängt sie. Der Raufrost hat auch die kleinsten Aeste und trockenen Gräser dick verzuckert und das blitzt und flimmert und funkelt und sprüht in buntem Farbenspiel. Auf den Tannen aber, welche mit ihrem ewigen Grün des Winters Schrecken und seine erstarrende Macht überdauern, liegt schwer der frischgefallene Schnee und beugt die Aeste so tief herab, daß die Injassen des Schlittens sich bücken müssen, um durchzukommen.

„Welche Schneemassen — die Sonne wird Mühe genug haben, dieselben fort zu schmelzen,“ bemerkt Martha. „Ist es aber nicht herrlich zu denken, daß

wir die Winter Sonnenwende schon seit einem Monat hinter uns haben und daß in acht Wochen überall die Thaumwässerchen fließen werden.

Als Kinder machte uns nichts solchen Spaß, als solchen kleinen gurgelnden Bächlein die Hindernisse wegzuräumen, — mein Vater kam immer mit und half mit seinem eisenbeschlagenen Stock. Er freute sich auch so daran und erzählte, wie er es als Kind mit seinen Geschwistern ebenso getrieben habe. Wie gerne würde ich wieder einen ganzen Frühling auf dem Lande erleben, aber daraus wird wohl in diesem Jahre nichts.“

„Ihr werdet in's Ausland reisen?“

„Ja, wahrscheinlich schon Ende Februar in die Schweiz oder sogar nach Italien. Tante Rischen soll die Uebergangszeit von Winter auf Frühling vermeiden, ihres Lungenkatarrhs wegen.“

„Und bis dahin bleibt ihr noch einige Zeit in Sessen?“

„Ja und nein. Heute früh haben wir mit Erica herrliche Pläne gemacht. Wir wollen zusammen nach Wolmar fahren, zu den Bällen. Tante bleibt hier und Erica wird uns chaperoniren. Das wird so lustig. Trostberg's wollen auch alle hin.“

Alle Trostberg's. Natürlich, Bernhard Trostberg wird es sich nicht nehmen lassen mit von der Partie zu sein. Ist sie vielleicht schon mit ihm verlobt? Da ist sie wieder, die marternde Eifersucht, und sie läßt ihn alle Vorsicht vergessen.

Mit Gewalt sucht er die Worte zurückzuhalten, die sich ihm übermächtig auf die Lippen drängen, aber wie in einen Wirbelwind widerstreitender Gedanken fühlt er sich hineingerissen, alle Ueberlegung, alle Vorsätze und Vernunftsgründe — der Sturm der entfesselten, jungen Leidenschaft fegt sie hinweg — oh, nur die Gewißheit haben, daß ihr Herz noch frei, daß sie nicht diesen

Trostberg heirathen wird. Hastig beugt er sich vor um ihr in's Gesicht zu sehen.

„Ich flehe dich an, Martha, sage mir nur eins — du mußt es doch schon längst gemerkt haben, ich . . .“

Da ein Ruck, ein Stoß, der Schlitten neigt sich auf die Seite und in weitem Bogen hinausgeschleudert, fliegen seine Insassen in den Schnee.

Ein Rascheln im Dickicht hat den nervösen Pegasus erschreckt.

Die kurze Unachtsamkeit seines Herrn benutzend, hat er einen tüchtigen Satz nach links gemacht -- und der Schlitten ist auf eine Baumwurzel gestoßen.

„Du hast dir doch keinen Schaden gethan, Martha?“

„Nein! ha, ha!“ Sie kann vor Lachen kaum antworten. „Gewiß nicht — im weichen Schnee — ha, ha! Das kam aber unerwartet.“

„Ich bitte dich um Entschuldigung — ich hätte nur besser aufpassen müssen. — Hast du dich wirklich nicht erschreckt?“

„Aber nein, dazu war ja kein Grund. Recht oft umzufallen gehört ja zum Vergnügen einer Schlittenfahrt.“

Und immer noch lachend hilft sie dem Better die Kissen und Decken zusammen suchen, die zerstreut umherliegen.

„Du lieber, unartiger Pegasus.“ Auf Gebhard's Anruf ist Pegasus etwa vierzig Schritt weiter ganz ruhig stehen geblieben und Martha klopft ihm den Hals.

Gebhard hat seine Gefährtin in den Schlitten gehoben und die Zügel ergriffen.

Wie eine Ernüchterung ist es über ihn gekommen. Jetzt heißt es, sein Pferd mit fester Hand bändigen und mit eisernem Willen Fesseln anlegen seinem leidenschaftlichen Verlangen.

Ohne weitere Zwischenfälle geht die Fahrt zu Ende.

Als sie in die Nähe der Forsterei gelangen, wo erst ein Erwärmskaffee „zu sich“ genommen werden soll, kommt ihnen ein Schlitten entgegen und Axel ruft schon von Weitem:

„Nun, wo bleibt ihr? Wir fürchteten, euch sei am Ende etwas zugestoßen mit dem edlen Araberblut und fehrten um.“

Man erzählt ihnen das Erlebnis im Walde.

„Na, ich bin heute auch schon dem Grabe auf Haaresbreite nahe gekommen,“ sagt Axel. „Meine Rosselenkerin hat mich drei Mal umgeworfen, es ist aber . . .“

„Flunkern, gut — Orthographie, schlecht — Herr von Rehburg! Graben sollte es wohl heißen,“ neckt Marie zurück, die ganz wie ein Kutscher, einen Fuß aus dem Schlitten gestreckt, mit fester Hand die Zügel regiert.

Neckisch blizen Axel's Schelmenaugen, als er unbeirrt fortfährt:

„Wirklich ein tolles Thier, diese Mascha. Lebensgefährlich, sich ihr und ihrer Herrin anzuvertrauen, — ich hätte garnicht gedacht, daß solch ein Klepper . . .“

„Aber Herr von Rehburg,“ fährt Marie empört dazwischen — „meine Mascha ist englisches Vollblut — wie dürfen Sie . . .“ — sie stockt und wird dunkelroth.

„Bielliebchen, Bielliebchen.“ Axel ruft es triumphirend.

„Sie sind abscheulich! jetzt schmeiße ich sie wahr und wahrhaftig bei der nächsten Ecke um. Ich wollte doch unbedingt gewinnen, um den grünen . . .“

„Darf ich ihnen denselben nicht auch ohnedem zu Füßen legen?“

„Nein, das wäre mogeln, aber heute Abend wollen wir noch ein Bielliebchen essen, doch nicht auf dieses dumme „Du“ — da verschnappt man sich zu leicht. Thilde hat mir von einer sehr lustigen, anderen

Art erzählt, die sie im Auslande kennen gelernt hat; so wollen wir es auch machen. Jeder muß ein grünes Blatt tragen — es können auch Tannenästchen sein, — und der, welcher beim Zusammentreffen keins vorweisen kann, hat verloren.

Ich nähe mir in Dorpat ein Epheublatt an jedes Kleidungsstück und an den Hut, und da gewinne ich sicherlich," lacht sie schon wieder ganz vergnügt, „denn wo werden sie immer an Blätter denken."

Für die Rückfahrt hat Erica ein allgemeines „changez les dames“ commandirt und das Loos hat zu entscheiden.

„Es ist ganz gut so," denkt Martha, als sie in Kiesen's Schlitten steigt. „Ich glaube wirklich, der arme Junge wollte mir eine Erklärung machen."

Das Diner, durch einige amüsante Reden gewürzt, und das den Tag beschließende Tänzchen verlaufen dem Programm gemäß.

Leicht wie eine Feder fliegt Marie aus einem Arm in den anderen und sie genießt das seltene Vergnügen mit voller Hingabe. Am bequemsten tanzt ihr aber doch Axel und sie strahlt vor Entzücken über das ganze Gesichtchen, als er sie feierlich zum Cotillon engagirt.

„Ich könnte ganze drei Tage durchtanzen," äußert sie im Laufe des Gesprächs. „Im Sommer werde ich confirmirt und zum nächsten Landtage nimmt Papa mich mit — das hat er versprochen. Und nicht wahr, dann werden doch immer Subscriptionsbälle arrangirt — im Schützenaal? Elisabeth und Ihre Cousinen haben mir soviel davon erzählt. Es muß ja himmlisch sein in solch großem Saal zu tanzen."

„Ja, Fräulein Marie, Hochedle von Theren, wenn ich erst Assessor am Landgericht bin, arrangire ich für Sie einen Ball, der überhaupt garnicht aufhört."

*

*

*

Die Weihnachtsglocken sind verklungen. Dorpat hat wieder seine Semesterphysiognomie und das ganze Studentenleben geht seinen regelmäßigen Gang.

Die Fleißigen liegen ihren Studien ob, die Faulen haben hundert Gründe, um ihre Collegia zu schwänzen und ihren Büchern den Rücken zu kehren.

Wieder hat der Oidemann, dieses Mal Axel, der Livonia eine Schaar Füchse zugeführt und eine neue Woge schäumender Jugendlust und Burschenfidelität brandet in den Straßen der Universitätsstadt.

In der Livonia haben mehrere Wahlen stattgefunden. Max ist zum Muffenvorsteher substitut ernannt worden. Diese Neuigkeit muß als Erste natürlich Marie erfahren und so stürmt er eines Tages mit dem Rufe „Hurrah, hurrah! ich bin Muffenvorsteher substitut,“ in den Salon der Verwandten, wo Marie gerade ihre Tonleitern übt. Sie springt freudig erregt auf.

„Ich gratuliere, ich gratuliere, Bruderherz. Der erste Posten! Viel ist es ja nicht, aber „semper gradatim“, ich sehe dich noch als Senior, ich habe es geträumt. Und ist noch Jemand anderes ernannt?“

„Ja. Erich ist dritter Chargirter geworden, Paul Rehburg Burschenrichter u. s. w. Ich erzähle dir unterwegs davon, jetzt wollen wir auf die Schlittschuhbahn. Deine Verehrer warten schon sehnsüchtig auf dein Erscheinen, Donnerer kann es kaum erwarten dir die Schlittschuhe anzuschmallen.“

Als Erwiderung lacht sie ein kleines, lustiges Lachen.

„Ha, ha! Verehrer ist gut! Ein Student, solch ein Milchbart. „Nur die ausstudirten Jünglinge kommen in Betracht,“ sagt Ida Walldorf, und sie hat ganz recht. Das ist doch kein épouseur, ein Student, bloß ein grüner Junge.

Darum habt ihr, in richtiger Selbsterkenntniß ja auch eure Mützen in dieser Farbe gewählt . . .“

Uebermüthig blißen ihre Augen ihn an und wäh- rend er sie mit einem „du Erzhelm, das verlangt exemplarische Strafe“! zu haschen sucht, ist sie wie ein Blitz aus dem Zimmer gehuscht.

Für ihre Toilette braucht sie nie lange Zeit — in fünf Minuten ist sie wieder da und greift nach ihrer Pelzmütze.

„Nun und Elisabeth?“

„Hausmütterchen läßt dich herzlich grüßen. Sie hat einen Riesenschupfen und Dufel hat sie in's Bett gesteckt — er sagt, ihr Husten müsse energisch bekämpft werden.“

„Schade, daß sie nicht mitkommen kann, es ist heute so schönes, stilles Wetter.“

Die Sonne steht blaß am dunkelblauen Himmel, ihre Strahlen leuchten, aber wärmen nicht — ein kalter, aber herrlich klarer Wintertag erfreut die Sinne, nach stürmischen Wochen voll Flockengeriesel. Munteres fröhliches Treiben herrscht auf der hübschen Schlittschuh- bahn im botanischen Garten.

Alle Altersklassen, aber besonders viele Studenten, tummeln sich hier als Anhänger dieses gesunden Winter- sports und manch junges Herz kommt in Gefahr sich zu verlieren, an ein anmuthiges Fräulein, oder einen der fixen Jungen, welche hier auf blankem Schlittschuh dahingleitend, ihre Grazie oder ihre Geschicklichkeit zeigen.

Durch die Bewegung in der scharfen Luft rosig angehaucht, sehen die vielen blühenden Mädchengesichter noch hübscher aus und ein regelrechter Flirt entwickelt sich hier und da, trotz der Argusaugen der beobachtenden Mütter und Tanten, sowie begleitender Gouvernanten.

Ein Knie ritterlich gebeugt, wird hier der Dame des Herzens der Stahlschuh an das zierliche Füßchen

geschmalt — dort werden, Hand in Hand, kunstvolle Bogen geschwungen und den herzwarmen Druck der Finger verbirgt der Muff.

Auch auf dem Stoßsichlitten Platz zu nehmen, hat manch Curmacher das Object seiner Schwärmerei ersucht und die Holde, halb umgewendet, sieht lächelnd auf zu den sprechenden Lippen und noch sprechenderen Augen und erröthet bei den feinen Complimenten mit denen die feurige Bewunderung sich einen Ausweg schafft.

„Es ist wohl ein zu himmlisches Vergnügen,“ sagt Marie wieder einmal ganz enthusiastisch. „Komm, Max, jetzt machen wir Segelfahrt.“

Und der liebenswürdige Bruder, den kein Herzensinteresse anderweitig fesselt, ist gern der Cavalier seines anmuthigen Schwesterchens.

Sie läuft ausgezeichnet, sicher und graciös.

Mit weichem Wiegen gleitet ihr zierlicher Körper dahin, und manch ein Auge blickt ihr neidisch oder entzückt nach.

„Wo nur Axel Rehburg heute bleibt?“ meint sie nach einer Weile, als sie, um auszuruhen, auf einer Bank Platz genommen.

„Ich begreife auch nicht, wo er hingerathen ist — er war schon auf dem Wege hierher,“ erwiedert Max.

Plötzlich färbt heiße Gluth Marie's Wangen. Aus dem Häuschen kommend, wo er sich die Halifax angeschmalt hat, läuft ihnen gerade der Besprochene entgegen.

„Vielleicht hat er es vergessen!“

Mit scharf spähendem Ausdruck mustert sie den Näherkommenden.

„Herr von Rehburg, Sie haben kein Blatt?!“ fragt sie eifrig.

„Doch, gnädiges Fräulein!“ Lächelnd schlägt er den Aufschlag seines Jaquetts zurück.

Ein Zug von Enttäuschung fliegt über das rosige Gesicht.

„Sie sehen, ich habe doch ein ganz gutes Gedächtniß.“

„Ich noch ein besseres, das will ich Ihnen beweisen,“ giebt sie zurück. „Diesmal muß ich gewinnen, so wahr ich Marie, Edle von Theren, benamset bin.“

„Ja,“ denkt Axel, „so soll es sein, denn ich lasse dich gewinnen, du reizendes Kind, aber vorsichtig muß ich es einfädeln, sonst erräth sie die Absicht und das verzeiht sie mir nie, das ehrliche Geschöpf.“

Laut neckt er: „Vielleicht aber haben Sie es schon verloren, Fräulein Bielliebchen, wo tragen Sie heute den Delzweig?“

„Da, sehen Sie — ein fest angenähtes Epheublatt, das hält paar Tage. Aber jetzt wollen wir laufen!“

„Ja, à trois unsere schönsten Bogen schneiden. Das macht uns hier doch keiner nach.“

Die Dame zwischen sich nehmend verschlingen sie die Hände und gleiten die Bahn ein paar Mal auf und ab.

„Ah! da kommen die Walldorfschen Damen!“

Zwei schlanke Blondinen in geschmackvollen Wintercostümen, zeigen sich in Begleitung einer älteren Dame an Eingange der Bahn.

Marie's forschender Blick streift Axel's sich belebendes Gesicht.

„Nun, fliegen Sie doch entgegen, Herr von Rehbürg, wir kommen langsamer nach.“

Amüsirt giebt er ihren Blick zurück.

„Ihr Wunsch ist mir Befehl! Ich sehe, Sie wollen mich los werden.“

Seine elegante Gestalt enteilt in der Richtung des Häuschens.

Mit einem ihr ganz ungewohnten Gefühl sieht Marie ihm nach.

„Max! — Gefällt dir eigentlich Jda Walldorf?“

„Nicht besonders! Ich finde sie albern!“

Eine Pauze. Marie macht sich mit ihrem Muffband zu schaffen.

„Glaubst du, daß Axel Rehburg sehr für sie schwärmt?“

„Axel? Ich weiß nicht — der muß immer Jemand anflirten. Ob das aber sehr tief geht, ist eine andere Frage. Er ist ein rechter Schmetterling — ander Städtchen, ander Mädchen.“

„Schmetterling!?“ denkt Marie und empfindet plötzlich einen ganz kleinen Stich im Herzen. Aber dieses Gefühl von Verstimmung dauert nicht an, denn gar bald ist er wieder an ihrer Seite und schlägt vor: „Sollen wir zur Abwechslung einmal Quadrille auf dem Eise tanzen, oder machen wir, wie neulich, eine lange Kette?“

„Ja, ja,“ jubilirt Marie, „und ich komme ganz ans Ende und fliege wieder in einen Schneehaufen wie vorgestern, das war zu herrlich.“

Voll Begeisterung über das genossene Vergnügen tritt sie ein paar Stunden später an Elijabeth's Bett. Ihr ganzes Gesicht sprüht von Schelmerei.

Mit ein paar feierlichen Verbeugungen und Hofknixen legt sie ein Paquet, dicht an die Füße der Schwester.

„Mit seinen ehrfurchtsvollsten Grüßen jendet dero, in respectvoller Verehrung ersterbender, Ritter ohne Furcht und Tadel Euro Gnaden diese Pergamente, so da große und gelahrte Köpfe, die vom Geiste inspirirt waren, verfasst haben — und hoffen, daß Hochdero durchlauchtigste Nase bald befreit sein würden, von Hochdero pein samen Schnupfenfieber.“

Elijabeth lächelt amüsirt. „Das geht wohl auf Gebhard Rehburg. Wenn du ihn nächstens triffst, danke ihm für die Bücher und die Grüße.“

Sie öffnet das Paquet.

„Ah! da sind die Firccks'schen Gedichte, die er mir versprochen hatte. So wunderjchöne Gedichte von ihm hat er mir neulich vorgelesen.“ Sie blättert in dem dünnen Band. — „Da ist das eine, hör nur wie wunderhübich:

„Ich kann's nicht glauben von der Liebe,
Nein, sie betrügt die Herzen nicht,
Es wär zu traurig hier auf Erden,
Wenn sie nicht hielt, was sie verspricht.
Und sollt' es wahr sein, daß sie Kummer
Und Noth uns bringt und Herzenspein,
Was braucht man drum sie zu verschwören,
Man kann ja dulden und verzeih'n.
Und sollt's auch wahr sein, daß sie Jeden
Zum Thoren macht, so Weib als Mann —
Ich wollt', ich könnt es selbst erfahren,
Damit ich's besser glauben kann.

„Ja, recht hübsch, aber du weißt, ich habe nicht viel übrig für poetische Seelenergüsse. — Aber hier sind auch Theaterstücke. Dafür schwärme ich.“

Marie greift nach einigen Reclam's.

„Wollt ihr eines aufführen? Das wäre lustig. Ich spiele gerne mit, als schnippijche Kammerzose oder so was.“ Sie liest die Titel.

„Mora oder das Puppenheim.“ Das muß hübsch sein. Ich möchte wissen, wie viel Puppen diese glückliche Mora wohl hat.“

„Aber, Marie, sei doch nicht kindisch, das ist ja die berühmte Mora von Jbsen.

„Wie soll ich das wissen“ — erwidert Marie mit tiefster Entrüstung.“ Es steht ja nicht auf dem Deckel geschrieben und in der Literaturstunde hat uns Fräulein Ange noch nichts von einem berühmten Jbsen erzählt.“

„In Sessen wurde doch von dem Stück gesprochen und ich bin so gespannt es zu lesen. Man stritt

soviel darüber, ob Nora das Recht hat Haus und Kinder zu verlassen, weil der Mann sie so tief verletzt hat.“

Marie macht große Augen.

„Was ist da noch zu streiten. Warum, wenn er ein Gräuel ist, schmeißt sie denn nicht lieber ihren Mann hinaus, diese „berühmte Nora“ und bleibt selbst bei ihren Kindern. —

So hätte ich es gemacht!“ schließt sie mit der ihr eigenen Bestimmtheit im Ton.

* * *

Elisabeth kann ihre Grippe nicht los werden trotz der energischen Maaßregeln des Onkels. Eine Woche hat sie das Bett, längere Zeit danach auch das Zimmer hüten müssen, aber sie hustet noch immer stark und besorgt blickt der Professor auf seine Lieblingsnichte, die so müde blickt und sich garnicht erholen will.

„Kind, Kind, du wirst mir doch nicht bleichsüchtig werden, so daß ich dich im Frühling nach Elster oder Schwalbach schicken muß. Für's erste darfst du mir aber bei dem bösen Wetter nicht hinaus, bis der Husten ganz geschwunden ist.“

Der Februar hat scharfe Kälte gebracht und ein eisiger Nord fegt die Straßen.

So sitzt Elisabeth wieder viel am Clavier oder auf ihrem Plätzchen im Wohnzimmer, mit Lectüre, Malerei, Handarbeiten beschäftigt. Doch ihre Gedanken schweifen so leicht ab und ihr ist immer als vermisse sie etwas.

„Ich lehn im offenen Gemache —

Es ist die Stunde still und spät ---

Wie einsam geht der Tag vorüber,

Der ohne dich vorübergeht.“

Wie diese Verse ihrer Stimmung entsprechen. Warum ist Gebhard in der letzten Zeit so selten ge-

kommen? Freilich, ihr Unwohlsein ist schuld, daß sie ihn seltener gesehen als wohl sonst. Seltener? Er war ja mit Max vor fünf Tagen zum Thee da. Fünf Tage sind aber lang, wenn man sie zählt, und sie vermißt die Gespräche mit ihm, die langen, in die Tiefe gehenden. Sie sind ihr ein Bedürfniß geworden, mehr als sie selbst es ahnt. So gut verstehen sie einander in all den ernstesten Fragen des Lebens, tauschen so gerne ihre Meinungen aus über Welt und Dinge, disputiren über Bücher — nie fehlt es ihnen an Gesprächsstoff, und solch sicheres Gefühl ist in ihr, als müßte er immer alles verstehen können, was sie bewegt in frohen und ernstesten Stunden.

„Wie einsam geht der Tag vorüber,
Der ohne dich vorübergeht.“

Eine Drochke raffelt vor das Haus. Der Injasse blickt zum Fenster empor, an dem sie sitzt, ein grüner Deckel hebt sich grüßend.

Da ist er ja, mit dem ihre Gedanken sich beschäftigten. Eine feine Röthe steigt in ihre Wangen, aber sie ist schon wieder verläßt, als er in's Zimmer tritt.

„Ich komme nicht gleich näher, Fräulein Elisabeth, bleibe ein Weilchen hier in der Nähe des Ofens, um mich zu erwärmen. Es ist bitter kalt draußen. Ihre Verwandten sind wohl zu beneiden, um diese Wohnung, die immer so köstlich warm ist.“

Wir sind in unserer Bude schon halbe Eiszapfen geworden und ich wundere mich, daß wir nicht schon einmal mit abgefrorenen Nasen erwacht sind. Wirklich, man wohnt zu schlecht hier.

Wir sind wahrlich in Krakenorm nicht verwöhnt, wo im Sommer der Regen hineintropft und im Winter der Schnee durch die Ritzen hineingeblasen wird, aber die Defen heizen immerhin ganz gut und man hat Fellteppiche, um sich die Füße warm zu halten,

während hier — zum Alkoholiker könnte man werden, nur aus Wärmebedürfniß.“

Während Gebhard dieses sagt, hat Elisabeth forschend zu ihm hingeblickt. Es ist etwas Gezwungenes in seinem Wesen und seiner Sprechweise.

„So, jetzt darf ich Sie wohl begrüßen und fragen wie es Ihnen geht. Hoffentlich besser.“

Sie schütteln sich freundschaftlich die Hand und er nimmt seinen gewohnten Platz ihr gegenüber ein.

„Sie hatten gestern einen stürmischen Convent?“

Statt zu antworten fragt er zurück: „War Max schon hier?“

„Nein, aber ich sehe es Ihnen an, daß etwas Sie erregt hat. Immer die Opposition in der Duellfrage?“

„Zum Theil, ja.“ Zwischen seinen Brauen zeigt sich eine Falte. „Wenn man glaubt ein Feuer angefaßt zu haben und auf die leuchtende Flamme rechnet, dann ist sie plötzlich ausgelöscht, weil man den Blasebalg nicht immer gehandhabt hat, oder weil von anderer Seite ein Strahl kalten Wassers die Gluth niederzischt.“

Jugend ist zündfähig, aber leider ist's so häufig nur ein Strohfeuer. Es flammt auf — und erlischt.“

„Dann blasen Sie es auf's Neue an.“

„Lohnt es sich überhaupt, so frage ich mich . . .“

„Gebhard, Sie muthlos? Das darf nicht sein!“

„Dürfte nicht und ist. Im vorigen December glaubte ich wenigstens die Livonia soweit zu haben, daß mir der Sieg über den von der Curonia und Fraternitas Rigensis vertretenen Standpunkt sicher schien, und nun sind mir im eigenen Lager neue Gegner gewachsen, gefährliche, wie Ecken und andere, fluge Köpfe und scharfe Zungen, die ihre Meinung zu vertheidigen wissen. Mit Spott und Sarkasmus erreicht man immer viel, gewöhnlich mehr, als mit glü-

hender Begeisterung. Das heißt dann Ueberschwang, wird laut und leise verlacht."

Eine Weile sind beide stumm.

Gebhard hat eine Scheere vom Tisch genommen und schnitzelt an einem Stückchen Papier herum.

Da legt Elisabeth mit bittender Geberde die Hand auf seinen Arm und ihn mit seelenvollen Augen anblickend, sagt sie leise:

"Verzagen Sie nicht, ob früher oder später, das Gute bricht sich Bahn, denn es läßt sich wohl zurückdämmen, aber nicht aufhalten in seinem Siegeslauf."

In der Thür zu seinem Cabinet erscheint die Gestalt des Professors. Mit einem wohlwollenden Lächeln begrüßt er Gebhard.

"Freut mich, Sie zu sehen, lieber Rehbürg. Ich hörte Ihre Stimme und will auch meinen Theil an Ihrem Besuch haben — kommen viel zu selten, z. B. so ganz sans façon zu Tisch. Und dann habe ich hier ein Buch, das müssen Sie unbedingt lesen. —

Es betitelt sich: „Das Inventarium einer Seele“ von Bertha von Suttner, ein mir bis jetzt ganz unbekannter Schriftstellername! Eine geistreiche Plauderei, ganz vortrefflich geschrieben, und sie sagt, da Dinge gegen den Krieg — wirklich sehr gut. Ja, die Frauen müssen Vorkämpferinnen sein der Ideen, welche die Menschheit auf eine höhere, ethische Stufe führen werden.

Sie, die Mütter, können und sollen den ersten Keim in die Seelen ihrer Söhne pflanzen, die heilige Entrüstung gegen alles, was an die Rainschat erinnert, sei es nun Krieg oder Duell.

„Heiliges Tödten“, das jagt keiner, die Dissonanz zwischen den beiden Begriffen ist zu schrill, aber „heiliger Krieg“, das klingt noch so anfeuernd patriotisch und Gott ist mit dem Sieger, auch wenn er über Tausende und Abertausende von Leichen schreitet.

Sie wissen die Idee der allgemeinen Abrüstung, des Weltfriedens, das ist auch eines von meinen Steckenpferden. Krieg, das ist das Duell zwischen zwei Völkern, und warum sollte es nicht einmal zu Ehrengerichten für Fragen des internationalen Rechts kommen können, zu Schiedsgerichten, welche die furchtbarste Geißel der Menschheit, mit ihrem Gefolge an gestörter Kulturarbeit, Erweckung barbarischer Instincte, Vernichtung des Lebens und Guts von Millionen endgiltig abschaffen würden.

Und mir scheint, ich sehe es dämmern, hier und dort erheben sich Stimmen und sie werden sich mehren. Ein Kapitel in dem Suttner'schen Buche handelt auch von dieser Frage der Abrüstung.

Aber, um von der Zukunft in die Gegenwart zurückzukehren — was macht der Krieg im Wasserglase bei Ihnen, junger Freund. Es wird brav gefochten, wie ich höre, puncto Pistolenduell. Tagt es schon in den hitzigen jungen Köpfen?"

Gebhard referirt, tiefe Bitterkeit im Tone und schließt mit den Worten:

„Vielleicht wird ein anderer mehr erreichen.“

„Nur nicht den Muth verlieren, junger Freund, und fest an bessere Zukunft glauben. Langsam nur kann sich wandeln, was tief eingewurzelt in den Anschauungen liegt.“

Um zu begreifen, daß Muth sich offenbart hundert Mal mehr im Abbitten einer Beleidigung als im Losfeuern einer Pistole oder Schwingen einer blanken Waffe, dazu ist Entwicklung nöthig, eine ganze Stufenleiter geistiger Reife.

Darum müssen Generationen an dem Untergraben von Vorurtheilen arbeiten, an dem Aufrichten neuer Prinzipien.

Aber wenn jeder von uns nur sein Samen Korn säet, so ist das nicht umsonst. Auch die Gedankenfaat

vermehrt sich nach ewigen Gezeiten. Zwar die einen fallen auf dürren Boden, die anderen verweht der Wind, aber die, welche auf Ackerboden fielen, tragen hundertsältig, und das geht weiter und weiter, bis ein ganzes Feld reif ist zur Ernte.“

Die Entréeglocke schlägt an — dann klingelt es noch einmal sehr anhaltend und energisch.

„Das ist Marie, die ungeduldig wird“, bemerkt Elisabeth.

„Sawohl, das ist unverkennbar die kräftige Hand deiner lieben Schwester“, lacht der Professor und schießt sich an in's Vorhaus zu gehen, aber die Köchin öffnet schon. Man hört Marie's helle Stimme ausrufen: „Endlich, Lina!“

Die Thür zum Wohnzimmer wird eilig aufgestoßen und mit jubelndem: „Ich hab' sie, ich hab' sie!“ stürmt sie herein, einen Carton umherichwenkend — „und ich bin so froh, so schrecklich froh.“

„Was giebt's denn, Fräulein Quecksilber?“ fragt der Onkel.

„Mein Gewinnst, mein Bielliebchengewinnst!“

„Ah! da bin ich wirklich gespannt“, interessiert sich Elisabeth. „Jetzt wird man doch endlich erfahren, was das so streng behütete Geheimniß verbarg.“

„Ja. Nun ist der große Augenblick da, aber macht erst die Augen zu, ordentlich. Onkelchen, du auch. Herr von Rehburg, auch Sie! Bitte, bitte. Und nicht mogeln, durch die Finger sehen! Elisabeth, nimm lieber ein Taschentuch.“

Man hört ein Rascheln von geöffnetem Papier.

„Wartet noch ein kleines Bißchen, mir fehlt etwas.“

Eilig wirthschaftet sie in Elisabeth's Arbeitskorb herum.

„Hast du keine Stecknadeln? Ah, hier! — ja, noch eine Viertelminute.“

Die Secunden dehnen sich, aber die drei halten ganz gehorsam Hände und Schnupftuch vor's Gesicht gedrückt.

„Jetzt! Los!“ kommandirt Marie triumphirend. Elisabeth öffnet die etwas geblendeten Augen.

Vor ihr steht die zierliche Gestalt der Schwester und auf ihrem grauen Tuchkleid schimmert, von rechts nach links, quer über die Brust gelegt, das dreifarbigte Band der Livonen — auf dem braunen, lockigen Haar, recht feck auf die Seite gerückt, sitzt der grüne Deckel derselben Corporation.

„Hübsch was? Steht mir gut, nicht wahr?“

Dann sich vor Gebhard stramm aufstellend, sagt sie launig:

„Habe die Ehre mich als Nussenvorsteher vorzustellen.“

Lachend schüttelt Gebhard ihr die Hand.

„Freut mich sehr, Commilitone Theren, von dieser Ernennung zu hören, aber wann hat sie stattgefunden? Steht, meines Wissen's nach, nicht im Protokoll.“

Marie wendet sich zum Dunkel und sagt feierlich „Rector magnificus! Jetzt bin ich auch juvenis ornatissimus und bitte mich in Universitate zu recipiren.“

Plötzlich wechselt sie die Stimme:

„Und wenn du das nicht thust — bist du gefordert.“

„Ach du Erzracker“, schmunzelt der Professor.

Marie ist schon wieder in einer anderen Ecke, steht vor dem Spiegel.

„Sie steht mir aber wirklich fein — nun muß ich mich gleich Tante zeigen.“

„Servus, meine Herrschaften.“ Sie macht eine tiefe, herrenmäßige Verbeugung und tänzelt aus dem Zimmer.

„Meine Fahn' ist roth, grün, weiß,
Mein Herz für Livonia flammend heiß.“

Amüßirt blicken die Zurückbleibenden ihr nach und sehen sich dann lächelnd an.

„Wie sie, so im grünen Deckel, Max gleicht“, meint Elisabeth.

„Und in beiden ist auch derselbe prächtige Charakter, die offene, gerade Art, welche etwas so Vertrauenerweckendes hat“, setzt Gebhard fort.

„Ja, bei all dem tollen Uebermuth sind es treue gesinnungsstarke Naturen“, bestätigt der Professor.

„Nach äußerem Schein urtheilend, hält man Max leicht für einen losen Vogel, aber er ist doch zuverlässiger, als mancher andere, der herumgeht, wie aus Bronze gegossen, das weiß ich längst“, sagt Gebhard warm werdend.

An den ersten gefährlichen Klippen des Studentenlebens ist er glücklich vorbei, der Gefahr des Verbummelns ist er entronnen, und er wird ein tüchtiger Sohn Livlands werden, in jeder Beziehung. Nicht unnütz Trübsal blasend und pessimistisch Grillen fangend, sondern sich ruhig bemühend, da wo er steht immer Besseres zu leisten, Gutes zu fördern, wo es Noth thut seine ganze Persönlichkeit einzusetzen.

Und in Bälde kann er hoffentlich in der Livonia zu Ende führen, was ich in Gang gebracht -- ich habe ihm schon gesagt, die Fahne vertrau' ich ihm an, jetzt, wo ich von meinem Posten, als I. Chargirter, zurückgetreten bin.“

„Sie sagen das nicht im Ernst, Gebhard Rehbürg“, ruft der Professor.

„Sie sind nicht . . .“

„Mehr Senior — ja, so ist's Fräulein Elisabeth. Ich konnte mir nicht Kompetenzüberschreitung vorwerfen lassen und habe gestern feierlich abgedankt.“

„Also das war der Grund seines veränderten Wesens,“ denkt Elisabeth. „Leicht wird ihm dieser Schritt nicht geworden sein.“

„Das ist aber wirklich schade,“ sagt bedauernd Professor Dohrenberg.

„Für mich hat es auch sein Gutes. Ich werde mit mehr Ruhe und größerer Concentration zum Examen arbeiten können. Im Mai möchte ich mein zweites Drittel absolviren. Und Studium und Seniorchaft sind nicht ganz leicht zu vereinigen.“

Dann, als wolle er quälende Gedanken abschütteln, fragt er unvermittelt:

„Wie hat Ihnen „Brand“ von Ibsen gefallen, Herr Professor?“ und bald sind alle drei in ein eifriges Gespräch über die neueste skandinavische Literatur verwickelt, welches noch bis nach dem Mittagessen — die Frau Professorin läßt bald dazu auffordern — fortgesetzt wird.

* * *

„Baldur, du mußt auch mitkommen!“

Riesen, einen Brief in der Hand, tritt zu Gebhard, der, den Kopf in die Hände gestützt ein Kapitel aus den Pandecten memorirt.

„Wohin denn?“ fragt er aufsehend.

„Da lies! Eine Einladung von den Merse's, ich soll einen Podrett nach Fellin arrangiren, nette, tanzlustige Livonen mitbringen und natürlich kommst du als Nr. 1 obenan auf die Liste.“

„Verlockend, Hermann, schrecklich verlockend, aber bedenke meinen Schwur „Nichts anderes als Studiren.“ Non possumus — das reißt mich zu sehr heraus. Bei dir kommt es ja nicht so sehr darauf an, aber ich muß es schon über's Herz bringen, euch ohne mich abfahren zu sehen. Wenn ich mich überhaupt entschließe etwas zur Auslüftung meines Schädels zu thun, so fahre ich vielleicht Anfang März nach Reval. Das oftet mich 2—3 Tage und ich habe es Hellen schon längst versprochen.“

„Noch eins, um dich Reval abspenstig zu machen. Großmama schreibt mir, deine Cousinen Thilde und Martha kämen auch bald nach Fellin . . .“

Gebhard fühlt einen stechenden Schmerz am Herzen — ganz nah von Fellin liegt Bernhard Trostberg's Gut. „Mache es mir doch nicht noch schwerer „Nein“ zu sagen, Riesenbär. Die Versuchung ist wahrlich groß genug, aber für dieses Mal muß ich schon verzichten. — Es ist vernünftiger, richtiger so.“

Und dabei bleibt es, obgleich es ihm nicht wenig Ueberwindung kostet, Riesen, Max, Sandern, Eken und andere an einem klaren Februartag in den großen Postschlitten steigen zu sehen, und sich ihnen nicht zugesellen zu dürfen.

Uebermächtig packt ihn im letzten Augenblick die Lust, den gefaßten Entschluß einfach über den Haufen zu werfen! — Dazu ist man jung, um auch mal inconsequent zu sein, über die Schnur zu hauen. Aber nein! gesagt ist gesagt. Er weist alle Ueberredungsversuche der Freunde ab mit einem: „Amüsirt euch gut und schreibt mal, wenn ihr Zeit findet, was alles los ist.“

Fleißig liegt er seinem Studium ob und kommt auch ein gutes Stück vorwärts, — läuft mit Marie Theren und Jda Walldorf Schlittschuhe, hat, hin und wieder, ein Plauderstündchen mit Elisabeth, auch die Dorpater Geselligkeit sieht ihn ein paar Mal, dann, in den ersten Tagen des März fährt er mit dem Senior der Estonia nach Reval.

Er wird überall freundlich aufgenommen, lernt viele liebenswürdige Menschen kennen, und manch neuer Gesichtspunkt eröffnet sich ihm, in anregenden Gesprächen mit tüchtigen Landwirthen und strebsamen Neuerern auf dem Gebiete industrieller Unternehmungen.

Mit dem Nachmittagszuge wieder in Dorpat eintreffend wird er von Dros stürmisch begrüßt und findet alles zu seinem Empfang bereit.

Die neue Aufwärterin, Carlina, ist eine brauchbare Person, hält die Wohnung rein und ordentlich, giebt den Hunden regelmäßig das Fressen, kurz sorgt nach besten Kräften für das Behagen ihrer „Tudings.“ Sie hat schon den Tisch gedeckt und holt jetzt aus der Küche eine warme Speise, an der sie viel Sorgfalt verwandt hat. Das beste Stück Fleisch hat sie beim Schlächter ausgesucht, um ihrem lieben „Gebharderra“ seine Lieblingspeise herzustellen.

Brod und Butter, Käse, Bier und weichgekochte Eier stehen schon auf dem reinen Tischtuch. Es sieht alles sehr einladend aus und nachdem er sich vom Reifestaub gesäubert, macht Gebhard sich mit Appetit an all die guten Sachen.

Carlina bringt den Thee und watschelt dann an den Schreibtisch.

„Atte fast vergessen. Jer sind auch Briewe. Ab sie hunter dickes Buch gelegt, damit nicht verframt werden.“

„Drei Briefe.“ Gebhard lehnt sich in seinen Stuhl zurück.

„Ah, von Nora und endlich einer von Mama. Und eine Karte aus Fellin. Nett von Max mich theilnehmen zu lassen an ihren Erlebnissen. Laß doch sehen, was er schreibt. So, Riesen fährt auf einige Wochen nach Riga.“

Nun öffnet er der Mutter Brief.

„Mein Herzenssohn.“

Lange habe ich dir nicht geschrieben, ich konnte nicht die Feder führen und nur Nora hat dir in meinem Namen danken können. Und doch thue ich es so gerne selbst, denn was mir deine Briefe sind, mein Sohn, das weißt du längst und daß du, trotz Examensarbeiten und sonstigen Abhaltungen Zeit findest deine alte Mama mit langen Plauderbrieffen zu erfreuen, du

mein treues Kind, das danke ich dir immer wieder aus vollster Seele.

Mit welcher Ungeduld erwarte ich stets die Mittwochspost. Ich finde es so hübsch, daß du mir gerade am Sonntag schreibst. Viel Kirchengehen gehört ja wohl nicht zu den Tugenden eines Studenten, aber ich bin überzeugt, jede gute That gilt vor dem lieben Gott soviel, wie ein Gebet, und vor Ihm und Seiner Gnade werthet eine Freude, die man seinen Mitmenschen bereitet, höher als ein Sitzen in der Kirche, bei dem man seine Gedanken aus derselben weit hinausschweifen läßt.

„Was ihr den Geringsten unter euch gethan, das habt ihr auch mir gethan,“ spricht der Herr.“

Gebhard wendet das Blatt — ein späteres Datum.

„Sehr unwohl war ich wieder eine Woche lang. Die böse Kälte hat mich sehr mitgenommen, das dumme Herz macht mir viel zu schaffen, auch schlimme Nervenschmerzen — so blieb der angefangene Bogen liegen, aber dafür kann ich dir gleich heute mittheilen, daß...“

Er liest und liest und plötzlich wird sein Blick starr, die Finger, welche den Bogen halten erzittern, krampfen sich über dem Blatt zusammen, der Herzschlag stockt. Er wird leichenblaß, dann fluthet die Blutwelle jäh in's Haupt zurück, ein rother Nebel flimmert vor seinen Augen.

Er wischt sich mit der Hand über die Stirn.

Reißt ihn ein Spuck, oder hat er es wirklich gelesen, steht es da, schwarz auf weiß, auf diesem kleinen Stück Papier, welches so leicht wiegt und ihm schwer dünkt, wie eine Centnerlast, daß er es nicht wieder bis zu den Augen heben kann.

Sein Herz pocht wie rasend, in seinen Schläfen hämmert das Blut, er athmet tief, ringt nach Luft. Mühsam erhebt er sich, um an's Fenster zu gehen, aber ein Schwindel packt ihn — er taumelt bis zu seinem Schreibtisch und läßt sich schwer in einen Stuhl nieder-

finfen. Den verhängnißvollen Brief läßt er fallen — zerfchnitten liegt er vor ihm und er ftarrt darauf nieder, unfähig fich zu rühren.

Auffchreien möchte er, und doch ift ihm als packe ihn etwas an der Gurgel, als fchwinde ihm das Bewußtfein, aber keine barmherzige Ohnmacht umfängt die bis auf's Neufferfte gefpannten Sinne, giebt ihm Vergessen, oh, nur auf Secunden vergessen deffen, was er gelesen, und was fich mit glühenden Lettern eingebrannt in feine Seele. „Martha hat fich verlobt.“

Immer fieht er nur diefe vier Worte vor fich.

In Gedanken, mehr als einmal, hat er fich ja fchon die Möglichkeit diefes Ereigniffes dargeftellt, aber fiegreich hatte noch immer die blühende, junge Hoffnung alle Zweifelsgedanken überwunden, immer wieder hatte er fich damit beruhigt — fie ift ja noch fo jung!

Und jetzt ift fie Bernhard Troftberg's Braut! Lange hatte die Mutterhand gezögert, ob fie ihm mittheilen folle, was ihn, fie ahnte es, fchmerzlich treffen würde. Aber einmal mußte er es doch erfahren — da war es noch, beffer, es gefchah durch fie, in einem Brief, den man doch meift allein lieft! — und fo hatte fie gefchrieben:

„Geftern Abend war Frau von Theren hier und erzählte, Erica Troftberg habe ihr einen Boten gefchickt mit der Nachricht, die fie telegraphifch erhalten „Martha und Bernhard's Verlobung declarirt.“ —

Als Carline kommt, um den Tifch abzuräumen, erfchrickt fie über Gebhard's Ausfehen.

Wie im Traum hört er ihr angstvolles „Wai Gottchen“, giebt keine Antwort auf ihre beforgte Frage:

„Jungherrchen, find Sie krank?“ — winkt nur müde mit der Hand und weist zur Thüre.

Kopffchüttelnd geht fie hinaus.

„Wie ein marmorne Bild at er ausgefehen,“ klagt fie eine Weile fpäter der Wäfcherin Elifchen, welche

die reine Wäsche gebracht hat und sich am Herdfeuer die Finger wärmt.

„Un Beefsteack mit tatarige Sauce, wo er doch sonst so liebte, hat er nicht angerührt!“

Zur gewohnten Stunde will sie die Lampe hineinbringen, aber sie findet die Thüre verschlossen.

Gebhard hat den Riegel vorgeschoben. Nur mit keinem sprechen, niemand sehen müssen. Wie gut, daß Riesen noch nicht zurück, die anderen Kameraden nicht von seiner Rückkehr wissen.

Immer noch ist er wie gelähmt, nur das wilde Pochen seines Herzens will nicht aufhören. — —

Draußen ist es allmählig ganz dunkel geworden, schwacher Laternenchein allein erhellt das Zimmer.

Ein paar Mal hat Dros den Kopf in seine Hand gedrückt, um ihn an seine Anwesenheit zu erinnern, ihn aufzufordern mit ihm hinauszugehen, zum gewohnten Abendspaziergang — mit leerem Blick hat er ihn angeblickt „sein Kameradchen“ — wie er ihn häufig in zärtlichen Momenten nennt, — verständnißlos für alles was ihn umgiebt, etwas anderes ist, als sein Schmerz, der wühlende, zerfleischende.

„Martha, Martha!“ stöhnt er auf. „Habe ich dich wirklich verloren, für immer verloren. Und vielleicht durch eigene Schuld.“

Oh, hätte er gesprochen, ihr einmal gesagt von seiner Liebe, von seiner Leidenschaft. Hätte er erworben, heiß, glühend, die Hindernisse nicht beachtend, Gegenliebe zu erwecken gesucht — vielleicht hätte sie ihn erhört.

Und jetzt ist sie die Braut eines andern!! . . .

Vorstellung reiht sich an Vorstellung. Und er soll die Qual dieses Gedankens ertragen, immer, immer?! Das kann er nicht, nein, das kann er nicht!

Scheu streift sein Blick die Waffen, welche an der Wand hängen. Wie rasch ist solch ein blinkendes

Ding geladen — dann ein Druck — und die Qual ist vorbei!! —

Aber mehr noch als gegen sich selbst, möchte er die Waffe richten gegen ihn, gegen den, der sie ihm geraubt hat.

Tolle Gedanken wirbeln durch sein fieberndes Hirn. In diesem Augenblick erscheint ihm alles was er je gegen den Zweikampf gesagt, eine Thorheit, hirnverbrannter Unsinn, verblendete Phrase. — Was Forderung? was Duell? Ihm dünkt es einfach ein gutes Recht, ohne Weiteres, ohne ein Wort, den niederzuschießen, der ihm das Kleinod seiner Seele geraubt, ihn, dessen Hände sich lieblosend um ihren jungen Leib legen, dessen Lippen sie in heißem Kusse berühren werden, der Glück trinken wird aus ihren Augen, ihn, dem sie ganz zu eigen sein wird!

Er kann die Vorstellung nicht zu Ende denken, wild kreist das Blut in seinen Adern, seine Gedanken flackern. Wie eine dunkle Wolke senkt es sich auf ihn herab — über ein Weniges und die allzu straff gespannte Saite in seinem Innern springt.

Ein irres Lachen schallt durch den Raum.

Selbstvernichtung dünkt ihm plötzlich eine Erlösung. Er macht ein paar Schritte zur Wand hin, seine Hand greift schon nach dem Revolver — da knistert etwas unter seinem Fuß — der Mutter Brief. Seine Mutter!?! Um Gotteswillen, er tödtet ja auch das Glück und den Frieden seiner Mutter, wenn er diese Sünde begeht.

Er bricht in die Knie und wildes, thränenloses Schluchzen erschüttert den jungen Körper.

Dann richtet er sich auf, ihm ist plötzlich, als ob er Luft haben müsse, um nicht zu ersticken, hinaus, hinaus, oder er beherrscht sich nicht länger, faßt doch nach der Waf . . . es giebt ein Unglück! Er ergreift Deckel

und Mantel, — Dros umspringt ihn mit Freudenlauten und beide stürmen hinaus.

Weiter, immer weiter, planlos, ziellos.

Plötzlich steht er an der Bahnüberfahrt. Er weiß nicht wie er dahin gelangt ist.

Von fernher, in die dunkle Stille, fällt der Pfiff einer Locomotive. Wieder überkommt ihn der Drang der Selbstzerstörung mit treibender Gewalt.

Sich auf die Schienen legen, den Zug erwarten, Ruhe und Vergessen finden, nicht mehr denken, fühlen — die wahnwitzigen Gedanken suchen Macht zu gewinnen über ihn, aber hier und überall, jedes Mal, wo er die eigene Vernichtung sucht, sagt ihm eine innere Stimme laut und vernehmlich „Du tödtest auch deine Mutter.“

Und langsam gebeugten Hauptes geht er nach Hause.

Auch in den nächsten Tagen verläßt er erst mit Anbruch der Dunkelheit seine Wohnung, sucht die entlegensten Straßen auf, oder wandert weit hinaus, macht sich gewaltsam müde mit langen Marschen auf den vom Thauwetter aufgeweichten Wegen.

Ueberglücklich ist Dros über diese Promenaden, die ihn an selige Zeiten in Krakenorm erinnern und tief befriedigt leckt er nachher seine schmutzigen Pfoten, während, von quälenden Gedanken gemartert, sein Herr vor sich hinstarrt, stundenlang.

Grauenhafte Wochen folgen. Am Tage keine Ruhe, — seine Bücher sieht er nicht an — in den Nächten kein Schlaf. Mit hämmernden Pulsen und brennenden Augen liegt er wach da, Stunde um Stunde.

Uebernächtigt steht er auf, tiefdunkle Schatten unten den Augen, erschreckend blaß.

„Jungerrchen müßte zu Doctor's gehen, muß frank sein, habere will hab'olut nicht ören hauf halte Carline“, vertraut die brave Seele in heller Angst ihrer Busenfreundin, der Aufwärterin im Neben- hause, an.

„Sagt, das wird vorübergehen.“

Und es geht vorüber. Alles geht vorüber! —

Es kommt der Tag, wo die furchtbare Erregung sich mindert, aber nun ist es Gebhard, als fröche eine Eiseskälte bis an sein Herz und alles werde dort stumpf und starr. Und dann greift er auch wieder nach seinen Büchern, versenkt sich auf's Neue in die verschlungenen Wege der Rechtslehre aller Staaten, und die Arbeit, die rastlose, wird sein Trost, seine Rettung.

Standhaft weist er alles ab, was die quälenden Vorstellungen erneuern könnte, und es gelingt ihm, seine Phantasie in Bann zu halten, durch die trockene, unbarmherzige Logik des römischen Rechts.

Eines Tages erhält er die Verlobungsanzeige. Mit einem stumpfen Wehgefühl liest er die wenigen Zeilen in der gebräuchlichen Form, aber dann ist es doch für Tage aus mit dem ernstesten Arbeiten — er muß wieder hinaus, hinaus, wandert rastlos Stunden und Stunden im Frühlingssturm, der über die Fluren braust, neues Leben, neues Hoffen verkündend.

Wenn er sich zu den Andern gesellt, in Kneipe und Conventsquartier — was aber immer seltener geschieht — ist er scheinbar der Alte. Geistsprühend, witzig, voll Humor und guter Einfälle, ist er der Mittelpunkt eines Kreises von Zuhörern, aber das Sonnige ist wie weggewischt aus seinen Zügen, die Augen haben ihren Glanz verloren, der Mund zeigt schärfere Linien. Zwar bemerken alle den veränderten Ausdruck, aber man schiebt es auf das angestrengte Arbeiten, nur Erich sieht tiefer, blickt besorgt auf den Better. Und als er eines Nachmittags in Cor-

porationsangelegenheiten zu ihm kommt und ihn allein findet — Kiesen bleibt zu Ostern in Riga — versucht er zu scherzen:

„Heraus mit der Sprache, Gebhardus, du mußt krank sein. Du siehst wirklich miserabel aus. Man muß nichts einreißen lassen. Mir scheint dein Herz nicht ganz in Ordnung zu sein?“

„Wie so?“ In leichter Verlegenheit fragt es Gebhard.

Scheinbar unbefangen fährt Erich fort:

„Der Professor Dohrenberg liest im Colleg gerade Herzkrankheiten und sprach neulich von einer Form, die hauptsächlich junge Leute unter 20 Jahren befällt. Symptome sind“ Es folgt eine Aufzählung derselben.

Gebhard hat sich unterdessen gefaßt.

„Am Ende könnte es stimmen. Das ist so ziemlich, was ich seit Weihnachten empfinde, nur maß ich der Sache keine Bedeutung bei und gab ihr keinen wissenschaftlichen Namen. Aber wenn du ein Versuchskaninchen brauchst, um zu experimentiren, deine erste Cur zu machen, so stehe ich zur Verfügung und erlaube dir deine erste Auscultation an mir vorzunehmen, du zukünftiger großer Professor. Nur auf eins mache ich dich gleich aufmerksam, Pillen schlucke ich nicht, Tropfen zähle ich nicht u. s. w., u. s. w., und meine Examensarbeiten gebe ich nicht auf.“

„Aber wenn ich dir Spazierengehen verordne, täglich ein hygienischer Gang von 1—2 Stunden?“

„Ich renne ja schon soviel ich kann. Frage nur Dros?“

„Nun, dann könntest du noch reiten. Block hat sehr gute Pferde.“

„Das werde ich mir überlegen, obgleich es nur ein halbes Vergnügen ist, sich in einer Manege herumzudrehen.“

„Zugegeben, aber im Freien erlauben es weder die Bitterung noch die Wege, und recht viel körperliche Motion mußt du haben.“

„Gut, Herr Doctor, ich werde mich bemühen Ihren Vorschriften nachzukommen.“

* * *

März ist vorüber — April, der launische Gesell, führt das Regiment nach alter Art. Sonnenblicke, die verheißen, Regenschauer, die Knospen erwecken, Fröste, die nicht mehr schrecken. Der Schnee schmilzt, Weidenkätzchen grüßen, Wandervögel ziehen, Frühlingsahnen liegt in der klaren Luft.

„Du, Elisabeth, ist es nicht rein zum Kuckersball schlagen, daß jetzt der Frühling kommt und wir bald fortfahren, nach Hause. —

Aber du hörst ja garnicht, was ich sage, du bist schon wieder weiß der Himmel wo mit deinen Gedanken?“

„Ja! Marie, was willst du?“

Die Schwestern sitzen, mit Handarbeiten beschäftigt im Wohnzimmer.

Marie hat es in Gnaden übernommen ihres Lieblingsbruders Socken zu stopfen, die sich in unqualificirbarem Zustande der Auflösung befanden und mit lobenswerther Energie benutzt sie die Osterfeiertage zu dieser, bei ihrer Abneigung gegen dergleichen Beschäftigungen, große Aufopferungsfähigkeit bekundenden Thätigkeit.

„Was ich will? daß du mir sagst, ob du dich nicht darauf freust. Eigentlich müßte man schon jetzt nach Therenhof zurück — himmlisch muß es auf dem Lande sein.“

„Ja, grundlose Wege, Pantisch und wieder Pantisch“, läßt sich die Tante vernehmen, die Rechnungen ordnend an ihrem Schreibtisch sitzt.

„Thut nichts, — wozu giebt es Wasserstiefel. Mit denen kommt man überall durch. Und dafür kann man Flüsßchen machen, hört die Staare pfeifen, sieht die ersten Gräser sprießen, kurz sieht den Frühling einziehen vom ersten Vogelgezwitzcher an bis zum Aufbrechen der ersten Knospen. Nein, ich möchte um keinen Preis immer in der Stadt leben.“

„Ich auch nicht, obgleich ich mich in Dorpat sehr gut eingelebt habe, bei dem lieben Tantchen“, äußert Elisabeth mit einem innigen Blick zur Professorin hin.

Marie läßt ihre Arbeit in den Schooß sinken und sieht mit Augen, in denen der Schelm lacht, die Schwester an.

„So gut, daß du sicher die grünen Deckel der Livonia, Estonia und Curonia schmerzlich vermissen wirst — nicht? — Uebrigens in letzter Zeit verirren sie sich selten genug in unsere Straße. Sag' mal, warum kommt Gebhard Rehburg gar nicht mehr zu uns?“

„Max jagte ja neulich, er arbeite angestrengt zum Examen.“

„Deswegen kann er sich immerhin zeigen, wenigstens vier Wochen war er nicht hier. Nein, ich glaube, da liegt ein anderer Grund vor.“

Marie senkt die Stimme. „Du hast ihn gewiß schlecht behandelt.“

„Ich? — Wie kommst du darauf?“

„Bacfsische haben auch Augen, und das konnte ein Blinder sehen, wie gern ihr immer zusammen wart, aber bei aller Freundschaft kann man sich doch hin und wieder zanken. Das Sprichwort sagt: „Was sich l. .“ Sie hält inne, weil die Tante näher tritt.

„Sieh, Tante, dies Loch habe ich fein zugefriegt“, — mit diesen Worten lenkt das übermüthige Mädchen die Aufmerksamkeit der alten Dame von der erröthenden Schwester ab — „und jetzt bin ich auch mit dem

zweiten Paar fertig. Das ist für heute wahr und wahrhaftig genug — mehr kann ich nicht. Es kribbelt mir schon in allen Fingern. Elisabetha, dein schöner Teppich wird gewiß auch noch rechtzeitig fertig zu Martha's Hochzeit, wenn du jetzt mit mir spazieren gehst. Es hat zu regnen aufgehört und wir wollen zum Photographen, die Probepilder abholen. Ich bin zu schrecklich neugierig sie zu sehen."

"Wenn es für Elisabeth nur nicht zu windig ist", meint die Professorin.

"Es sind ja 8 Grad Wärme im Schatten, Tantchen, das schönste Wetter."

"Aber sie ist so blaß", beharrt die Tante.

"Das kommt von der Lie . ." — Liebe hat Marie vorlaut sagen wollen, aber ein Blick auf Elisabeth läßt sie anders schließen — "gerei im Bett und ewigen Sitzerei im Zimmer. Sie muß gerade viel an die frische Luft."

Die Tante willigt schließlich ein, und die jungen Mädchen kleiden sich zum Spaziergang an.

Es ist wirklich ein köstlicher Frühlingstag. Der Himmel lacht blau hernieder, wie reingewaschen, die Luft ist mild, von Dächern und Firsten tropft es und die Spazierer zwitschern in den fahlen Nestern, als redeten sie von Nesterbauen.

Nachdem die Schwestern bei Schulz ihre Bilder bekommen, schreiten sie über den Barklayplatz zu Inselberg. Am Ungern'schen Hause lehnt, Apfelsinen essend, eine Schaar Livonen. Die Deckel fliegen von den Köpfen und Max, der auch dabei war, gesellt sich zu den Schwestern, welche in die Ritterstraße einbiegen.

"Wart ihr beim Photographen? Sind die Bilder gut gerathen? Zeigt doch her! Bekomme ich als gehorsamer Bruder auch ein Exemplar oder werden

dieselben bloß für eure Verehrer bestellt? Dann müssen es schon ein paar Duzend sein“, neckt er und öffnet den Umschlag.

„Sieh' doch mal! ganz gut, besonders dein Bild, Marie. Du wirst ja eine Schönheit, kleine Schwester, die Nase wird immer kürzer, der Mund vom vielen Lachen immer breiter — die Stirn vom vielen Lernen . . .“

„Du bist wirklich gräßlich“, unterbricht Marie empört.

In diesem Augenblick haben sie die Ecke des Marktplazes erreicht und erblicken Gebhard und Erich, die ihnen entgegen kommen. Dros, der den Bettern vorauf läuft, begrüßt schweifwedelnd die Theren's.

Gebhard, mit gesenktem Haupte dahin schreitend, sieht auf und bleibt grüßend stehen.

Eliababeth erschrickt über sein Aussehen: „Mein Gott, wie elend er aussieht!“ denkt sie.

In ihrer ungestümen Weise hat Marie schon diesem Gedanken Ausdruck gegeben.

„Aber Herr von Rehburg, was hat Sie so verändert? Was haben Sie mit sich angefangen?“

„Studirt. Zum ersten Pandecten, zum zweiten Pandecten und zum dritten wieder dasselbe.“

Sie haben sich so oft gewünscht Student zu sein, Fräulein Marie, aber wenn es erst zu den Examensarbeiten kommt, zu dem eigentlichen Zweck des Hierseins, da zeigen sich die weniger verlockenden Seiten desselben.“

„Ja, das ist eine böse Sache“, meint Max.

„In welchem Zustand ein Schädel geräth, den man längere Zeit mit altem römischem Recht füttert, darüber geht mir schon eine bange Ahnung auf, wenn ich auf alle diese zukünftigen Kirchspielsrichter blicke.“

O hehre Justitia, weshalb sind deine Wege so verschlungen, deine Höhen so mühsam zu erreichen.

Ich werde beim Heraufklettern wohl auch so mager und bleich werden, wie Baldur, dem wir schon gedroht haben, daß wir ihn umtaufen würden, wenn er nicht bald eine andere Miene aufsetzt."

"Bis dein Vollmondgesicht sich in Folge schwerer Gedankenarbeit in die Länge zieht und seine rosige Färbung verliert, wird wohl noch viel Embachwasser in den Peipus fließen", lacht Erich.

"Bitte sehr! — Wenn ich mal anfangen werde ich sehr gewissenhaft oxsen, euer blaues Wunder sollt ihr erleben, bis zu welcher Gelahrtheit ich es bringen werde. Papa sieht mich im Geiste schon als Hofgerichtspräsidenten."

"Armes Hofgericht", neckt Marie den Bruder, aber ihr Blick ruht dabei auf Gebhard's übernachtigten Zügen.

"Pandecten, Jura, Studium! — das allein? Nein, da stimmt etwas nicht!" stellt sie innerlich fest. Schweigend ist er neben ihnen hergegangen.

"Jetzt muß ich mich verabschieden", sagt er nach einer kurzen Strecke. "Ich muß hier einbiegen."

Marie's offen fragende, Elisabeth's schein erschreckte Augen sind ihm schwer zu ertragen.

"Ich hoffe, wir sehen Sie bald", sagt Elisabeth und reicht ihm die Hand. "Tante und Onkel werden sich sehr freuen über Ihr Erscheinen."

"Wenn Sie erlauben, komme ich Sonntag zum Thee."

Raum, daß er außer Hörweite, plakt Marie los.

"Um Himmelswillen, Max — was ist ihm passiert?"

Auch Elisabeth stellt innerlich diese Frage, aber ihre Lippen bleiben stumm.

"Was ist ihm geschehen? Ah!! Ein jäher Blitz der Erkenntniß durchzuckt sie. Aber nein! unmöglich!"

Sie jchilt ſich thöricht. Ja, er hat ihr gehuldigt, für ſie geſchwärmt, aber mehr konnte es nicht ſein, jonſt hätte doch Martha gewartet.

Wie kann man einen andern wählen, wenn man eines Gebhard Rehburg Liebe beſitzt.

„Nichts Beſonderes“, hat unterdeſſen Max geantwortet. „Ueberarbeitung. Das giebt ſich nach glücklich beſtanzenem Examen und in den Ferien wieder“, meint Erich, der ihn behorcht und beklopft hat. Arbeitet höllifch gewiffenhaft, Gebhard.“

Am Sonntag erſcheint Gebhard verabredetermaßen bei Profeſſor Dohrenberg und zum erſten Mal überkommt ihn in Eliſabeth's Nähe wirkliche Ruhe, eine Ruhe, die nicht Uebertäubung iſt.

Sie plaudert ſo ſchwefterlich mit ihm, fragt nach ſeinem Studium, erzählt ihm, was ſie in der letzten Zeit geſehen und ihm iſt, als blicke er in einen klaren tiefen See, der nur reines Himmelsblau widerſpiegelt. Die Profeſſorin erkundigt ſich nach der neuen Wohnung, läßt ſich alles beſchreiben und allmählig wird er geſprächiger, etwas von ſeiner früheren Berve bricht durch und er erzählt launig von der alten Carline, die ſich als eine vortreffliche Acquiſition bewährt.

„Wirklich eine Perle von Aufwärterin, und ſie kocht ſo gut, daß wir uns von den Garfüchſenmittagen emancipirt haben und ſogar, wenn wir in gnädiger Laune ſind, verhungerten Füchſen Aufnahme gewähren.“

Mit dem Profeſſor diſcutirt er über mediciniſche Fragen, neckt Marie, die er zu ihrem größten Entzücken immer „Fräulein Corpsſchwefter“ oder „Commilitone Theren“ nennt, kurz, iſt zuletzt ganz der alte und ſein Weſen löſcht Eliſabeth's letzten Zweifel aus.

„Es wird doch nur ein Uebermaaß geiſtiger Arbeit geveſen ſein.“ Damit beſchwichtigt ſie ſich ſelber.

„Ihr wohnt hier wirklich äußerst gemüthlich.“ Max Theren ist es, der diese Worte spricht, als er, gefolgt von Brosi, in's Zimmer tritt, wo Gebhard und Riesen, arbeitend, an ihren Schreibtischen sitzen.

Auf einem Fensterbrett liegt Dros und läßt sich von der warmen Morgensonne bescheinen, welche den kleinen, aber behaglich möblirten Raum mit hellem Licht durchfluthet.

An der hinteren Wand steht ein Pianino, und ein mit Schlägern und Waffen aller Art geschmückter Teppich, sowie eine Collection eingerahmter Bilder verdecken zum Theil die getünchten Wände.

Das mit blauem Rips bezogene Sopha und einige Lehnstühle, die Schreibtische, sowie ein großes Bücherregal vervollständigen die Einrichtung.

„Seid ihr allzutief in eure Jurisprudenz versunken,“ beginnt Max auf's Neue, „oder darf man euch etwas erzählen? Ich habe einen ganzen Sack voll interessanter Dinge auszukramen.“

„Na, schieß los, wir sind ganz Ohr — du triffst es gut.“

„Also, Wolfgang hat gestern seinen 6-ten Verweis bekommen. An jedem Semesterende balancirt er so auf des Messers Schneide herum. Er ist überhaupt in einer rabiaten Stimmung und Molten — (Molten ist nach Gebhard's Abgang Senior geworden) kann mit seiner Opposition beim besten Willen nicht fertig werden.“

Gebhard und Riesen sehen sich an.

„Das war zu befürchten,“ sagt Lekturer.

„Um Tiefenthal's Angriffe zu pariren, bedarf es einer forscheren Zunge, als Molten sie besitzt. Mit bloßer Anständigkeit kommt man da nicht durch.“

Gebhard verhält sich schweigend. Ihn überkommt etwas wie Bedauern, daß er nicht mehr so eingreifen kann in die Angelegenheiten der Corporation, keinen Antheil mehr an ihrer Führung hat, wie damals, als

er auf den Conventen seine Feuerreden hielt. Er und Riesen haben sich mehr und mehr von dem Corporationsleben zurückgezogen und was in der Livonia schäumt und brandet, wirft nur hin und wieder eine Welle in ihre Arbeitskause.

Nur dazwischen, wenn sie gerade so gnädig sind ihm zuzuhören, statt ihn einfach hinauszuschmeißen, erfahren sie von einem jüngeren Farbenträger von den internen Angelegenheiten derselben und was die Gemüther in Spannung hält.

Max hat im Blandern ein Buch von Riesen's Schreibtiſch genommen und liest jetzt laut den Titel.

„Ihering — Geist des römischen Rechts.“

Mit einer Grimasse wirft er es weg.

„Heiliger Pantratus! das eröffnet einem gleich einen schauernden Blick in eine ganze Welt voll Mühsale für die Gehirnoorgane! Noch gehe ich diesen Scharfeten aus dem Wege — mit einem weiten Bogen — aber Sandern, der Ausbund, hat neulich schon einen ganzen Wajchkorb solch unheimlicher Druckerzeugnisse angeeschleppt. Einem graut ja schon vor der Farbe. — A propos, Farbe. Da muß ich euch eine süperbe Geschichte erzählen, die gestern einem Fechtbodisten der Estonia passiert ist.

Geht er da — wie immer natürlich arg geladen — die Teichstraße entlang und kommt an ein Haus, wo eben einige Arbeiter mit dem Anstreichen der Außenwände beschäftigt sind. Er fängt unvorsichtiger Weise an, die Kullen zu mopfen. Die Kerls ärgern sich und nicht faul, kriegen sie den Tschuchen am Schlawittchen fest und malen ihm Kopf und Gesicht ganz dick mit grüner Farbe an. Wie er es fertig bringen wird, sie aus seinen Haaren herauszubekommen, ist mir schleierhaft. Sandern und Ecken, die gerade dazu kamen, befreien ihn aus den Händen der kunstbeflissenen Anstreicher, konnten sich aber des Lachens

über den Anblick, den er bot, nicht erwehren. Das nahm er krumm und das Ende vom Liede war eine doppelte Forderung. „Undank ist der Welt Lohn.“

* * *

Zwei Drittel des Aprils sind vergangen und Mai lugt über die Grenze, hat schon seine Vorboten geschickt, alle die lieben Singvögelchen, damit sie ihn bei seinem Einzug mit lautem Schall begrüßen. Der Wandertrieb erwacht auch in dem Menschen, Natur schmückt sich mehr und mehr, öffnet die Arme und sagt: „Komm, bade dir die Seele rein und gesund im Frieden meiner Einsamkeit.“

Nicht mehr in durch Schnee, Nebel und Regen getrübler Ferne winkt der Sommer und mit Ungeduld blicken ihm die wintermüden Augen entgegen.

Näher und näher rücken auch die Universitätsferien. O Zauberwort „Sommerferien.“ Noch einmal aber zum 21. April und besonders zur Walpurgisnacht lodert sie auf die ganze Begeisterungsgluth der akademischen Jugend. An den funkenprühenden Freudenfeuern herum versammeln sich die grün- und schwarzmützigen Schaaren der Corporellen, gruppiren sich eine jede auf den ihr von altersher zugewiesenen Plätzen. Körbe voll Bier werden herangeschleppt. Fröhlich freijen die Becher und die Lieder erschallen, sie steigen empor zum hellen Frühlingshimmel, wecken ein Echo in der Domruine und einen Widerhall in alten und jungen Herzen, da wo in den Anlagen des Doms sich, Kopf an Kopf, die Bewohner Dorpat's versammelt haben.

Marie, die mit Elisabeth und dem Onkel in der vordersten Reihe einen guten Platz gefunden hat, geräth in einen solchen Taumel des Entzückens, daß sie am liebsten mitfingen möchte.

„Gaudeamus igitur
Juvenes dum sumus.“

„Es ist wohl fränkend, daß man kein Junge ist. Himmlisch muß es sein, als Student, etwas mitzumachen.“

„Ja! und einen gründlichen Schnupfen zu kriegen,“ meint trocken der Professor.

„Das ist aber der köstliche Leichtsinn der Jugend — er denkt nicht an das dicke Ende, welches meistens nachkommt. Eigentlich ist dieser ganze Kummel, wo sie auf der kalten, feuchten Erde lagern, ein rechter Unsinn, und in 8 Tagen zum Commerç in Mollak machen sie es nicht viel besser.“

„Ach, dieser 8-te Mai“ — sagt Marie mit einem bedauernden Ton in der Stimme. „So sehr ich darauf brenne nach Therenhof zu kommen — wäre nicht Mama's Geburtstag am 6-ten, ich bliebe hier, um den berühmten Unritt zu erleben. Besonders hätte ich, für mein Leben, gern Axel Rehburg als Oldermann auf dem lieben, alten Fahnenfuchß durch die Straßen paradiren sehn, gefolgt von der Schaar berittener Fuchße.“

Sie erzählen alle ganz begeistert davon, und von der tollen Wirthschaft am Flaschenkrüge habe ich auch soviel gehört. Da sausen die Bier- und Sechsspänner im Carriere vorbei und die Fuchße jagen ihnen nach, um den Insassen die herausgereichten Flaschen zu entreißen. Großer Triumph, wer die meisten abfangen kann. — Und eins habe ich mir ausgedacht! Wir machen in Therenhof auch einen Unritt. Ich nähme mir eine große roth-grün-weiße Fahne und sie haltend, reite ich voraus, den grünen Deckel auf dem Kopfe — wer von den Krabaten schon im Sattel sitzen kann, hinterdrein. Ihr Uebrigen folgt in Kalejchen und sonstigen Equipagen, und wir machen im Walde den ersten Picknick mit Freudenfeuer und Bowle — so feiern wir auf unsere Art den Tag mit. — Ach, Elisabeth, sieh doch, welch ein mächtiges Feuer.“

Auf dem großen Domplatz unter ihnen sind unterdessen die Studenten höchst geschäftig hin- und hergelaufen.

Alle leeren Bierkörbe werden auf einen Haufen gethürmt, Reifig wirft man noch darüber und als die Flammen höher und höher aufprasseln, da jammeln sich die Schaaren in großem Kreise um den lodernden Scheiterhaufen.

Schlag 12 Uhr erhebt der magister cantandi den Tactstock und in vielhundertstimmigem Chor braust es empor, getragen von Begeisterung „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.“

Marie's junge Seele jauchzt und jubelt mit über des Winters Ende — Elisabeth ist ganz still geworden und große Thränen rollen langsam über ihre zarten Wangen.

* * *

Als Max am anderen Tage — man kann schon nicht mehr sagen Morgen — mit ziemlich steifen Gliedern und wüstem Kopf erwacht und, um nach seiner Papyrosdoje zu suchen, in die Taschen seines Jaquetts fährt, entnimmt er denselben eine Visitenkarte nach der anderen.

„1. 2. 3. 4! — Wie ist das möglich? 5. 6. 7. . .“ zählt er mit wachsendem Erstaunen.

„Na das muß ich sagen, 7 Kumpfeleien in einer Nacht und keinen blauen Dunst mehr davon, oder halt! — es dämmt in meinem verwüsteten Schädel. Mit ein paar Kur'schen sind wir ziemlich . . . hippi, hippi! — ah, da meldet sich schon der von Onkel Professor als todtsicher prophezeigte Schnupfen — gründlich aneinander gekommen.“

Er betrachtet sich die Karten genauer.

„So ziemlich alle Corporationen sind vertreten und — ha, ha, ha! das ist ja pappelhast, sogar mit

meinem lieben Moritz sollte ich gerissen haben. Du!"

Er rüttelt mit einer energischen Bewegung Sandern aus dem Schlaf. „Begreiffst du, was das heißt?"

„Na nu, was ist denn los? Brennts? Warum kannst du einen Christenmenschen der eben erst eingeschlafen ist nicht in Ruhe lassen?"

Max lacht fröhlich auf. „Eben erst" ist gut. Weißt du wieviel die Uhr zeigt, mein Lieber? 3 Uhr Nachmittags."

„Kann schon sein." Phlegmatisch jagt es Sandern und reckt mühsam die langen Glieder.

„Ausgeschlafen hat man — trotzdem — noch — lange nicht!" gähnt er. Hipsi, hipsi."

„Auch du Brutus. Zur Gesundheit, Freund Moritz, und Bravo. Wir machen sogar mit Katarren der Nasenschleimhaut unserer Kameradschaft Ehre, aber sonst? Kannst du lesen, was hier steht, schwarz auf weiß.

Max hält ihm eine Visitenkarte ganz nahe vor Augen. „In — meiner Tasche fand ich sie."

„Moritz von Sandern, stud. oec. pol." entziffert blinzeln Sandern und lacht dann laut und dröhnend auf.

„Famos. Ich habe dich gefordert, alter Flausch?! Na, komm her, Maxchen. Woll'n uns vertragen, ohne die Ehrenrichter zu molestiren. Die werden schon genug auszufüllen haben, denn mir schwant, daß manche Tasche gleichen Inhalt birgt, wie die deine."

„Reich mir mal meinen Rock her, da auf der Diele liegt er ja — merci. — Natürlich!" Er fördert ebenfalls eine ganze Collection aus den dunklen Tiefen der Taschen.

„Nicht übel — noch eine mehr als du. Nu, viel wird von dem ganzen Zauber sicher nicht nachbleiben, bei Licht und Sonne besehen. Jetzt, kurz vor den Ferien hat man Besseres zu thun, als sich zu hauen und zu flicken."

*

*

*

Nun sind die Schwestern wieder zu Hause, in ihrem lieben Therenhof.

Strahlend, glücklich läuft Marie herum, begrüßt Alles mit lachenden Augen.

„Grüne Mützen sind ja recht nett,“ meint sie, „aber grüne Blätter sind mir doch noch lieber.“ Und jeder Baum bekommt einen liebkosenden Blick. Wie schön! — kein Wintersturm hat ihn entwurzelt, oder seine Aeste gebrochen, das sprießt und treibt und dehnt und entfaltet sich in der Maijonne und rauscht leise im Frühlingswinde. Zu allen ihren Lieblingsplätzchen eilt sie hin, zu dem großen Kletterbaum, zur Landungsstelle am See, wo schon die vielen Böte sich schaukeln, zu ihrem Gärtchen mit dem selbstgepflanzten Kirschbaum, der in voller Blüthe steht — kurz jedes Eckchen im Garten und Park wird aufgesucht und durchforstet.

„Ach, sieh doch, Thekla, die Menge Leberblümchen und hier, hier, ein weißer Teppich ganz von Anemonen.“

Auch im Wirthschaftshof giebt es soviel zu sehen und wiederzusehen.

Aus der Küche holt sie sich eine, dick mit Salz bestreute, Scheibe Schwarzbrod und dann geht es in den Pferdestall zu ihrer Majcha, die sie, kaum daß sie die Hand auf die Thürklinke gelegt, mit frohem Wiehern begrüßt.

„Du liebe, liebe Majcha, wart, gleich morgen fliegen wir „hatri“ über Stock und Stein.“

Im Viehhof giebt es eine Menge „schrecklich netter“ Kälber und nebenan „süße“ Ferkelchen, so rosa und appetitlich und lustig mit ihren Ringelschwänzchen.

Und nun gar die kleine Welt der molligen Rücken und der gelben Watjhelentchen.

Immer wieder entdeckt sie etwas zum Freuen und Bewundern, geräth aus einem Entzücken in's andere. Die dicke graue Hauskaze hat „reizende“ verspielt Kätzchen und die Bernhardiner Hündin „zucker süße“

Kuzen (Welpen) „wirklich zum Todtknutzichen lieb, so weich und kuschelig.“

Und Elisabeth?

Auch sie genießt es tief wieder zu Hause zu sein, bei den lieben Eltern und Geschwistern, freut sich an dem jungen Lenz, der mit Lied und Duft und Glanz über Land wandert.

Auch sie sucht ihre Lieblingsplätze auf, den moosbewachsenen Stein am Wasser, über den tief die Weiden herunterhängen, — die Bank auf dem kleinen Hügel am Parksaum, von wo der Blick weit hin schweifen kann über Wiesen und Felder bis zu der dunklen Linie des großen Waldes. Oder sie sitzt in der Einsamkeit ihres Stübchens, wo sie es sich wieder gemüthlich gemacht, mit Blumen und Bildern und allerlei Nippes, wie junge Mädchen sie gern haben. Und doch, wo sie auch weilt, drinnen oder draußen, Ruhe, den früheren Gleichmuth findet sie nicht in der trauten Umgebung. Eine drängende Unrast ist in ihr, ein räthselhaftes Sehnen und Verlangen, dem sie keinen rechten Namen zu geben weiß.

Sind vielleicht die lachenden Maitage schuld, der Zauber des Frühlings, der ihr nie so schön erschienen. Abends findet sie keinen Schlaf — kann sich nicht trennen von dem Glanz der hellen Nächte, von ihren eigenen schweifenden Gedanken. Wenn Alle zur Ruhe gegangen, lehnt sie noch lange am Fenster, in tiefes Sinnen versunken.

Wie oft hat sie auch früher an dieser Stelle gestanden und im Wechsel der Jahreszeiten auf den Garten hinunter geblickt, auf das Werden und Wachsen, Blühen und Reifen, Vergehen und Sterben.

Bunt gefärbt stand das welkende Laub, und die Herbststürme tosten daher und wirbelten die todte Pracht durch die nasse Luft.

Lautlos schwebte der Schnee hernieder, mit weichem Flockenfalle alles begrabend, für lange, lange Zeit. Dann stieg die Sonne höher und höher und in brausendem Rauschen flog der Frühlingswind dahin und sein Jubellied küßte schlummernde Knospen wach. Und als alles prangend in Farbe und Glanz da stand, entlud sich die Sommersgluth in rollendem Donner und feurigen Wettern, tiefdunkle Nacht erhellend mit jäh aufzuckendem Blitz.

All den Stimmen der Natur hat sie gelauscht, mit empfänglichen Sinnen, aber das Spiel der Elemente hat keinen Widerhall gefunden in der friedlichen Welt ihres Herzens.

Wenn sie zurückblickt auf ihr bisheriges Leben — welch eine sonnige, sorglose Kindheit liegt hinter ihr, ein behütetes Mädchenleben in der beglückenden Atmosphäre eines liebevollen Familienkreises.

Den Aufruhr quälender Gedanken, aufgewühlter Gefühle hat sie nicht gekannt — Leidenschaft hat sich ihr nicht entschleiert, in keinerlei Gestalt. In ihrer Seele ist alles still gewesen und geblieben.

Und jetzt?

Geheimnißvolle Stimmen flüstern, locken, immer lauter und sie muß ihnen lauschen, staunend, verwirrt. Widerstreitende Empfindungen kämpfen in ihr, die sie nie gekannt und unter denen sie erbebt. Auch in ihr, Thränenregen, die schlummernde Keime erwecken, Stürme, die Knospen wachschütteln aus tiefem Schlaf, heiße Gluthen, die sie durchströmen als rolle das Blut rajcher durch ihre Adern — und auch in ihrer Gedankenwelt Erkenntnißblitze, die jäh hinein leuchten mit grellem Schein in ungeahnte Gefühlstiefen.

Aus dem Wunderbaren der Seele rauscht es empor, wogt und rollt durcheinander, erfüllt sie mit seligem Schrecken — „ist das die Liebe?“

Mein Leben ist ein Warten
Auf Liebe nur und Lenzeszeit.

— — — — —
— — — — —

O laßt mich schlafen, träumen
Bis Liebe mich heißt auferstehn.

Und plötzlich, eines Nachts, wird es ihr klar -- ja! sie ist erwacht aus dem Traum der Kindheit, eingezogen ist der Mädchenliebe heilige Macht in ihre junge Seele und wurzelt auf ewig in ihrer Treue.

Keiner ahnt, was in ihr vorgeht. In keusche Verichlossenheit, wie einen köstlichen Schatz, hütet sie das Geheimniß ihres Herzens. Selbst die Mutteraugen ergründen es nicht.

Nur Marie blickt sie bisweilen sinnend an, umarmt sie stürmischer, küßt sie zärtlicher als früher, läßt aber nie wieder ein neckendes Wort hören — achtet, in erwachender Jungfräulichkeit, die Verichwiegenheit der Schwester.

Eines Abends steht sie ^{*} länger als sonst am Fenster. Sie hat es geöffnet, das Licht gelöscht und weiche Nachtluft umfächelt sie.

Unterm flimmernden Mondschein schleier athmet, schläft die Frühlingswelt, kein Blatt regt sich, ernst und traumverloren blickt Elisabeth über den im Blüthen-schmuck prangenden Garten hinweg zu der dunklen Waldlinie, hinter der Krakenorm liegt. Berauschend duftet der Flieder auf der Terrasse zu ihr empor und von weither, süß flötend klingt einer Nachtigall schmelzendes Lied. Die Liebe hält sie wach, die kleine Sängerin, und die Sehnsucht thut desgleichen mit Elisabeth's Seele, trägt sie weit über Land, dahin wo Gebhard noch immer weilt.

Heute früh hat die Post einen Brief von Max gebracht, seine bevorstehende Ankunst meldend und am Schluß hatte gestanden :

„P. S. Gebhard hat ein brillantes Examen gemacht! Wir fahren zusammen ab in's Therenhof'sche Kirchspiel.“

Also nun kehrt Gebhard zurück in sein geliebtes Krafenorm, ist bald in ihrer Nähe. Und an der zehrenden Erwartung, an dem ungestümen Wunsch ihn wiederzusehen, erweist sie die Kraft ihrer Neigung.

Nur drei Wochen sind es her, seit sie ihn zuletzt gesprochen und unerträglich lang dünkt ihr diese kurze Spanne Zeit.

„Wie einsam geht der Tag vorüber,
Der ohne dich vorüber geht.“

*

*

Die Universitätsferien^{*} nahen heran, selbst das beliebteste Colleg lichtet sich und auch der fleißigste Student, der blind und taub für die Lockungen des Mai's hinter seinen Examensarbeiten sich verchanzte, denkt mehr an Vaters Reitstute und Onkels Boot, an Tantens friische Rümmeleuchen und Großpapas Erdbeerbeete — kurz an allerlei Sommerfreuden, als an Anatomie und Theologie, an Physik und Astronomie, an Jura und Nationalökonomie. Schwere anstrengende Wochen liegen hinter Gebhard, aber nun kann er mit gutem Gewissen Dorpat verlassen, um das Pfingstfest mit den Seinigen zu feiern. Vor dem P-schen Hause steht schon der große Postwagen, den er und einige Kameraden bestellt und seine Glocken läuten die Freiheit von drei Monaten ein.

Gebhard hat seinen Dichemodan schon auf dem Bocke untergebracht, jetzt kehrt er, gefolgt von Dros, der gravitatisch seinem Herrn den Spazierstock nachträgt, noch einmal in die Wohnung zurück, wo Riesen am Schreibtisch sitzt.

„Nun lebe wohl, Hermann, und auf Wiedersehn zum Commerc in Wenden und dann, nicht wahr, kommst du, auf ein paar Wochen, nach Krafenorm?“

Und im Juli machen wir einen Ausflug zu Pferde nach Neubad — aus Therenhof theilnehmen sich bestimmt einige, Max, Lionel, Fräulein Marie, das wird dann eine lustige Cavalcade.“

„Machen wir, machen wir, Baldur. Grüße die Deinigen bestens von mir.“

Riesen ist aufgestanden und den Arm um des Freundes Schultern gelegt, begleitet er ihn bis vor die Hausthür.

„Seid ihr fertig?“ ruft Gebhard zu einem offenen Fenster des zweiten Stockes hinauf.

Statt aller Antwort fliegt ein Handkoffer, dicht neben ihm, auf's Pflaster und eine fröhliche Stimme ruft hinterdrein „da“. Noch ein anderes Gepäckstück nimmt denselben Weg und dann kommt es polternd die Treppe hinab, Hundegekläff tönt dazwischen. Mühen schwenkend, singend und jubelnd fährt die Gesellschaft ab, in den lachenden Frühlingmorgen.

„Muß i denn, muß i denn, zum Städtle hinaus.“

Als der Wagen, der die Kameraden entführt, seinen Blicken entschwunden, kehrt Riesen zu seinen Büchern zurück, aber mehr als einmal tritt vor sein geistiges Auge Gebhard's blaßes Gesicht und er murmelt: „Wie verändert er ist.“

Vor ihm an der Wand hängt ein großes Gruppenbild der Livonia — es ist im vorigen Herbst angefertigt. So lebensfroh und jorglos ist darauf das Gesicht seines Freundes, daß er noch einmal nachdenklich wiederholt: „Wie verändert! Er hat ja angestrengt gearbeitet, aber immerhin. Was ihm fehlen mag? Sind es häusliche Sorgen? Oder hängt es mit Martha Rehburg's Verlobung zusammen?“

Riesen war erst Ende März aus Riga zurückgekehrt, als Gebhard schon wieder die Herrschaft über sich gewonnen hatte, und mit keiner Silbe hatten sie des Ereignisses Erwähnung gethan. Späterhin, als

unter den Rehburg's von der bevorstehenden Hochzeit der Cousine die Rede gewesen — Tante Ritzen's Zustands wegen sollte sie in ganz kleinem Kreise gefeiert werden — da hatte Riejen Gebhard forschend angehehn, aber kein Zucken des Gesichts hatte die Qual des Herzens verrathen und so hatte Riejen sich damit beruhigt, daß die Sache doch wohl nicht so tief gegangen sei, wie er gefürchtet.

Auch die Mutter erschrickt über Gebhard's Aussehen, findet ihn blaß, mit müdem Ausdruck in den früher so strahlenden Augen, und nachdem die erste Wiedersehensfreude sich gelegt, ernst und still geworden, aber ihre forschenden Blicke hält er ruhig aus, jucht ihre Besorgnisse zu verjehen durch den Hinweis auf das glücklich überstandene zweite Drittel, das Schwerste anerkanntermaßen.

„Ein kurisches Baronsexamen“ habe er nicht machen wollen, und das wäre ja wohl auch seinem Mamachen nicht recht gewesen, wenn er sich nur oberflächliche Kenntnisse angelegt hätte. Sie selbst predige es ja ihren Kindern immer vor „Ohne Mühe kein Lohn!“ Nun, er habe sich wirklich redlich bemüht — dafür hoffe er auch im nächsten Mai sein letztes Drittel absolviren zu können. Das bißchen Blässe und Müdigkeit würde bald weichen, wenn erst das gesunde Sommerleben wieder in Gang gekommen.

Und es gelingt ihm das sorgende Mutterherz zu beruhigen, ihre Befürchtungen wegzujcherzen, um so leichter, als nach ein paar Wochen der gequälte Ausdruck aus seinem Gesicht weicht, die Augen klarer werden, der Gang elastischer.

Der Frühling übt seine alte Macht auf Gebhard aus und hier in seinen Wäldern und Feldern, bei allen den geliebten Sommerbeschäftigungen löst sich der starre Bann, der wie lähmend auf seiner wunden Seele lag.

Immer häufiger hallt sein lautes Lachen, sein munteres Pfeifen durchs Haus und das alte Feuer blüht wieder in den schönen blauen Augen.

Und dann ist alles wie früher.

Werstelange Spaziergänge, Ritte, Bootpartieen, Jagden, — das ganze schöne Ferienleben, die ganze Ferienluft.

Mit Therenhof wird gute Nachbarschaft gehalten — Picknicks und Ausflüge werden in Gemeinschaft unternommen. Nora hat während der Confirmationszeit warme Freundschaft mit Marie Theren geschlossen — es ist als ob die Gegenätze in ihren Naturen sich ergänzend angezogen — und der Verkehr mit der von Lebensfreude überjprudelnden Marie übt den heilsamsten Einfluß auf Nora's allzuernsten Charakter aus.

Sie ist munterer, lebensfroher, genießt die Tage ohne Grübeln.

Im Juli verbringen Riesen und Erich mehrere Wochen in Krakenorm und der Ritt nach Neubad gelingt in jeder Beziehung, hinterläßt bei den Theilnehmern eine Fülle angenehmer Erinnerungen.

Und alle Unternehmungen begünstigt ein selten schöner Sommer.

Wochenlang helle, wolkenloje Tage, jüdlisch warme, stille Nächte. Trotzdem keine alle Ernteaussichten vernichtende Dürre, immer wieder dazwischen ein paar Gewitter, mit erfrischendem Regen, welche die Herzen der Landwirthes zufrieden stimmen, und aufs Neue wölbt sich in strahlender Heiterkeit das Himmelsblau. Aber auch der schönste Sommer muß Abschied nehmen von den nordischen Fluren.

Flüchtig, allzu flüchtig, verweilt er bei uns.

Und immer war er zu kurz.

Raum daß man Zeit gehabt sich zu erquicken an Farbe und Schimmer, Winterfalte zu vergessen in wonniger Wärme, da — erst langjamer, dann immer

schneider scheidet die Sonne, die Tage werden kürzer, die Nächte früh dunkel und kühl. Zu bald vorbei, was das Herz leichter machte — mit neuem Lebensmuth erfüllte, zu bald!

Laut jauchzt der Frühling, seine Blüthen streuend, die Luft ist voll Gesang und voll Hoffnung die Welt. Vorüber die Sonnenwende — Johannisfeuer verglimmen, — die erste Sense klingt durch duftendes Gras. Das letzte Vogellied verstummt, noch blühen die Linden, aber die Erdbeere röthet sich im Walde und das Feld steht in Aehren. Bald reift es in Juligluthen, jentst sich schwer dem Schnitt entgegen und die Ernte beginnt. Und dann, wenn auch von sonnigem Glanz klarer Tage übertäuscht, es naht der Herbst, schärfer wehen die Winde, und von ihnen getragen ziehen die Vögel gen Süden, der Sonne nach.

Immer grauer wird es und trüber, Novemberstürme brausen und es wird still unter ihrem erkälten- den Athem, starrer Frost nimmt die Natur in seine eisige Umklammerung und die Winternacht breitet sich aus, die Ruhe des Todes.

Diesen Gedanken sinnt Frau Udda nach, Trauer im Herzen.

Es ist wieder ein Augustnachmittag in leuchtender Klarheit, aber seit Tagen steht im Westen eine dunkle Wolkenwand, steigt langsam höher und höher, kündet einen Umschlag der Witterung.

Frau von Rehburg sitzt arbeitend allein auf der Bortreppe. Nora und Gebhard, dessen Abfahrt nach Dorpat bevorsteht, sind nach Therenhof geritten.

Fast schwül ist es für die Jahreszeit und die Geschwister lassen ihre dampfenden Pferde viel im Schritt gehen. Gebhard überkommt es in wehmüthigem Erinnern. Vor einem Jahre ritt er denselben Weg, aber mit welch anderen Empfindungen. Solch thörichtschöne Hoffnungssträume schwellten ihm die Brust, erfüllten

seine Seele, und jetzt hat er sie eingeargt, seine junge prangende Liebe.

Nur ein Jahr! und wie verändert dünkt ihm Alles.

Auch damals ritt er an Stoppelfeldern vorbei, aber er achtete ihrer nicht — jetzt geht es ihm durch den Sinn:

„Gesehnitten das Feld und so mancher Schnitt
Ist mitten durchs Herz gegangen.“

Mitten durchs Herz! und heiß brennt die Wunde bei jeder Berührung. Wird sie je vernarben?

„Kann was das Herz so tief empfand
Gleich einem Traum verschweben?

Verfliegt das heiligste Gefühl?

O eitles, eitles Leben!“

Wie hat er Martha geliebt, mit allen Fasern seines Ichs — und doch? wird auch er sprechen —

„Wie liegt das Alles hinter mir

Als ob ichs nie erlebte?“ —

Das Widerstrebende, das Vergängliche aller Gefühle, es legt sich ihm in neuem Druck auf die Seele. Hat nichts Irdisches Bestand? Sind wir nur der Spielball unjerer Empfindungen, erst lodrende Flamme, dann verfühlende Asche. — Wandel, Vergehen, in uns und um uns.

O eitles, eitles Leben!

Auch hinter Nora's ernster Stirn ringen die schweren Gedanken. Ein Grieg'sches Lied, das May neulich gesungen — klingt ihr im Ohr, die ergreifenden Worte hallen in ihr wider.

„Ich bin der scheidende Sommer!“ Ja das ist Gebhard ihnen allen und in drei Tagen soll er fort, für lange, lange Wochen.

Ihr Herz krampft sich zusammen. Wie anders ist Alles, wenn er in ihrem Kreise fehlt.

Ernster, gereifter ist er ihr in diesem Sommer erschienen, aber auch mehr Verständniß für ihre Eigenart hat sie bei ihm gefunden, und sie sind sich näher gekommen in tiefster Seele, näher als je zuvor:

„Du bist der scheidende Sommer, wir sind der sterbende Wald!“ variirt sie die Worte des Liedes.

Er weiß es ja nicht, er kann es kaum ahnen, wie einsam und öde es in Krakenorm ist, wenn er fort und die Mutter, deren Zustand der Winter immer verschlimmert, stiller wird, wie zusammensinkt in ihrer Sehnsucht nach dem Sohne, — wenn der wortfarge Vater noch mürrischer und schweigjamer sich giebt, — es wieder Winter wird, nicht nur in der Natur, auch in ihrem geistigen Leben.

Ein schriller Schrei tönt aus der Höhe.

„Siehst du die Kraniche, Nora, dort, aus Norden kommend. Früh in diesem Jahr beginnt ihr Zug. Wie sie die Richtung einhalten, ich muß es immer bewundern. Ein Instinkt, der unfehlbar zum Ziele weist.“

„Die Glücklichen!“ denkt Nora. „Wer doch mitkönnte.“

Fremde Länder sehen, hochragende Schneegebirge, die Wunderbauten großer Städte, ein ewig blaues Meer — wie oft hat sie sich das gewünscht.

So zehrender Sehnsucht voll ist dies Mädchenemüth, das verurtheilt ist zu einsamem Landleben in seiner schwersten Form, der fast vollständigen Mittellosigkeit, die nur dem Allernöthigsten gerecht werden kann, wie eine Fessel an allen Ecken und Enden hindert, drückt und reibt, jeden Aufschwung verhindert, lähmt.

Und wird es je anders werden? Wird eine liebende Hand kommen, die Fesseln lösen, den Käfig öffnen und sagen: „Fliege mit mir dahin, wohin mit raschem Fluge die Wandervögel ziehen, wo unter an-

derem Himmelsstrich das Blut leichter durch die Adern kreist, nicht graue Melancholie die Seelen in ihre Schleier hüllt.“

In Therenhof finden sie nur Elijabeth zu Hause. Sie hat sich vor einigen Tagen bei einem Lauspiel den Fuß leicht verlezt und muß ihn schonen. Ihre Eltern sind nach Sessen zu Trostberg's gefahren, die Brüder zu Reckenstein's-Roggenthal, und die ganze Kinderchaar hat unter Marie's Führung einen Ausflug in den Aufswald unternommen.

„Ich denke, sie kommen Alle bald zurück.“

Elijabeth bietet ihren jungen Gästen Kaffee und Früchte an und man erzählt sich gegenseitig von den Erlebnissen der letzten Tage, feiert Reminiscenzen an einen Pifnik: „Marie ist noch in heller Begeisterung, wie gut ihre Majcha und Ihr Pegajus, Herr von Rehbürg, die Touren der Quadrille ausgeführt haben.“

Aber das Gespräch stockt immer wieder.

In Gebhard lassen sich die durch den Ritt geweckten Gedanken nicht so rasch zurückdämmen.

Martha's Gestalt, in ihrem ganzen Liebreiz, steht wieder vor seinen Geistesaugen, und die Qual um ihren Verlust überkommt ihn noch einmal mit voller Macht.

Abwesend starrt er vor sich nieder, etwas Gespanntes liegt in seinen Zügen, derselbe Ausdruck, der Elijabeth im April in Dorpat erschreckt.

„Was hat er nur?“ fragt sie sich.

Forischend beobachtet sie die Geschwister — vielleicht ist zwischen ihnen was vorgefallen? oder ist es der Abschied von Therenhof, von ihr?

Es durchzuckt sie schmerzlich — nein das ist es nicht.

Gleichmäßig, ruhig freundlich ist immer sein Benehmen ihr gegenüber — wie das eines Freundes, fast eines Bruders, aber mehr empfindet er nicht für sie, das weiß sie längst.

Wieviel stumm verchwiegene Qual hat ihre Seele kennen gelernt in den Sommerwochen!

Blässer und blässer ist sie dabei geworden und in angstvoller Zärtlichkeit hat sich Marie mehr als einmal gefragt: „Was soll daraus werden?“

Es ist doch wirklich eine ganz dumme Sache, diese sogenannte große Liebe, mit ihrem Hangen und Bängen in schwebender Pein. Wenn man soviel Vergnügen davon hat, bedanke ich mich bestens dafür, ihre nähere Bekanntschaft zu machen.“

„Ist es euch recht, etwas zu musizieren, da ein Spaziergang für mich ausgeschlossen ist?“ fragt Elisabeth Nora, nachdem sie den Kaffeetisch verlassen haben und wieder eine Pause in der Unterhaltung eingetreten ist.

„Sehr recht,“ stimmt Nora zu, in der Hoffnung, daß sie dadurch alle auf andere Gedanken kommen werden.

Sich auf Nora's Arm stützend ersteigt Elisabeth vorsichtig die Treppe und sie treten in den kleinen Musiksaal, wo Claviere, ein Harmonium und andere Instrumente stehen.

Elisabeth beugt sich zu einem Notenschrank herab und sucht in demselben herum.

„Ich habe da neue Musikalien, die sehr hübsch zu sein scheinen. „Ungarische Tänze“ von Keler Béla.

Die Gräfin Reckenstein hat sie mir aus dem Auslande mitgebracht. Gestern waren die lieben Alten hier und erzählten viel von ihrer genußreichen Reise. Sie waren in Biarritz, Paris und auf der Rückreise haben sie in Berlin Trostberg's getroffen, „das allerjüngste Paar“, wie Papa sagt. Es kommt bald ins Land zurück.“

„Auch in diese Gegend?“ fragt Nora, mit scheuem Blick den Bruder streifend.

„Ja! man erwartet sie in Seffen — ich glaube schon in den nächsten Tagen.

Martha soll wunder schön und strahlend glücklich ausgehen haben. Trostberg ist ja auch so sympathisch, trotz seiner Häßlichkeit, und wie ich Martha kenne, sind sie für einander geschaffen.“

Gebhard, der im Begriff stand den Bechstein zu öffnen, läßt den Deckel jäh fallen.

Die Saiten klirren, als ob sie sprängen.

„Entschuldigen Sie, Fräulein Elijabeth.“

Wie gepreßt hat die Stimme geklungen.

Mit den Worten „da sind die Noten — die Kinder verkramen immer alles,“ wendet sich Elijabeth um und bemerkt den verstörten Ausdruck in Gebhard's Zügen.

Die Augen blicken finster. Zwischen den Brauen steht, tief eingegraben, eine senkrechte Falte. Und plötzlich durchzuckt sie eine Ahnung, blendend, athemraubend.

Martha hat er geliebt! Also das war's. Ihre eigene Liebe macht sie hellseherisch. All diese Jahre hindurch hat er Martha geliebt.

Bild reiht sich an Bild — Derbiten, Essen, Dorpat im März, als Martha sich verlobt hatte. Glied greift in Glied — die Gedankenkette schließt sich fester und fester und ihr ist, als umspanne sie ihr Herz.

In ihren Ohren braust es — sie fühlt wie ihre Hände eiskalt werden und alles dunkel vor ihren Augen.

„Nora, vielleicht übernimmst du den Bass und ich beendige unterdessen eine Arbeit, die Mama mir aufgetragen hat — wir schicken morgen ein kleines Postpaket an Jnga. — Du spielst ja viel besser vom Blatt, wie ich.“

Und während die Geschwister die schwungvolle Composition des ungarischen Componisten durch ihr sicheres Spiel zu bester Geltung bringen, sitzt sie etwas entfernt von ihnen und beugt sich tief über ihre Arbeit.

Mechanisch zieht sie die Häkelnadel hin und her, wirft, obgleich sie kaum hingehört, dazwischen eine Bemerkung zu den Spielenden hinüber: „Hübsch, nicht wahr?“ „Bravo, ausgezeichnet vorgetragen!“ „Wiederholt doch bitte diesen Czardas.“ „Nächstens spielt ihr ihn wohl schon auswendig,“ und dabei steht vor ihrem inneren Auge nur das eine: „Martha war's, Martha.“ Er hat sie geliebt und sie hat es vermocht einen anderen zu wählen, einen Gebhard zu verschmähen. Nun ja, er war ja noch so jung, vielleicht zu jung, um bei dieser umworbenen Schönheit in Betracht zu kommen, aber doch . . .

„Ein Jüngling liebte ein Mädchen,
Das hat einen andern erwählt . . .“

O das grausame, grausame Leben!

Da rollt es draußen vor der Anfahrt.

„Das ist Marie mit den Krabaten!“ Sie ruft es überlaut, froh der Ablenkung. — „Nora, sieh bloß diesen Aufzug und alle Körbe voll Nüsse. Das hätte ich nicht erwartet, man stiehlt uns soviel weg im Park, trotz des Buschwächters, den Papa zur Bewachung hingeschickt.“

Die uns schon bekannte Liniendroschke und ein sogenannter Kirchenwagen halten vor der Hausthür und entleeren ihre Insassen auf die Vortreppe.

Hausmütterchen sieht sich bald umringt von all dem kleinen Volk, Mädchen und Buben, die glühend von Entzücken und athemlos vor Eifer alle zugleich berichten wollen von den aufregenden Erlebnissen des Nachmittags.

„Wir haben Kartoffeln in der Asche gebraten —“

„Ich habe zum ersten Mal Bier getrunken“ —

„Aber ich habe eine Schlange gesehen und Marie hat sie mit ihrem Sonnenschirm todtgemacht.“ — „Und dann haben wir sie auf einen Ameisenhaufen gelegt.“

„Ich will — bitte Elisabeth, erlaube, daß ich die

Mascha ausfahre," so plappert's und schnattert's durcheinander, giebt der Angerufenen Zeit ihre Fassung wiederzufinden.

"Wie wäre es, wenn ihr mal erst die Tante und den Onkel hier begrüßtet, ein Patſchhändchen geben würdet," ermahnt ſie.

"Tag Gebhard," ſagt der kleine Ulrich, der noch etwas ſtrammer und kugelrunder ausſieht, als vor einem Jahr, — „biſt du auf Pegasuſ gekommen? Darf ich ihm Zucker bringen?"

"Bleibe aber nicht lange im Stall, Brüderchen, es kommt ein Gewitter," ſagt die zwölfjährige Thekla mit altkluger Miene — „es donnerte ſchon ein paar Mal."

"Ja!" beſtätigt Marie, die unterdeſſen Nora zärtlich begrüßt und viele Mal abgeküßt hat.

"Ganz ſchwarz zieht es aus der Stallecke herauf und daſ iſt herrlich — nun müßt ihr zur Nacht hierbleiben! — Bitte Nora, ja?"

"Nein Mariechen, daſ geht nicht, wir wollen ſo raſch wie möglich nach Hauſe, nicht wahr, Gebhard?"

"Ja, Nora, du haſt recht. — Kleiner Ulrich, du fixeſ Kerlchen, willſt du mal zum Stall laufen und anſagen, man ſolle den Pegasuſ ſatteln und daſ andere Pferd aus Kraſenorm, Norne."

"Die bekommt auch Zucker," ruft Ulrich, und, ſo ſchnell ihn ſeine dicken Beinchen tragen können, ſtürmt er ab.

"Wirklich ihr könntet hier bleiben, es wäre ſo hüßlich," beredet Marie und ſchlingt den Arm um Nora.

"Du würdeſt in meinem Zimmer ſchlafen und wir könnten unſ einmal ordentlich ausſchwazzen. Wir ſehen unſ viel zu wenig! Im Winter ſoll ich wieder nach Dorpat und zum nächſten Georgi ziehen wir weit fort. Daſ iſt daſ Neueſte. Papa hat ein Gut gekauft — im Fellinſchen — und will daſ in eben ſolche

Musterwirthschaft verwandeln, wie Therenhof, um es Max zu übergeben, wenn derselbe ausstudirt hat. — Sei nicht hartherzig, Nora, lasse dich erweichen — wenn du willst, schicken wir einen Boten nach Krafenorm, damit deine Mutter sich nicht ängstigt.“

Lauter und lauter grollt es in der Ferne.

„Danke, Fräulein Marie,“ erwidert Gebhard für die Schwester.

„Heute müssen Sie uns schon fortlassen. Meine Ferientage sind gezählt und ich möchte Mama die letzten Abende nicht allein lassen.“

Nora und Gebhard haben schon ihre Pferde bestiegen, da hört man das Geräusch eines sich rauh nähernden Wagens.

„Das sind die Eltern,“ ruft Marie und freundlich begrüßen, von ihrer Kalesche aus, Herr und Frau von Theren ihre jungen Gäste.

„Sie wollen fort? des Gewitters wegen. Es kommt böß herauf, ich fürchte, Sie werden pitschnaß.“

„Wir werden scharf zureiten — es sind ja blos 10 Werst,“ giebt Gebhard zurück.

Mit verschleiertem Blick umfaßt Elisabeth Reiter und Kopf.

„Wie vor einem Jahr!“ denkt sie und doch alles so anders. Eine stille Mondnacht damals und in ihrer Seele der Widerschein ihres Friedens! — Und jetzt?

„Wir bringen euch eine hübsche Nachricht, die auch deine Eltern interessiren wird, Nora — Inga Rehburg hat einen Sohn und der Jubel ist groß. Die Estafette kam, an während wir bei Tisch saßen und natürlich gab es gleich Champagner. Erica bekam heute auch eine Karte von Martha Trostberg . . .“

„Um Gottes Willen, Elisabeth,“ schreit Nora entsetzt auf.

Kerzengerade hat sich Pegasus aufgerichtet, bäumt sich hoch auf, seine Hufen blißen gerade über Elisabeth's Haupt.

Aber schon hat Gebhard mit eiserner Hand den noch immer auf den Hinterbeinen stehenden Hengst eine halbe Wendung machen lassen und niedergezwungen.

„Bravo! Sie könnten Kunstreiter werden,“ ruft die unerfrockene Marie begeistert aus.

Gebhard hat sich tief herabgebengt.

„Haben Sie sich sehr erschreckt, Fräulein Elisabeth?“

„Sind ja fixe Mädchen, meine Töchter, die fallen nicht gleich in Ohnmacht, wenn ein Pferd sich ein wenig ungeduldig stellt,“ beruhigt Herr von Theren.

„Solch Araberblut muß auch noch gut baltische Sitten kennen lernen, hat sich noch nicht gewöhnt an das „Früh gejattelt, spät geritten.“

Aber nun machen Sie wohl, daß Sie fortkommen, dann schlüpfen Sie vielleicht noch durch.“

Noch einmal beugt sich Gebhard zu Elisabeth herab, die Horne's Hals klopfend, zwischen den Pferden der Geschwister steht.

„Wie blaß Sie sind, Elisabeth, ich fürchte, Sie haben sich doch erschreckt. Verzeihen Sie meine Unachtsamkeit. Sobald ich nicht aufpasse, macht Pegasus, in jugendlichem Uebermuth, noch solche Mätzchen. Es wird mit der Zeit vergehen.“

Wortlos blickt sie zu ihm auf, ein eigenthümliches Licht flackert in ihren sonst so klaren, ruhigen Augen.

„Spare deine Worte, denn nicht so hängt es zusammen. Martha Trostberg! diese Zusammenstellung hast du nicht ertragen,“ denkt sie.

Ein Zucken der Hand, ein Ruck am Zügel, der Sporn, welcher dem feurigen Thier zu tief in die Weichen drang und es steilte, es bäumte sich auf, ein

unwillkürlicher Beweis des noch kaum bezwungenen Wehs im Herzen seines Reiters.

Hätten des Rosses Hufen sie doch zermalmt — ihr wäre wohl. Martha hat er geliebt, er liebt sie noch. Mein Gott, das ist ja Sünde!

Immer näher und näher rollt der Donner.

Kein Blatt regt sich, die Natur hält den Athem an, aber in den oberen Schichten jagen und überjagen sich die Wolken. Wie eine Schaar riesiger Sturmögel fliegen sie heran, verhüllen die Sonne,

Die Geschwister setzen ihre Pferde in Bewegung.

„Halt, noch eins, junger Mann,“ ruft Herr von Theren. „Erzählen Sie Ihrem Papa, daß unser alter Kirchspielsrichter seinen Abschied nimmt — er war nachgerade wirklich zu schlafmüzig geworden — und daß wir mit dem Grafen Reckenstein heute besprochen haben Trostberg als Candidaten für diesen Posten aufzustellen. Später kommen Sie an die Reihe, Sie großer Jurist. Und nun bonne chance, kommen Sie gut nach Hause.“

Als einige Stunden später die jungen Mädchen den Eltern gute Nacht sagen, nimmt der Vater Elisabeth's Gesicht zwischen seine Hände und sieht ihr forschend in die Augen, welche so ungewohnten Glanz haben.

„Was ist dir, Herzenskind? Du bist so blaß und scheinst doch Fieber zu haben. Schmerzt dein Knöchel?“

„Ja, etwas, Papa und dann habe ich meine dumme Migräne — es war heute tagsüber so schwül.“

Und wie um weiteren Fragen zu entgehen, wendet sie sich zur Mutter „Gute Nacht, Mamachen.“

„Du solltest doch lieber deinen Fuß ordentlich schonen,“ meint diese „und dir von Marie ein paar Tage lang regelmäßig Umschläge machen lassen.“

„Ja, das will ich versuchen,“ erwidert sie leise und küßt der Mutter die Hand.

Mühsam schleppt sie sich die Treppe hinauf, ihr schwindelt bei jedem Schritt und ihr ist, als läge Blei in ihren Gliedern. Als sie in ihrem Stübchen angelangt und die Thür abgeschlossen, bricht ihre mühsam bewahrte Fassung zusammen und aufschluchzend schlägt sie die Hände vor's Gesicht.

Lange liegt sie auf den Knien und kämpft den ersten schweren Kampf ihres Lebens.

Wunschlos sei ihre Liebe, hat sie gemeint, nichts für sich fordernd, aber, ihr selbst unbewußt, ist in ihrem Herzen eine Hoffnung aufgekeimt, eine stille Zuversicht, daß Träumen Erfüllung wird, und Glück kommt über Nacht, wie im Märchen.

Und nun, während draußen im Aufruhr der Elemente Blitz auf Blitz folgt, unablässig der Donner grollt und der Regen in schweren Strömen niederregnet — tobt in ihr ein Gedankensturm und entblättert mit grausamer Macht den duftenden Rosenstrauch ihrer hoffenden Liebe.

Müde und zer schlagen sucht sie ihr Lager auf.

Grau bricht der nächste Morgen an.

„Na, Elisabetha, dir siehst man die schlechte Nacht auf den ersten Blick an,“ begrüßt sie der Vater. „Das war aber wirklich ein böses Wetter, von Schlaf keine Rede bei dem Donnern und Blitzen.“

Und immer neue Gewitter zogen von allen Seiten auf. Im Garten und Park hat es auch arg gewüthet, Mama's schönster Rosenstrauch ist gebrochen, und in die alte Weide, unten am See, wo du deinen Lieblingsplatz hattest, ist ein Blitz gefahren, der Stamm ist ganz zerplittert.

Und heute geht es gewiß auf's Neue los — es ist drückend schwül — aber dann heißt es wohl endgiltig — ade Sommerwärme!“ . . .

*

*

*

Der letzte Abend vor Gebhard's Abreise ist gekommen. Nach dem Abendessen hat sich Frau Abda von dem Sohn auf die Vortreppe führen lassen und er sitzt an ihrer Seite, ihre Hand in der seinen, den Kopf an ihre Schulter gelehnt, wie er es in seinen Knabenjahren zu thun pflegte. Dieses Anschmiegende, bei aller Festigkeit des Charakters, dieses Bärtlich-Weiche hat immer etwas unendlich Beglückendes und Wohlthuendes für seine Mutter gehabt, dazu beigetragen ihr seine Nähe zu einer so unerseßlichen zu machen.

Es ist eine für die Jahreszeit selten milde Nacht. Alle Geräusche sind verstummt, Stille breitet sich aus, mehr und mehr. Nur hin und wieder raschelt es im Grase, ein Käuzchen läßt seinen durchdringenden Schrei vernehmen, und wie leise Klage raunt es in den Wipfeln der Ulmen am Hause.

In den Fenstern der Knechtswohnungen verlöscht Licht auf Licht, tiefe Dunkelheit lagert ringsum, nur am südlichen Horizont flammt es bisweilen auf, gespenstische Wolkengebilde sekundenlang erhellend in feurig zuckendem Leuchten.

Der Mutter schweres Herz ist zum Springen voll. Sie fühlt sich so angegriffen, geht mit jedem Jahre einem schwereren Winter entgegen. Sieht sie ihren Einzigen wieder?

Sie versucht, sich immer wieder daran aufzurichten, daß es nur noch acht Monate dauert, er danach ganz bei ihnen bleibt, aber als der Gedanke sie durchschauert, morgen, um diese Zeit ist er weit, weit von ihr, muß sie wieder seine herzerwärmende Nähe missen, lange trübe Herbst- und Wintermonde hindurch, — da fliegt ein leises Beben durch ihre Glieder.

„Wird es dir nicht zu feucht, Mamachen? Soll ich dir ein Tuch holen, oder sollen wir hineingehen?“

„Besteres wird wohl vernünftiger sein, mein Sohn, es ist plötzlich kühl geworden. Und du spielst mir vielleicht noch etwas vor?“

„Gewiß Mama, sehr gerne.“

Er geleitet sie in den Salon, wo Nora arbeitend an der Lampe sitzt und nimmt selbst am Flügel Platz.

Einige einleitende Akkorde und in rauschenden mächtigen Harmonien durchfluthen die Tonwellen des klangvollen Instruments den großen, aber niedrigen Raum. Und es ist als weiteten sich die Wände, als höbe sich die altersgeschwätzte Lage und als trügen diese Klänge die Seelen der Zuhörer in lichtere Sphären, hoch empor über irdisches Leid und irdische Lust.

Er spielt und spielt, aber jetzt nicht mehr bekannte Melodien berühmter Componisten, der eigenen Phantasie läßt er freien Flug, und seine Mutter, die mit geschlossenen Augen und mit gefalteten Händen im Sessel ruht, lauscht mit ganzer Seele.

Ihr ist, als redeten Engelsstimmen zu ihr aus diesem brausenden Meer von Tönen, in denen das wechselnde Auf und Ab einer reichen Gefühlswelt sich widerspiegelt.

Lange spielt er so. In immer neuen Variationen quellen die gewaltigen Harmonien unter seinen Fingern hervor, bald wettert es im Bass wie Hadern und Grollen, dann wieder jauchzt es in jubelnder Seligkeit. Doch allmählig werden die Accorde immer gehaltener, ernster, und immer wieder, wie eine stetig wiederkehrende Klage tritt eine einfache, schwermüthige Melodie hervor die, tiefer Wehmuth voll, zu singen scheint von Entsagen, von Scheiden und Vergehen, so klagend und ergreifend, daß der Mutter Augen sich mit Thränen füllen.

Noch einmal in hin- und herwogenden Arpeggien rauschen die Saiten, dann leise, wie ersterbend, verhallen vom Klavier her die Töne! —

Einen Augenblick bleibt es ganz still, dann fragt Nora: „Was war das, Gebhard?“

„Ich würde es Abschied nennen,“ sagt Frau von Rehburg.

Der Sohn tritt hinter ihren Stuhl und drückt einen innigen Kuß auf ihren Scheitel. „Wie sie mich versteht,“ denkt er und dann legt er ihr ein Blättchen in die Hand und flüstert: „Da hast du die Worte dazu — Elizabeth Theren hat sie mir einmal gegeben und schon den ganzen Tag ging mir die Melodie im Kopfe herum.“

Frau Abda entfaltet das Blatt.

„Lebwohl, Lebwohl! Kurz ist das Wort,
Der Inhalt aber tief,
Lang tönt es noch im Herzen fort
Nachdem der Mund es rief.
Auf Wiedersehn! Melodisch Wort
Voll Trug und Süßigkeit,
Du ruhst als tief verhüllter Hort
Im Schooß der Ewigkeit.“

„Auf Wiedersehn! melodisch Wort, voll Trug und Süßigkeit,“ wiederholt sie halblaut.

Der nächste Morgen bricht an, kühl, grau — „Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter, damit einem die Trennung vom Landleben nicht allzuschwer wird,“ meint Gebhard.

„Seels kungs, die Pferde sind vor,“ meldet der Diener.

„Adieu, Papa.“ Sie schütteln sich die Hand als Männer, aber die Mutter hängt lange schluchzend an seinem Halse. Er allein kann hören, was sie flüstert in ausbrechendem Herzensweh. „Nimm dich in Acht, mein Liebling. Gott schütze dich, immer und überall.“

„Weine nicht so, liebes, liebes Mamachen, ich komme ja wieder.“

„Ja, du kommst wieder.“ Aus ihren nassen Augen trifft ihn solch weher, angstvoller Blick, daß auch seine Wimpern sich feuchten.

Beruhigend und tröstend gleitet seine Hand über ihren weichen Scheitel, dann küßt er sie mit inniger Liebe, zieht immer wieder die kalte, zitternde Hand an seine Lippen.

Und die Stimme zu einem fröhlichen Klang zwingend: „Gewiß komme ich wieder, erst zu Weihnachten und dann zu Pfingsten und dann bleibe ich überhaupt ganz bei dir — ganz, denke immer daran.“

Nur hin und wieder fahre ich auf einige Tage nach Riga zu den Terminen und alle drei Jahre einmal zum Landtag, die übrige Zeit wird hier geschuftet, daß die Nachbarn sich wundern sollen. Und mein Mamachen hilft bei allem mit Rath und That — nicht wahr? so machen wir es!“

Unter Thränen lächelnd sieht sie zu ihm auf, zieht seinen Kopf zu sich herab und haucht einen Segensfuß auf seine Stirn.

Nora steht bei den Pferden und hält ihnen abwechselnd ein Stück Zucker nach dem anderen hin. Keine Muskel zuckt in dem blassen Gesicht, aber bisweilen geht ein Schauer durch ihre Gestalt.

„Du bist der scheidende Sommer,“ klingt es ihr wieder im Ohr.

„Lebewohl, Schwesterchen. Bleibe gesund, pfleg' unser Mamachen gut und schreib so häufig als möglich. Und nun noch einen allerletzten Kuß, Mamachen, und auf Wiedersehn!“

„Auf, Wiedersehn, auf Wiedersehn.“ Er schwenkt die Mütze, sie wehen mit den Tüchern bis der Wagen um eine Wegbiegung verschwindet, und ihnen allen ist es, als sei der Tag noch grauer und trüber geworden, so schwer legt sich die Trauer des Abschieds auf ihre Seelen.

Wie verabredet, trifft Gebhard einige Kameraden in Wenden und weiter geht die Fahrt.

Man berichtet gegenseitig über die Erlebnisse des Sommers, bespricht die Aussichten des Winters.

„Ich habe es Papa mit Handschlag versprochen müssen wenigstens einige Collegia's zu besuchen“, sagt Max und macht ein klägliches Gesicht.

„Er sagt, man dürfe sich nicht aeternisiren, wenn man neun Geschwister hat. — Dieser glückliche Lionel“, er klopft seinem jüngeren Bruder freundschaftlich auf die Schulter.

„Nächstens bin ich schon ein abgefrähter Brander und für den nimmt das Fuchsleben erst seinen Anfang — Bücher und Studium liegen für ihn in dämmernder Ferne.“

„Aber wir wollen wieder mächtig büffeln, nicht wahr, Riesenbär? — und dann könnt ihr uns im nächsten Frühjahr feierlichst committiren“, erklärt Gebhard.

„Die Lieder dazu kennen wir jedenfalls, haben sie bei Paul tüchtig einüben müssen“, „Ecco venit te salutans“, beginnt einer.

„Brr, das klingt gräßlich trübselig — spülen wir es schleunigst mit etwas anderem ab“, erwidert Riesen. *B. B.:*

„In des Waldibus tiefstibus Grundibus

Ist ein großer Bär zu findibus.“

„Das ist großartig!“ lacht Lionel Theren.

„Und das geht so weiter!“

„Ja, durch alle Sprachen hindurch, lettisch, estnisch, ja sogar chinesisch.

„In des Waldtschin, tieftschin Grundtschin

Ist ein großer Bär zu findtschin.“

Ein Lied folgt dem andern, dann kommt ein „feuchter“ Krug und landschem Bier, sowie den Speise-

paudeln, die mütterliche Liebe pflropfendvoll gepackt hat, wird Ehre gemacht.

Am folgenden Tage raffelt ihr Bierspanner den Stationsberg hinunter und von allen Seiten nicken und grüßen bekannte Gesichter.

„Stoßt an, Dorpat soll leben, hurrah hoch“, intonirt Max und die Mützen schwenkend, halten sie ihren Einzug in die Universitätsstadt.

* * *

Einen Monat später ist Gebhard wieder Senior.
Wie das gekommen?

In ehrlicher Selbsterkenntniß, der übernommenen Aufgabe nicht gewachsen — besonders nicht im Stande zu sein seiner Corporation, der in diejem Semester die Führerschaft im Chargirtenconvent zukommt, die gebührende Geltung zu verschaffen, hat Molten abgedankt. In vertraulicher Sitzung mit den älteren Landsleuten, haben die Chargirten beschlossen, den Versuch zu machen, Gebhard zur Annahme der Seniorchaft zu bewegen. Eines Tages erscheint denn auch eine Deputation bei ihm — ziemlich feierlich im Bewußtsein ihrer Wichtigkeit — und bittet ihn, er möchte die Würde des ersten Chargirten wieder annehmen.

Im ersten Augenblick hat er nur eine Abweisung, dann, als sie dringender werden, besonders auch Riesen ihm zuredet, mit den Worten: „Für mich und manchen anderen bist du der Einzige, der augenblicklich in Frage kommt!“ verlangt er Bedenkzeit.

Tagelang kämpft er mit sich, hin und her gezogen von widerstreitenden Gefühlen.

Soll er noch einmal die Last auf sich nehmen, seine Zeit der Corporation, dem Wohle der Allgemeinheit opfern — denn wenn auch im Kleinen, hier handelt es sich ohne Zweifel darum.

Ein paar unglücklich verlaufene Duelle im Laufe des letzten Halbjahrs haben die obrigkeitlichen Kreise auf's Neue erregt und der Ernst der Sachlage ist nicht wegzuleugnen.

Welch eine schöne Aufgabe noch einmal zu versuchen, seinen vollen Einfluß in die Waagschale zu werfen, für die Idee einzutreten, die er noch immer für die einzig mögliche Lösung in der Pistolenfrage hält — und vielleicht ihr zum Siege zu verhelfen, denn bei dem jetzigen Bestande der Livonia hat er mehr Aussicht als je damit durchzudringen. Aber andererseits sein Studium, sein letztes Examen! Und seine Eltern, was werden sie sagen?!

Eine Nacht liegt er schlaflos, das Für und Wider erwägend, dann sagt er: „Ja!“ — Und als er zum ersten Mal wieder einem Convent präsidiert, da fühlt er es mit dem Hochgenuß der zum Herrschen geborenen Natur, welcher ein Reiz darin liegt Führer zu sein, an der Spitze zu stehen, seinen Einfluß zu bethätigen, einzuwirken auf das Wachs, welches man die Masse nennt — dieser leichtflüssige, bewegliche Stoff — der nur da zu sein scheint, damit der zielbewußte Geist ihm seinen Stempel aufdrücke. Er hält eine flammende Rede, die junge Brust erfüllt von dem glühenden Wunsch durchzusetzen, was er für richtig hält und hinreißend erscheint er seinen Zuhörern in der zähen Treue für das einmal auf den Schild erhobene Princip.

Bald schaaren sich seine früheren Parteigänger um ihn und immer mehr neue gesellen sich dazu. Und sie alle fühlen es, es ist etwas Anderes in ihm, etwas Größeres, als früher. Ueber sie hinausgewachsen ist er in der kurzen Spanne Zeit, da er sich fast ganz aus ihrer Mitte zurückgezogen hatte. Kein Jüngling mehr, ein zum Manne herangereifter Charakter, tritt er ihnen entgegen, in der Klarheit seines Denkens, der Festigkeit seiner Anschauungen. Und sicherer das Auftreten,

präciser die Ausdrucksweise, abgeklärter die Meinung zielbewußter das Wollen.

Mehr als je empfinden sie die Macht seiner Persönlichkeit, die stolze Unwiderstehlichkeit seines Wesens und auch die Aeltesten unter ihnen folgen willig der Richtung, nach welcher er weist. Wolfgang schäumt, er fühlt es deutlich, er hat ausgespielt, sein Einfluß vermindert sich immer mehr und wüthender Haß gegen Gebhard frißt an ihm. Er, immer er! Ueberall steht er ihm im Wege, gewinnt, wonach ihm, Wolfgang, gelüstet, die führende Stellung, die Gunst eines Mädchens, die Werthschätzung aller. Diese Gedanken versetzen ihn in Raserei, entfesseln die wildesten Begierden seiner Natur.

Er thut sich keine Gewalt mehr an, treibt es ärger als je. — Verspielte Nächte, wüste Trinkgelage, allerlei Zügellosigkeiten, ein Leben, das herabzieht und entwürdigt.

„So etwas hält auf die Länge auch eine eiserne Constitution nicht aus“, meint eines Tages Axel im Gespräch mit Max, „und wenn er nicht Vernunft annimmt, ist er in einigen Jahren eine Ruine.“

* * *

In der zum Concertsaal umgewandelten Aula der Universität hat sich ein erwartungsvolles Publicum eingefunden, ist es doch eine weltberühmte Sängerin, welche die Estrade betreten soll. Der Abend stellt auserlesene Genüsse in Aussicht und die musikliebenden Bewohner der Stadt, vorwiegend den Professorenkreisen angehörend, aber auch der Adel der Umgegend und sehr viele Studenten aus den verschiedensten Corporationen füllen den weiten Raum, über den ein großer Kronleuchter helles Licht wirft.

Wie immer zu solchen Gelegenheiten ist das Ratheder voll besetzt, nach altem Gewohnheitsrecht, nur

von Livonen. Ein paar vorwitzige Fische, die, sich sehr schlau dünkend, frühzeitig gekommen und vorne hingestellt haben, werden bald eines Besseren belehrt und ob ihrer Dreistigkeit weidlich gehänjelt. Nachdrücklichst wird ihnen klar gemacht, daß sie sich ihre Plätze anderweitig zu suchen, sich dahin zu verfügen hätten, wo solch kleines Gelichter hingehöre. Hier oben hätten bloß „die Matadore“, wie Axel sagt, ihre angestammten Stehplätze.

Und bald erheben sich über den anderen, dem ganzen Saale weithin sichtbar, Riesen's Reckengestalt neben Gebhard's Charakterkopf, Erich's energische Züge, Wolfgang's kühnes Profil, Axel's pfiffiges und Max' knabenhaftes Schelmengesicht, Ecken und Sandern's sympathische Physiognomien und manch Blick aus schönen Mädchenaugen fliegt verstohlen oder mit heiterem Grinsen und Nicken hinüber zu der Gruppe.

„Ich kann mir denken, was die wieder für Witze reißen über die ganze Gesellschaft“, flüstert Marie ihrer Schwester zu. Die Professorin und ihre Nichten sitzen in der achten Reihe, so daß sie die jungen Herren in einiger Entfernung links vor sich haben.

„Axel macht natürlich mit Wonne boshafte Bemerkungen, das sehe ich an seinem Lächeln und zitterndem Schnurrbart — wenn er doch das Moquieren lassen könnte. — Ah, sieh' doch Elisabeth — da ist Ida Walldorff. Wie piquefein sie sich gemacht hat und wie sie nach dem Katheder zu coquettirt.“

Ein Glockenzeichen, und die Concertgeberin, gefolgt von ihrem Accompagnateur ersteigt das Podium. Ein Beifallsturm begrüßt sie. Einige Schubert'sche Lieder bilden den Anfang des Programms und werden vollendet vorgetragen. Dann folgen einige andere, neuere Compositionen.

Als die erste Pause eingetreten, redet Marie wieder auf die Schwester ein.

„Richtig, statt uns zuerst zu begrüßen, steuert Axel geradenwegs auf Walldorff's zu und was Ida für Augen macht — so ein Gräuel.“ Auf wen sich dieses lebenswürdige Epitheton bezog, ergründet Elisabeth nicht weiter — sie ist allzujehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Ein Lied, welches die große Künstlerin ergreifend schön gesungen, hat sie gepackt in tiefster Seele, als sei die Mahnung an sie gerichtet.

„O versenk, o versenk Dein Ledi, mein Kind
In die See, in die tiefste See.“

„Elisabeth!“ Marie zupft sie am Ärmel. „So sieh' doch, wie er scharmenzelt und Ida, wie sie himmelt, coquettirt und alberirt — einfach gräßlich.“

„Sprich doch leiser, ich bitte dich, Marie“, ermahnt die Tante.

„Ah, da erscheint die Joachim wieder.“

„Frauen-Liebe und -Leben“ bestrickt die Zuhörer durch die Meistererschaft, mit welcher die gottbegnadete Stimme Schumann's Musik vorträgt und wieder durchschauert es Elisabeth.

„Nun hast du mir den ersten Schmerz gethan.“

Sie blickt hinüber zu dem Katheder. Welch blühendes Leben auf den jungen Gesichtern, und doch — mäht der Schnitter Tod nicht auch grüne Lehren?!

In der zweiten Pause schiebt sich, durch das Gemühl plaudernder Menschen, Axel bis zur achten Reihe. Marie begrüßt ihn ziemlich ungnädig.

„Nun, Fräulein Commilitone, sind Sie ganz weg? So eine herrliche Composition von Schumann, dieser Cyclus. Das ist gerade mein Ideal einer Frau, die ein Lebenlang singen und sagen kann: „Er der Herrlichste von allen.“

„So?! und ich finde die Worte gräßlich und noch dümmmer die andere Stelle: „Wie hat er unter allen mich Ärmste erhöht und beglückt.“ Dummes Zeug. Wir beglücken, wenn wir uns gnädig herablassen,

einen Mann zu heirathen, und er mag in Verehrung emporsehen."

Axel lacht über das ganze Gesicht.

"Da sind Sie ja ultramodern, Fräulein Marie, emancipiren sich und wollen von dem: „Er soll dein Herr sein“, wohl auch nichts wissen."

"Natürlich nicht. Das ist erst recht dummes Zeug."

Marie sagt es so laut, daß die Tante wieder mahnt.

"Leiser, Kind“, und hinzusetzt: „Warte nur, die Stunde wird auch noch kommen, wo du ganz anders reden wirst."

Nach Schluß des Concertes treffen die Damen in der Garderobe Max, Gebhard, Wolfgang und andere Bekannte.

"Dürfen wir die Damen begleiten?" fragt Gebhard, nachdem man einige Phrasen über den gehaltenen Genuß ausgetauscht.

"Danke, Herr von Rehburg“, erwidert die Professorin. „Ich dachte schon Max oder einer der Herren würde uns den Cavalierdienst gerne leisten. Im Uebrigen können Damen, trotz der vielen übermüthigen Jugend, unbehelligt allein gehen“, fährt sie fort. „Die Studenten attaquiren ja nicht, zu ihrem Lobe sei es gesagt."

"Na, so bestimmt würde ich darauf nicht schwören, Tantchen. Sagen wir „selten“, dann wird es eher stimmen."

"Es regnet Verweise in letzter Zeit, für unangemessenes Betragen, wie der Kunstausdruck lautet.“ Max äußert es, mit einem Seitenblick auf Wolfgang.

Derjelbe hat sich gebückt, um Elisabeth die hohen Galloischen anzuziehen. Ihr Blick streift das junge, verlebte Gesicht. „Auch das!“ denkt sie mit innerem Ekel.

Sie schreiten durch die Ritterstraße, voran Marie und Max. Gebhard hat bei einem Straßenübergang der Professorin den Arm gereicht und führt sie fürsorglich auf dem schmalen Trottoir.

Wolfgang geht an Elisabeth's Seite.

„Willst du nicht meinen Arm nehmen, Cousine? Es ist stellenweis sehr schlüpfrig, und du könntest ausgleiten.“

„Nein danke, Vetter, ich bin ganz sicher auf den Füßen.“

Es klingt abweisend, und er beißt die Zähne aufeinander. Eine Zeitlang verfolgen sie schweigend ihren Weg.

„Werdet ihr Sonnabend auf dem Valle bei Waldorff's sein?“

„Ja, gewiß, wenn nichts Unvorhergesehenes eintritt. Marie ist auch eingeladen. Hoffentlich erhält sie von den Eltern die Erlaubniß hinzugehen. Es wäre ihr erster Ball und sie freut sich so darauf.“

„Darf ich dich um den Cotillon bitten, Elisabeth?“

Leidenschaft vibriert in der dunklen Stimme, und da sie nicht gleich antwortet, beugt er sich tiefer zu ihr hinab — sein heißer Athem streift ihre Wange.

„Komme ich wieder zu spät?“

„Ja! ich habe ihn schon vergeben.“

„Wem?“ zischt er heiser, dicht an ihrem Ohr.

„Herrn von Rehburg!“

„Welchem? Es giebt ja mehrere hier. Aber was frage ich noch“ — lacht er auf, ein häßliches, spöttisches Lachen.

„Natürlich Herrn Gebhard von Rehburg.“

Sie mißt ihn mit tadelndem Blick, aber antwortet ruhig.

„Ja, Gebhard Rehburg. Ich plaudere stets gerne mit ihm.“

„Immer er, überall ist er mir im Wege“, knirscht er innerlich. „Wenn ich ihm das mal heimzahlen könnte, jedes Mittel wäre mir recht.“

„Er verkehrt sehr viel bei Onkel Professor.“ Scharf betont er das sehr — unverkennbare Ironie liegt in der Stimme.

„Mich hält man nicht der Ehre würdig so oft bei euch zu speisen, aber . . .“

„Du warst doch noch vorige Woche da . . .“ unterbricht sie.

„Pflichteinladung — ich weiß, die verehrte Frau Tante kann mich nicht ausstehen. Sie sagt es nicht mit dürren Worten, aber das fühlt sich, ma chère cousine. Es ist fast, als ob sie ihre Kleider zusammenrafft, wenn ich in ihre Nähe komme — so einen mauvais sujet hält man lieber drei Schritt vom Leibe“

Elisabeth schweigt zu den sarkastischen Worten.

Sie kann ihm doch nicht sagen: „Ja, du hast recht. Je seltener du dich zeigst, desto lieber ist es dem, in seinen Anschauungen von Moral, Zucht und Sitte sehr strengen, alten Ehepaar.“

Sie hat sich häufig gefragt, ob man Wolfgang nicht zu streng beurtheilt und hat früher immer seine Partei ergriffen, wenn von ihm die Rede war.

„Ein wüster Gesell“, hat Max einmal gesagt, aber ihre Mädchenreinheit macht sich keinen rechten Begriff davon, was dieses Wort umfaßt — er ist leichtsinnig, ein Durchgänger, ja!, aber verdorben, im Grunde der Seele schlecht? nein, das kann sie nicht glauben.

Eine Seele kann wohl überwuchert werden von schlechten Trieben, aber sie bleibt Gottes Ebenbild, und dem Leben mit seinen scharfen Messern mag es wohl gelingen all das wilde Unkraut auszutilgen.

Ihr hat Wolfgang immer andere Seiten seines Wesens gezeigt, und sie hat Mitleid mit ihm gehabt,

von dem sie weiß, daß er, ohne eigene Mutter aufgewachsen, eine schwere Kindheit gehabt — aber in das Mitleid mischt sich jetzt, bisweilen, ein leises Grauen, und sie hat häufig Mühe es ihm nicht zu zeigen, muß sich überwinden, um in der alten Art und Weise mit ihm zu verkehren. Etwas ist in ihm, seit einiger Zeit, was ihr unheimlich ist, sie immer stärker abstößt.

Langsam sind sie den Thun'schen Berg hinangestiegen und haben die Sternstraße erreicht.

„Kommen die Herren noch herein zu einem Schluck Thee? Nein? Du auch nicht, Max? Nun dann gute Nacht, und ich kann wohl sagen: „Auf Wiedersehen allerseits bei Walldorff's.“

Als Elisabeth für einen kurzen Moment die Hand in Gebhard's Rechte legt, fällt ihr Blick zufällig auf Wolfgang, der hinter ihm steht.

In seinen lauernden Augen flackert es auf, secundenlang, wie eine Flamme lodernden Haffes, dann legt sich der frühere Ausdruck wieder über seine Züge, er beugt sich in seiner chevaleresken Art über die Hand der Professorin und seiner Cousinen, und Elisabeth ist es nachher als habe sie nur geträumt.

* * *

„Ich armes, armes Köschchen, bin ganz allein zu Haus“, trällert Marie mit ganz heiserer Stimme, indem sie, bald hier, bald dort, der Schwester eine Blume fester steckt, oder einen Toilettengegenstand reicht.

„Die Schwester, ja die Schwester, sie ist zum Valle aus. Hätt' gerne sie begleitet, doch sprach . . .“

Ein Hustenanfall unterbricht den Gesang.

„Siehst du, wie recht Onkel hat dir die Ausfahrt nicht zu erlauben — du könntest dir etwas Ernstes holen.“

„Das wäre mir ziemlich einerlei. Es ist wirklich zu fränkend. Da ist man nun mit Mühe und Noth

achtzehn Jahre alt geworden, ganz ordnungsmäßig confirmirt und muß, wegen eines dummen Schnupfens, zu Hause bleiben, — einfach gräßlich, wenn man mit lauter Studenten tanzen könnte, einer netter als der andere. — Was bringen Sie da, Jubler?"

Das Stubenmädchen steht im Rahmen der Thür und reicht der Fragenden zwei, in weißes Seidenpapier gewickelte Gegenstände.

„Dienstmann hat gebracht — für Fräuleins von Theren.“

„Gewiß Bouquets“, ruft Marie. Rasch entfernt sie die Umhüllungen.

„Oh Elisabeth, sieh' wie reizend. Da! der ist für dich.“

Sie reicht der Schwester einen duftigen Strauß von weißen und rothen Blüthen.

„Und hier, — nein wirklich?! für mich?! von Arel Rehburg. Das ist zu nett von ihm. Und wie wunderhübsch, ganz weiß.“

Sie verjenkt ihr Näschen in die Blumen.

„Fräuleinchen, ier hist noch hein Pufett und Wagen hist vor Thir, läßt Err Professor sagen.“

Die Köchin steckt den rothen Kopf durch die Thür.

„Wai! wie hunjer Breilein Elisabeth eite haber ibsch haussteht — wirklich zum Verlieben ibsch. Is wohl zu schade, daß Mariechen Breilein zu Ause pleiben muß.“

„Bon Wolfgang!“ Marie, die Neugierige, hat wieder das Auspacken des „Pufett's“ besorgt.

„Und wie prachtvoll! Das ist sicher nicht von hier. Was machst du aber nun? — zwei Blumensträuße kannst du doch nicht in der Hand halten.“

„Natürlich nimmt sie diesen“, bestimmt die Tante, auf Gebhard's Strauß weisend.

Sie ist schon in Abendtoilette, schwerer, schwarzer Seide und mustert Elisabeth mit befriedigtem Blick.

„Das paßt ja prächtig zu ihrem weißen Kleide mit den rothen Nelken, und außerdem „wer zuerst kommt, mahlt zuerst.“ Und nun tuntele dich gut ein, Kind, daß du nicht auch einen Katarrh bekommst — dann ade Fahrt nach Therenhof zu Weihnachten.“

„Höre, Elisabeth“, flüstert Marie der Schwester in's Ohr. „Danke Axel Rehburg furchtbar für das schöne Bouquet und es thäte mir schrecklich leid nicht damit im Ballsaal auftreten zu können.“

Und dann beobachte mit wem er die Quadrillen tanzt — zum Cotillon hat er Ida Walldorff engagirt, das hat sie mir schon neulich triumphirend erzählt. Meinetwegen kannst du ihr auch einen Gruß bestellen und, bitte, merk dir genau welches Kleid sie trägt. Sie thut sehr geheimnißvoll, aber es soll Wunder was Schönes, Niedagewesenes sein, ganz mit Rosen überstreut oder sowas. Ich glaube es kommt aus Petersburg, und auf elegante Toiletten fallen Herren immer herein. Mache deine Augen überhaupt ordentlich auf — nachher mußt du mir Alles haarklein erzählen — das wird ein kleiner Trost sein. Amüsire dich auch wunderschön,“

„Mariechen, komm nicht auf die Treppe hinaus“, ermahnt die Tante. „Kriech' bald in's Bett, trinke recht heißen Thee und versuche gründlich zu transpiriren, dann bist du schnell wieder gesund.“

Marie schläft fest und süß, als, spät in der Nacht, Elisabeth vom Balle heimkehrt. Mit leisen Bewegungen entledigt sie sich ihres Ballstaats, wirft einen Kämmmantel um die weißen Schultern und beginnt ihr reiches Haar zu lösen und zu glätten.

Wenn sie den Kamm herauf und herabführt blitzen die Edelsteine in ihren Ringen in buntem Farbenspiele — um den schlanken, weißen Hals schlingt sich schimmernd eine Perlenkette, vom Tanze erhitzt glühen ihre Wangen rosiger als sonst, aber sie hat kein Auge

für das Bild, welches der Spiegel widerstrahlt, ihre Gedanken weilen noch bei den Erlebnissen des Abends.

Es war sehr hübsch auf dem Ball, aber sie kann den einen Blick nicht vergessen, den Blick tödtlichen Hasses, ja das war es! der wieder in Wolfgang's schwarzen Augen gefunktelt — Sekundenlang nur und sofort wieder verborgen unter der Maske der Liebenswürdigkeit, die er Damen gegenüber zur Schau trägt.

Er hatte sich fast gar nicht im Tanzsaal gezeigt, zum Cotillon keine Dame engagirt, aber in der Blumentour hatte er mit anderen Herren, die keine Tänzerin mehr gefunden, in der Thüre zum Cabinet des Hausherrn gestanden, und Elisabeth von Weitem eine Verbeugung gemacht.

Als das Theebrett mit den zierlichen Sträußchen an ihm vorübergetragen wurde, hatte er mit raschem Griff eines ergriffen und war auf sie zuge treten.

„Vielleicht findet dieses mehr Gnade vor deinen Augen.“ Er hatte dabei gelächelt, aber sie hatte den versteckten Sinn der leicht ironischen Worte sofort herausgeföhlt. Sie scheinbar nicht beachtend, hatte sie ihn mit ruhiger Freundlichkeit angesehen und gesagt:

„Ich habe dir ja noch für das herrliche Bouquet zu danken. Wo hast du die Prachtblumen nur her bekommen? Sie waren zu schade zum Mitnehmen und da die Rosen langstielig waren, haben wir sie gleich ins Wasser gestellt.“

„Und dann paßten ihre roja Nüancen auch nicht so gut zu deiner Toilette. Roth, grün, weiß, das sind ja Livonia's Farben. — Ich konnte ja leider nicht vorher wissen, daß du sie tragen würdest.“

Er sagte es mit so perfidem Lächeln, daß Elisabeth erröthet war.

Vom Clavier her waren die lockenden Töne einer Polka erklungen. Sie hatte sich erhoben und die

Hand auf seine Schulter gelegt, ohne etwas zu erwidern.

Ein paar Mal wirbelt er sie durch den Saal. Er tanzt ausgezeichnet, sicher auftretend, aber er preßt sie so fest an sich, daß es ihr unangenehm ist. Als er sie auf ihren Platz zurückführt, ist Gebhard's Stuhl gerade leer.

„Darf ich einen Augenblick deinen Cavalieren vertreten, ich wage nicht zu jagen, erjehen!“

Wieder das malitiöse Lächeln. Er hatte sich neben ihr niedergelassen und plötzlich hatte sich der Ausdruck seines Gesichts ganz verändert — in fast bittendem Tone war es über seine Lippen gegangen:

„Wirßt du mir erlauben zu Weihnachten nach Therenhof zu kommen?“

„Ich habe doch nichts zu erlauben, und die Eltern werden gewiß . . .“

„Nichts dagegen haben, einen Neffen mehr in ihrem gastfreien Hause aufzunehmen“, hatte er ergänzt.

„Ja das weiß ich wohl, aber ich will aus deinem Munde hören, ob ich dir ein genehmer Besuch wäre?“

Erstaunt aufblickend, hat sie in leidenschaftlich flammende Augen geschaut, deren Blick zu versengen schien.

„Dein Schweigen ist eine beredte Antwort, Elisabeth, und . . . ja, da ist dein Tänzer, ich mache Platz.“

Wieder der jähe Wechsel des Ausdrucks, des Stimmklanges, und in diesem Augenblick war es gewesen, wo Elisabeth den haßerfüllten Blick erspäht hatte, der dem sich Nähernden entgegenflog. Ein paar Redensarten hatten noch, vor ihrem Stuhle stehend, die beiden Studenten getauscht, — dann eine tiefe Verbeugung vor der Cousine, und Wolfgang hatte sich entfernt.

Noch immer sitzt Elisabeth vor dem Spiegel und slicht das lange Haar zu einem dicken Zopf.

„Es ist der Antagonismus zweier heterogener Naturen“, hatte der Onkel einmal geäußert. „Sie sind wie zwei Pole, die sich abstoßen, nach einem ewigen Naturgesetz.“

„Ist es nur das?“ fragt sich Elisabeth.

* * *

An einem Spätnachmittage aus seinem Colleg zurückkehrend, bemerkt Gebhard, im Halbdunkel seines Studierzimmers, eine Gestalt, die es sich mit einem Hunde auf dem Canapee bequem gemacht hat.

„Ah! du bist's Max. — Guten Abend.“

„Ge — ne — A — bend“, tönt es dumpf zurück.

„Nun, was ist denn los? Hast du Kagenjammer vom Commers? Die Aufnahme deines Bruders zu gründlich mitgefieiert? — aber du kannst ja sonst ziemlich viel vertragen.“

Statt aller Antwort pafft Max kunstvolle Rauchringe in die Luft, was bei ihm, wie er einmal behauptet, den höchsten Grad des Nachdenkens befundet.

„Was ist nur in dich gefahren, Dickerchen?“

Die Stirn in krause Falten gezogen, starrt der also Genannte zu Gebhard empor, der Licht gemacht hat, und die Lampe in der Hand dem Liegenden in's Gesicht leuchtet.

„Bist du am Ende gar verliebt?“

„Unfinn!“ knurrt Max.

„Na, na, thu nicht so empört. Ich habe auf dem Balle bei Walldorff's meine kleinen Beobachtungen gemacht. Mir scheint für dich hat die Stunde geschlagen . . .“

„Ja aber eine andere, als du denkst, die der Entscheidung in einer ernstern Sache. Ich bin im Begriff

sie reiflich zu überlegen. Also rede bitte kein Blech! das stört den Flug meiner Gedanken.“

Ein tiefer Seufzer folgt.

„Na, dann erlaube, daß ich dich dieser höchst nützlichen und angenehmen Beschäftigung überlasse und mich an meine Arbeit mache.“

Eine Weile herrscht tiefste, nur durch das Kraken von Gebhard's Feder auf dem Papier unterbrochene, Stille.

Plötzlich, mit einem Ruck aufspringend — Profi, die sich zu ihres Herrn Füßen zusammengerollt hatte und gemüthlich schnarchte, fullert vor Schreck auf die Diele — tritt Max zu dem Bücherregal, welches fast die ganze Schmalwand des kleinen Raumes einnimmt. Tiefsinnig starrt er auf die Fächer, welche mit den Werken angefüllt sind, deren Gebhard und Riesen zu ihren Studien benöthigen.

„Du, Gebhard?“ Lächelnd blickt dieser sich um.

„Muß ich alle diese Bücher durchlesen?“

„Nicht alle, aber den größten Theil.“

„Auch dieses Monstrum?“ Er tippt auf einen dickleibigen Band. „Es wiegt ja mindestens zehn Pfund.“

„Das bestimmt. Es enthält die Grundlagen des juristischen Studiums.“

„Schauerhaft“, sagt Max mit Ueberzeugung.

„So viel Gedrucktes bringe ich nimmermehr in meinem Schädel hinein. Er hat nicht das Kaliber dazu.“

„Mußt du denn durchaus Jura studiren. Es ist fraglos ein sehr schweres Fach.“

„Wenn du das schon sagst, mit deinem Gedächtniß — das schlägt dem Faß den Boden aus. Mir scheint es schon längst, das geht nicht, kann nicht gehen, wird nicht gehen — und deshalb — ich bin glücklich am Ende meines schweren Nachdenkens ange-

langt und mir ist's klar wie dicke Tinte, mag daraus werden, was da wolle — ich jattle um.

Papa wird zwar eine Grimasse machen, aber bitte, Gebhard, du wirst ihm klar machen — er hält soviel von dir und deinem Urtheil, daß ich viel schneller fertig sein werde, wenn ich etwas Leichteres wähle.“

„Nun gut, in der Weihnachtszeit, wo die Elternherzen immer weicher gestimmt sind, werde ich die Sache auf's Tapet bringen. Ich, als dein Farbenvater, habe ja auch ein Anrecht mich um dein weiteres Fortkommen zu kümmern. Und welches Studium würde dich locken?“

„Locken? Du bist gut. Für's Erste keins, aber da man doch ohnedem nicht loskommt, so dachte ich es mit der Nationalökonomie zu versuchen. Die kann man zur Noth in zwei Jahren klein kriegen. Sandern und Ecken wollen auch dieses Fach studiren. Wir haben es schon besprochen, wenn ihr Dorpat Valet sagt, dann miethen wir diese Wohnung, und dann soll gebüffelt werden, wie ihr Mustermenschen es gemacht habt.

„Das Gehirn strift auch zuletzt. Schließlich kommt man dazu auf Ratten und allerlei eingebilbete Spukgebilde zu schießen“, lacht Gebhard, „die reinen Hallucinationen.“

„A propos Ratten, Gebhard, da muß ich dir doch eine himmlische Geschichte erzählen, die uns neulich passirt ist.“

May ist wieder ganz in seinem Element, Geschichten erzählen ist ihm ein Hauptvergnügen.

„Also, wir kommen eines Tages zu Mittag nach Hause, da steht mit der gefüllten Platemenage, die Aufwärterin Lisa vor der Thür. Wir hatten die neueröffnete Garfüche ausprobiren wollen — Himmel, ich glaube unsere Mütter rührte der Schlag, wenn sie

das Zeugß bloß auf zehn Schritt Entfernung zu riechen bekämen!“

„Nun, Lija, warum lassen Sie uns hier das Essen kalt werden?“

„Spenst ist drin“, flüstert sie und dabei bebbert sie so, daß Ecken nach dem bewährten Spruch: „Vorsicht ist die Mutter des Porzellanstranks“, ihr das Eßgeschirr aus der Hand nimmt und es auf die Treppe stellt.

„Jetzt, holdes Lijettchen, sagen Sie uns mal in verständlichem Deutsch, was denn eigentlich los ist.“

„Kann man nicht ereingehen, Erra, Spenst is drin oder Dieb.“

„Was ein Gespenst? Na, das wollen wir mal verklopfen oder ihm diese Suppe anbieten, — wenn es dann nicht auf Nimmerwiedersehen verschwindet, ist dem guten Kerl aber wirklich nicht zu helfen.“

„Also, rin in's Vergnügen.“

Sandern marschirt voraus und hinter mir die zitternde Lija, in den Händen das Porzellan, welches wieder zum Lächerkriegen aneinander stößt.

Wir schleichen uns vorsichtig die Treppe hinauf und richtig! man hört ein verdächtiges Geräusch — es poltert und rumort.

„Jedenfalls ist das ein fideler Geist, der da Tanzstunden zu nehmen scheint.“

„Wai! schreit Lijettchen auf, als wieder etwas gegen die Thür klatscht, „ich fürchte mir so.“

„Seien Sie doch kein Dromedar, Fräulein Lija, der „Spenst“ kriegt ja einen Todeserschreck, wenn Sie so schreien.“

Klatsch! faust drin etwas gegen die Möbel.

Lija schlottert an allen Gliedern vor Angst.

Vorsichtig klinkt Sandern die Thür auf, springt aber mit einem Satz rückwärts, denn etwas ist ihm

zwischen die Beine gefahren und rast die Treppe hinab, mit Gepolter und mit Gequief.

Und was glaubst du wohl, was das „Spenst“ war?

Eine colossale Ratte, die sich mit der Nase in unserer Maujesalle, neuester Construction, eingeklemmt hatte und, im verzweiflungsvollen Bestreben sich dieses unbequemen Maulkorbes zu entledigen, wie blind und toll im ganzen Zimmer herumtobte.

„Wai Gottchen, wai Gottchen!“ jagte immer wieder die Lisa. „Und ich habe mir wegen Ratte so verschrocken. Muß gleich Hoffmanni Tropfen nehmen, sonst lieg ich morgen wie todt gestorben auf's Bett.“

Herzlich lachend hat Gebhard zugehört.

„Ja! mit den Nagethieren ist es hier eine rechte Plage. Im vorigen Herbst packte ich meine hiergebliebene Bücherkiste aus, da sprang mir eine ganze Familie solcher beschwänzter Gäste entgegen. Ein Rattenfänger à la Hameln, der sie alle in den Embach practisirte, würde sich um Dorpat jehr verdient machen.“

„Nun muß ich aber fort, wir haben heute Theaterprobe bei Walldorff's und Abends Quadrillenreiten. Kommst du nicht mal es dir ansehen — Block hat jezt famose Pferde.“

„Nein, heute nicht. Ich habe dringende Arbeit vor, ein Vorschlag für den nächsten Convent.“

Mit seinem hübschen Lächeln setzt Gebhard hinzu.

„Einmal wirst du dich auch darin üben müssen.“

„Ich Senior? Baldur, wo denkst du hin?“

„Nun, man kann nicht wissen, aber jedenfalls, wenn die Reihe an dich kommen sollte, du wirst es leichter haben in vielen Fragen, hoffe ich.“

Wenn die Livonia immer solchen Nachwuchs erhält, wie ihn dieses Semester gebracht hat, braucht uns Aelteren um ihr Fortbestehen nicht bange zu werden. Das sind keine zerstörende, nur sichernde, befestigende Elemente.“

„Ja, ein selten netter Coetus, das ist das allgemeine Urtheil“, erwiedert Max im Weggehen.

Wie es sich manchmal so trifft, haben in ihren Abiturienten die verschiedenen Schulen des Landes eine Schaar Jünglinge entlassen, zu der die gebildetsten Literaten ihre Söhne, der Uradel seine blaublütigsten Sprößlinge beige-steuert hat.

Es sind alles mehr oder minder begabte, vor Allem aber wohlherzogene junge Leute, denen die guten Manieren ebenso sehr im Blute liegen, wie die Anstands-begriffe, — Roheit der Sitten und der Gesinnung ebenso unsympathisch sind, wie ein schlecht sitzender Rock oder eine geschmacklose Cravatte, und denen Wäscherin Elijchen's doppelt hohe Wochenrechnung nicht unvereinbar dünkt mit fröhlich schäumendem Burschenübermuth.

Kraftpodolen à la Carlos haben ihnen freilich alsbald den Spottnamen „der Schwietencoetus“ beigelegt, allein die aristokratischeren Elemente in der Corporation freuen sich über diesen Bezug junger Herren, die, neben Kneipe, Straßenulk und sonstigem Studentenzeitvertreib, es nicht verschmähen in Lack-schuhen neuester Façon durch Tanzsäle zu schreiten, um sich in tadellosem Frack, die Blume im Knopfloch, den bewundernden Blicken junger Damen zu präsentiren, — elegante Erscheinungen und flotte Cavaliere, die ebenso gut auf dem Fechtboden und bei Commercen ihren Mann stehen, als sich gesellschaftlich zu benehmen wissen und nicht nur mit dem Hieber gewandt pariren, sondern auch in scherzendem Wortgefecht die Waffe des feingeschliffenen Witzes zu gebrauchen verstehen — kurz, in den Dorpater Salons die ihnen gebührende, in letzter Zeit von den Estonen streitig gemachte, Rolle zu spielen im Stande sind.

Und einer dieser schmucken, prächtigen Jungen steht am folgenden Morgen als Dujourfuchs vor Gebhard, der ihn wohlwollend anblickt.

Es ist Lionel Theren, für den er von jeher eine besondere Vorliebe gehabt hat.

Reck auf ein Ohr gerückt, ziert der, vor ein paar Tagen erhaltene, Deckel den braunen Lockenkopf, welcher eine auffallende Aehnlichkeit mit dem seiner Schwester Elisabeth zeigt.

Hübsche, durchgeistigte Züge, mit einem, für einen Jüngling vielleicht zu weichen Ausdruck um Augen und Mund.

„Senior, hast du Wünsche und Befehle?“

„Aufträge, mein lieber Junge. Vor allem, ich schreibe zu übermorgen einen allgemeinen Convent aus — halt! ist das nicht gerade der 8-te December?“

„Ja Maxen's Geburtstag“, bestätigt der Bruder.

„Sollen wir dann? . . . Nein, lassen wir es bei dem gewählten Tage, — vielleicht kommt es ganz besonders gut aus.“

Und nun, willst du nicht Platz nehmen, eine Cigarette anzünden — da sind welche! und mir erzählen, wie es euch jungem Nachwuchs der Livonia geht. Ich sehe euch ja doch nur selten.“

Sie verplaudern ein Viertelstündchen, dann verabschiedet sich Lionel Theren mit den Worten:

„Du speisest doch auch Mittwoch bei Tante Professor?“

„Ja! deine Verwandten sind so freundlich gewesen mich einzuladen.“

„Also, auf Wiedersehen in der Sternstraße.“

* * *

Sie sind eine fröhliche Tafelrunde gewesen, Professor und Professorin, die jungen Mädchen und ein paar Mitschülerinnen derselben, — Max, Lionel, Geb-

hard, Riesen, Sandern, Ecken und einige Rehburg's. Wolfgang hat abgejagt und keiner vermißt ihn.

Beim Champagner hat man May in allen Tonarten hochleben lassen — jetzt sitzt man im Salon und läßt sich einen guten Kaffee und der Professorin selbstfabricirte Liqueure schmecken — plaudert dabei munter über dies und jenes.

Der Professor und Gebhard promeniren durch die Zimmer und haben sich in ein literarisches Gespräch vertieft. Von Dahn's „Kampf um Rom“ sind sie auf ein anderes Werk desselben Verfassers gelangt, das Gebhard noch nicht kennt, und welches der Professor ihm zur Lectüre empfiehlt.

„Odhin's Trost“ müssen Sie unbedingt lesen, junger Freund. Ich habe es sehr genossen. Schon die Sprache in der es geschrieben, die vielen Alliterationen, sind stellenweise die reine Musik. Und neben tiefer Poesie, welche Höhe der Anschauung findet sich in dem Buch.

Besonders der Schluß ist großartig.

Aber es giebt viele herrliche Stellen — z. B. im Anfang die Rede, mit welcher Baldur die, von den Riesen geschmähten, Menschen vertheidigt, dann, wo Harald und Hilde geprüft werden — und wo Odhin dem Zwerge Zwotto sieben Fragen beantwortet, welche eine prachtvolle Steigerung in den letzten Vier. Denken Sie an mich, wenn Sie die Seiten lesen. Und auch bei der Einen, wo Baldur stirbt . . .“

Erich horcht auf — diese zwei Worte haben ihn getroffen, wie ein Peitschenschlag. Er blickt auf und sieht Elisabeth's Augen dem Dunkel zugewandt, mit solch verstörtem Ausdruck, als sehe sie eine Vision, die sie mit Grauen erfüllt.

Unbefangen fährt der Erzähler fort.

„So, ich möchte sagen, — plastisch hat Dahn die Situation geschildert. Hinterrücks von Loki's Wurf-

gechoß getroffen, liegt er da, der sterbende Frühling, in Frigg's Schooß gebettet, und Allvater Odhin ist hinuntergestiegen zu den Nornen, in die Tiefen des Leids und der Qual, um zu erfahren, ob die Götter ewig leben, oder untergehen müssen, wie alles Geschaffene.

Als er wiederkehrt, hat er das Lächeln verlernt, ist einäugig — verdunkelt ist ihm die Pracht der Welt durch die Erkenntniß des Vergehens, aber die Ueberzeugung hat er gewonnen als tröstenden Trost, — „es ist kein Ende!“ das E n d e ist die U n e n d l i c h k e i t! Alles vergeht, aber alles ist ewig, nichts besteht, aber alles ist Erneuerung, nichts schließt ab, alles ist Wechsel, Umwandlung.

Menschen, Götter, Welten verglühn, aber im wechselnden Werden bleibt das All.

„Es war, es ist, und es wird sein — die drei Nornen — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft spinnen durch alle Ewigkeit ihre Fäden.

„Ewig, das ist der Runen Geheimnißvollste“, spricht Odhin. „Warten Sie mal, diese herrliche Seite muß ich Ihnen gleich vorlesen.“

Immer lebhafter ist der alte Herr geworden.

„Kommen Sie in mein Schreibzimmer, da sind wir ganz ungestört. Es ist ja herzerquickend, was dies junge Volk lachen kann, aber in Dahn's Gedanken über Weltenlauf und Schicksal paßt es nicht ganz hinein. — So, setzen Sie sich da hinein in diese bequeme Sophaecke, zünden Sie sich eine Cigarre an — im Salon erlaubt sie meine Alte nicht! — und nun hören Sie zu.“

„Ewig! das ist der Runen Geheimnißvollste. Unerforscht! — aber unerforschbar? Laßt uns doch weiter grübeln! Und weiter leben und — kämpfen. Vielleicht findet sich doch noch das Wort, welches alle Räthsel löst, der Trost, der Odhin tröstet und alle

Asen und Menschen für jeden Jammer, der jetzt untröstbar scheint, der goldene Klang, in welchen friedlich verjöhnt all die widerstreitenden Mischöne ausklingen des unendlichen Harfenspiels der Welt. Laß uns suchen, mein Sohn, wagen und kämpfen. Hold ist Hoffnung, aber höher als Hoffnung ist Heldenmuth.“

Und in diesen Gedanken flingt auch die Sage aus. „Heldenthum — Heldentod, das ist Odhin's Trost.“

Heldentod, dazu bedarf es keines Schlachtfeldes. Die Furcht vor dem Tode überwinden, ihm gefaßt ins Auge sehen, das ist vielleicht der größte Sieg, den wir erringen können, in einem Kampfe, den wir in uns selber ausfechten müssen, als ein geistig Lebender und auf unsterbliche geistige Güter bauender Mensch.“

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, wenn ich störe.“ Erich ist in der Thüre zum Salon erschienen, „aber ich glaube, Gebhard,“ — das Baldur geht ihm plötzlich nicht über die Zunge, „daß es Zeit ist . . .“

„Aufzubrechen?“ Gebhard zieht die Uhr.

„Ja, du hast recht, Erich. — Sie müssen uns schon entschuldigen, Herr Professor, die Pflicht ruft. Wir haben heute noch einen Convent vor, und es gilt noch eine heiße Schlacht schlagen, bevor wir alle zu den Weihnachtsferien auseinander fahren.“

„Soll ich Ihnen „Odhin's Trost“ nicht mitgeben?“

„Wenn Sie mir erlauben wollen das Buch über die Weihnachtszeit hinaus zu behalten, so nehme ich Ihr Anerbieten mit Dank an, Herr Professor.“

Nach Allem, was Sie mir eben davon erzählt haben, bin ich wirklich sehr gespannt es zu lesen. Und ich glaube es wird auch meine Mutter sehr fesseln. Sie hat eine Vorliebe für Alliterationen und ein besonderes Interesse für germanische Mythologie.“

Die Livonen verabschieden sich von den Damen.

Der Professorin jagt Gebhard einige Dankesworte, macht Marie mit einem: „Servus, Fräulein Corpschwester“ eine scherzhaft tiefe Verbeugung — Elisabeth's kalte Hand zieht er an die Lippen.

„Halten Sie mir den Daumen, Egeria“ sagt er leise, „das bringt mir sicherlich den gewünschten Erfolg. Ich versuche noch einmal anzuspriegen, aber sollt es nicht möglich sein, so gehen wir uns bald in Therenhof. Grüßen Sie mir mein liebes Krakenorm im Vorbeifahren. Nochmals besten Dank für das Buch, Herr Professor, es soll ihm kein Schaden geschehen. Na, komm Geburtstagsknabe, heute sollst du deine Jungfernrede halten. Nach all dem schönen Wein, den wir in diesem gastlichen Hause getrunken haben, muß doch endlich das Feuer deiner Beredsamkeit ins Lodern gerathen sein und du sollst mir helfen gerade solche Lokigeschosse unmöglich zu machen. Wie häufig, leider, mögen sich unter dem Deckmantel einer zu sühnenden Beleidigung andere Beweggründe verbergen, denen man nicht nachzuspüren vermag — Haß, Neid, Rachsucht, das alte Rain- und Abellied! — Aber nun vorwärts, Sandern trampelt schon das Trottoir zu Schanden.“

Als die Thür sich hinter den Fortgehenden geschlossen, steht Elisabeth noch unbeweglich im Vorzimmer, wie lauschend.

Warum krampft sich ihr das Herz zusammen in unsäglicher Angst?

„Baldur stirbt.“ Das Wort hallt in ihr nach — und die anderen „Haß und Neid — das alte Rain- und Abellied“.

* * *

Das Conventsquartier der Livonia enthält, außer der Bibliothek und einigen Nebenräumen, einen großen Saal, der mit Tischen und Schemeln angefüllt ist.

Nur an der einen Schmalwand steht ein, mit zer-
schliffenem Wachs- oder Wachstuch überzogenes Kanapee, auf welchem
während der Convente das Präsidium seinen Platz hat.

An den graugetünchten Wänden hängen die Wap-
pen der livländischen Städte, Gruppenbilder und Einzel-
photographien, welche die früheren und die gegen-
wärtigen Generationen der Livonia repräsentiren. Tags-
über geben mehrere hohe Fenster die nöthige Helligkeit,
Abends ist der lange, aber niedrige Raum durch einige
Lampen und Lichte erleuchtet, und Bierdunst und
Tabackrauch machen die Luft qualmig und schwer.

Der Convent ist zu sieben Uhr angesetzt und all-
mählig füllt sich der Raum, mehr und mehr, mit
Farbenträgern und Fechtbodisten.

Jetzt öffnet sich geräuschvoll die Thüre, um einen
neuen Schub Livonen hereinzulassen und unter ihnen
befindet sich auch Wolfgang, das Gesicht nicht nur von
der scharfen Decemberluft geröthet.

Während er den Saal durchschreitet, grüßt er
schon von Weitem mit vielsagendem Lächeln einige
seiner Gefinnungsgeossen, die, um einen Tisch ver-
sammelt, ihn mit lautem Hallo in ihre Ecke rufen.

„Füchje, Bier her,“ brüllt Eschmann.

„Ja! wenigstens das. Böse genug, daß man
nichts Belebenderes haben kann, um sich für das Bevor-
stehende zu stärken. Man wird uns ja wohl mit dem
alten Knochen füttern wollen, der Pistolenfrage.
Gräßlich langweilig, dieses viele Gerede in einer Sache,
die so einfach liegt. Ohne Duelle mit der Schußwaffe
geht es nicht, das ist, klipp und klar, meine Meinung
und schon der Antrag der Curonia geht viel zu weit.
Und wir sollen, in feierlicher Abstimmung, es zu noch
viel Schlimmerem bringen, aber da spiele ich nicht
mit. Neulich habe ich einen Rigischen lahm geschossen, weil
er sich eine Bemerkung über die Zahmheit der Livonia er-
laubte, aber ich werde ihm wohl ein Ersatzbein stiften müssen,

denn er hatte eigentlich recht. Langsam und allmählig, aber sicher kommt, bei dem jetzigen Regiment, die Livonia auf den Hund."

"Solch eine Canaille," raunt Riesen Axel zu, "aber wart ich will es ihm geben," und Wolfgang fixirend, der mit satanischem Lächeln seinen Schnurrbart dreht, sagt er mit deutlichem Hohne:

"Eigentlich eine ganz dumme Redensart, dieses viel gebrauchte „auf den Hund kommen“ sie hätte schon längst abgeändert werden müssen. Jedenfalls ist und bleibt der Hund stets ein edles Thier, welches wenigstens eins versteht — und oft besser als Menschen — treu sein und Treue halten, während, zum Beispiel, der Wolf, wirklich eine falsche, hinterlistige Bestie ist. Dir, Tiefenthal, wäre es wohl lieber, die Livonia heulte mit den Wölfen oder wenigstens mit dem Wolf, wie du ihn gern als Vorsänger in unserer Corporation sehen möchtest.

Aber, Gottlob, es sind doch nur sehr wenige die in diesem Concert mitwirken würden, und ich glaube wir können diese Zukunftsmusik in Ruhe abwarten. Und im Uebrigen — wenn die hier zu verhandelnden Fragen weiter kein Interesse für dich haben, so ist dir das Fortgehen unbenommen — der Besuch eines Convents ist ja nicht obligatorisch."

Wieder öffnet und schließt sich die Thüre.

Diesmal ist es Gebhard mit Max, Sandern und einigen anderen.

Es liegt etwas Leuchtendes, Strahlendes auf seinen Zügen. Er weiß, daß hier heute eine entscheidende Stunde bevorsteht und, kühn und tapfer angelegt, geht er ihr mit dem Feuermuth einer groß denkenden, an Mißgunst und Hinterlist nicht glaubenden Natur entgegen. Und ihn stärkt die Gewißheit, die das Bessere Wollenden sind ihm gleichgesinnt, werden zu ihm stehen.

Ob er sie durchsetzt, die endgültige Regelung der Pistolenfrage, das läßt sich nicht voraussagen — in einem halben Jahre wird ein anderer hier auf dem alten zerشلiffenen Kanapee seinen Platz haben, aber das Bewußtsein wird er mitnehmen können, sein Theil dazu beigetragen zu haben um die ganze, so viel unstrittene Angelegenheit in andere Bahnen zu leiten. Mag ein Anderer ernten, was er gesäet. Nicht um Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, um seinen Triumph handelt es sich, sondern um das Wohl des Ganzen!

Die Chargirten haben ihre Plätze eingenommen, der Protocollführer schlägt sein Buch auf.

„Ich bitte um Ruhe,“ ruft Gebhard.

Mehr als einmal schon hat er einen verweisenden, aber erfolglosen Blick in die Ecke geworfen, wo Wolfgang und seine Cumpane, vor denen sich eine ganze Batterie Flaschen angesammelt hat, laut sprechen, lachen und lärmten.

„Tiefenthal und Eschmann, ich ersuche euch nicht zu stören,“ ruft Gebhard ruhig, aber fest hinüber.

„Der Convent fängt an.“ Und sich zum dritten Chargirten wendend:

„Bitte das Protocoll zu verlesen.“

„Könnt ihr uns nicht damit verschonen. Wissen wir ja schon alles!“ Es ist wieder Wolfgang's scharfes Organ.

„Tiefenthal, ich bitte um Ruhe. Du hast nicht das Wort.“

Während der Verlesung des Protokolles fährt Wolfgang, ostentativ Unaufmerksamkeit marquirend, fort, halblaut mit dem ihm zunächst Sitzenden zu tuscheln, als aber Gebhard den zweiten Punkt der Tagesordnung, seinen Antrag auf Abichaffung der Pistolenkandäler unter Burschen, zur Discussion stellt — bricht der Lärm wieder aus.

„Das ist ja das reine Blech,“ ruft Wolfgang und schlägt dröhnend auf den Tisch.

„Was verlohnt es sich darüber noch viele Worte zu verlieren! Es bleibe beim Alten und damit basta.“

„Tiefenthal, ich erjuche dich noch einmal nicht zu stören. Hast du etwas zu sagen, so fannst du un'r's Wort bitten.“

Auch diese Mahnung bleibt unbeachtet und unbeirrt fährt Wolfgang fort, mit lauter Stimme höhnische Zwischenrufe in die beginnende Discussion zu werfen.

Die Röthe des Unwillens steigt Gebhard in's Gesicht und laut und vernehmlich, aber noch immer vollständig beherrscht, sagt er:

„Ich fordere euch auf, Tiefenthal, Eichmann und Roßberg, das Conventsquartier zu verlassen.“

Einen Augenblick ist es als wolle Wolfgang etwas erwidern, aber dann steht er nachlässig auf — er muß ja gehorchen! — Mit höhnischem Aufschauen Eichmann's Arm erfassend, verläßt er mit diesem den Raum.

Der Convent verläuft ohne weitere Störung. Nach lebhafter Hin- und Herrede wird Gebhard's Antrag mit großer Majorität angenommen.

Ein Leuchten bricht aus seinen Augen.

„Wie wird Mama sich freuen,“ ist sein erster Gedanke „und Elisabeth Theren! Gleich morgen gehe ich hin und nach Hause schreibe ich noch heute Abend. Dann haben sie dort die Nachricht immerhin noch paar Tage früher als durch mich. — Und nun gilt es noch einen anderen beglücken, Max sein Geburtstagsgeschenk schaffen.“ Laut sagt er:

„Der allgemeine Convent ist zu Ende, bitte die Landsleute hier zu bleiben!“

Einige Wahlen sind zu vollziehen — unter anderen die des Fechtbodendirectors. Auf Gebhard's Antrag wird Max, per Acclamation, mit dieser Würde bekleidet.

Alles umringt ihn gratulirend und er strahlt vor Freude über das ganze runde Vollmondgesicht. Ein großer Herzenswunsch ist ihm erfüllt.

Der größte Theil der Landsleute bleibt auch nach Schluß des Convents gemüthlich plaudernd und trinkend zusammen. —

Gebhard, im Begriff fortzugehen, bespricht noch einige Fragen mit den andern Chargirten.

Er hat nicht auf das Auf- und Zugehen der Thür geachtet, nicht bemerkt, daß Tiefenthal mit seinen Begleitern wieder erschienen ist. Stimme, Gang, Haltung des ersteren und ein böses Flackern in den Augen zeigen, daß er auch unterdessen seine Zeit nicht versäumt — einigen Flaschen den Hals gebrochen hat.

Jetzt schlagen einzelne Brocken der, zwischen ihm und seinen Tischgenossen, welche den Convent mitgemacht, geführten Unterhaltung bis an Gebhard's Ohr.

„So,“ knurrt Eichmann mit seinem rauhen Bass, „also richtig durchgedrückt.“

„Bravo. Gut bezeichnet!“ sagt überlaut Wolfgang, und ein tückischer Blick seiner schwarzen Augen fliegt zu Gebhard hinüber.

„Es ist eben weiter kein Kunststück sich die Majorität zu schaffen, wenn man sich der unbequemen Opponenten zu entledigen weiß, indem man sie rechtzeitig aus dem Saale weist.“

Und sich plötzlich direct an Gebhard wendend, schleudert er ihm mit beißendem Hohne die Bemerkung zu:

„Wirklich, Rehburg, das hast du dir, im gegebenen Falle, trefflich einzurichten gewußt — gleich

drei Stimmen weniger contra! Ein meisterhafter Schachzug, das muß ich sagen."

Todtenstille legt sich über die Versammlung. Gebhard fährt herum. Er ist sehr bleich geworden.

"Du wirst diese Worte zurücknehmen, Tiefenthal." Die Stimme hat stählernen Klang, die Augen lodern. Hochmüthig wirft Wolfgang den Kopf zurück.

"Warum? Ich nehme nichts zurück. Im Gegentheil ich wiederhole sogar — ein meisterlicher Schachzug".

Ein tückisches Lächeln theilt die schmalen Lippen, als er fortfährt:

"Im Grunde bewundere ich ja bloß deine politische Klugheit, Verehrtester — ich halte es unbedingt für erlaubt, einen Gegner, dessen Widerspruch man fürchtet, nicht zu Worte kommen zu lassen. Der Zweck heiligt bekanntlich die Mittel."

Wieder legt sich Schweigen über den Saal. Starr vor Schrecken, hält Alles den Athem an. Gebhard Rehburg, ihren Senior, diesen Inbegriff der Honorigkeit, der Lauterkeit und Anständigkeit, so der Parteilichkeit zu bezichtigten.

Was wird jetzt geschehen?

Mit ein paar raschen Schritten ist Gebhard bis zum Beleidiger herangetreten.

Secundenlang treffen sich die Blicke, funkelnder Zorn sprüht aus den blauen Augensternen, unverhüllter Haß bricht aus den schwarzen!

"Du bist gefordert."

Ein Zug grausamer Härte gräbt sich um Wolfgang's Mund, böshafter Triumph fliegt über seine Züge.

"Jetzt habe ich dich, wohin ich wollte," frohlockt er in sich hinein, „vor den Lauf meiner Pistole."

Gebhard und Riesen verlassen zusammen das Conventsquartier.

„Also du bleibst dabei, willst die Sache nicht verschieben, sondern vor der Weihnachtszeit abgemacht wissen?“

„Ja, Hermann, unbedingt. Ich will meiner Mutter nicht vor die Augen treten, mit etwas, was ich ihr verbergen müßte.“

„Es hat ja auch Manches für sich, nichts auf die lange Bank zu schieben — abgemacht ist abgemacht. Ich werde also das Ehrengericht zu übermorgen einberufen. — Doch wir gehen ja in falscher Richtung. Kommst du nicht mit zu Schüler? Wir wollen doch den Sieg der guten Sache feiern und Maxen's Ernennung, über die er froh ist, wie ein Stint, der gute Junge.“

„Ich komme etwas später nach, Riesenbär, ich möchte nur meiner Mutter gleich einige Worte schreiben, dann hat sie dieselben schon Sonnabend.“

„Gut! mach nur nicht zu lange, ich bestelle unterdessen das Menu.“

Riesen kehrt um, Gebhard verfolgt seinen Weg zur Holzbrücke. Es ist eine eijige Nacht, aber er empfindet es nicht — im Gegentheil, die kalte Luft fühlt angenehm seine heißen Wangen und einem unwillkürlichen Impulse folgend, geht er an seiner Hausthür vorbei. Rasch auschreitend, erst längs dem Embach, dann in weitem Bogen über den Stationsberg, gelangt er auf den Dom, wandert lange hin und her in den Anlagen.

Hier hat der Reiffrost eine wahre Märchenwelt geschaffen und zauberhaft schön, im silbernen Mondenlicht, liegt sie vor Gebhard. Und seine für Naturreize so empfänglichen Sinne besänftigt diese Stille, diese Reinheit, dieser Frieden.

Die kochende Empörung, die in ihm nachzitternde Erregung der letzten Stunde, sie lassen nach. Ruhiger werden seine Gedanken, schweifen in eine andere Rich-

tung. Was soll er seiner Mutter schreiben, jetzt? Nur über den ersten Theil des Abends kann er berichten — muß von dem zweiten schweigen. Erst der Sieg und dann die Niederlage — vor sich selber wenigstens.

Hatte er es sich nicht fest vorgenommen und bis jetzt auch durchgeführt, nie die schicksalschweren Worte zu sprechen: „Du bist gefordert.“

Und nun sind die Umstände doch stärker gewesen als sein Vorfaß. Demüthigende Erkenntniß für den zielbewußten Willen.

Seine Gedanken kehren zum Convent zurück, reconstituiren die Scene von Wolfgang's brutalem Angriff.

Hätte er, Gebhard, ihm anders entgegentreten sollen, als er es gethan? — über die beleidigende Aeußerung hinweggehen sollen?

Nein, das war unmöglich! „Ein Edelmann verweigert kein Duell,“ hatte Riesen damals auf der Fahrt nach Dünaburg gesagt, aber das hieß eben so gut „er geht ihm nicht aus dem Wege.“ Aber seine Mutter? was wird sie sagen, wenn sie erfährt, daß er ein Duell vorgehabt, ein Duell auf Pistolen?! — Wird sie ihm zürnen?

Nein, ihn verstehen, wie sie es immer gethan. Auch bei dieser Gelegenheit wird ihr Vertrauen mit ihm gehen. In Anlaß seiner Wiederwahl zum Senior hatte sie ihm geschrieben: „Dein Vater und ich, wir sind fest überzeugt, daß du stets so handeln wirst, wie es die Umstände verlangen.“

Und er hat gehandelt, wie er mußte, daran will er sich halten. Aber übermächtig erwacht in ihm der Wunsch ihr alles zu schreiben — mögen die Kameraden noch etwas warten! Kommt er selbst zu ihr, kann er ja den Brief vernichten, aber wird er aufgehalten, kann nicht zu Weihnachten nach Hause, — eine Wundung ist ja nicht ausgeschlossen! — so erfährt sie doch, wie alles gekommen.

Und mit leichten, raschen Schritten geht er seiner Wohnung zu.

* * *

Das Ehrengericht hat seine Pflicht erfüllt, die Versöhnungsversuche sind an Wolfgang's Widerstand gescheitert. Der Vorabend des Duells ist gekommen. Riesen hat ihm zum Theil bei Erich verbracht. Sie haben die nöthigen Vorbereitungen getroffen, dem Aldermann wegen der aufzustellenden Wachen die erforderlichen Weisungen gegeben, aber bis jetzt mit keiner Silbe die Chancen des bevorstehenden Rencontre's berührt. Auf beiden liegt es wie ein Druck, und es ist, als ob sie mit Absicht vermeiden, irgend welcher Befürchtung Erwähnung zu thun.

Riesen kann den Ausdruck triumphirender Bosheit nicht vergessen, den Tiefenthal's Züge annahm, als er minutenlang die Maske abgeworfen, welche List und Verschlagenheit für gewöhnlich über seine Züge breiten.

Und Erich sieht im Geiste große, dunkelgraue Mädchenaugen, die so ernst blicken, so müde verschleiert. Wie wird Nora es ertragen, sie, die den Bruder so innig liebt, wenn . . . Er kann den Gedanken nicht zu Ende denken. Nein, das darf nicht geschehen, das wäre zu entsetzlich, der einzige Sohn, der Stolz, der Sonnenschein der Seinigen.

Der Aldermann hat sich mit einem „Also auf morgen“ entfernt, und schweigend haben sie eine Weile gesehnen, ihren Gedanken nachhängend.

Jetzt wirft Riesen die ausgelöschte Cigarre in den Aschenbecher und erhebt sich mühsam.

„Also auf morgen,“ wiederholt er wie abwesend, Erich die Hand hinhaltend.

„Ja! Pünktlich 9 Uhr im A.schen Garten,“ erwidert dieser. „Sollen wir nicht einen älteren Mediciner bitten? — ich fürchte es wird eine ernste Sache.“

Sekundenlang treffen sich beider Augen.

„Nein — Erich! — Es kommt doch wie es kommen soll,“ sagt Riesen dumpf. „Morgen um diese Zeit ist alles entschieden! — — Gute Nacht.“

Er hat die Thür hinter sich zugeschlagen, sein schwerer Schritt verhallt auf der Treppe. Erich blickt ihm nach „Sein bester Freund.“

Ja morgen um diese Zeit ist alles entschieden! 15 Schritt Distance, einmaliger Kugelwechsel! Als ob ein Schuß nicht genug wäre!

Und wenn Wolfgang will, mit dem nie fehlenden Schuß seiner Lieblingswaffe?! Es überläuft ihn kalt. Auch er hat Wolfgang beobachtet und er, der dereinst ein großer Arzt sein wird, nicht nur des Leibes, sondern auch der Seele, er sieht tiefer noch als Riesen.

Gebhard hat die Abendstunden benutzt, um seinen Schreibtisch in Ordnung zu bringen, allerlei Papiere durchzusehen und die belanglosen zu vernichten. Ein Aufschub der Fahrt nach Hause ist nicht undenkbar, aber ob es so oder so kommt, diese Arbeit muß gemacht werden, denn in der nächsten Woche wollen er und die Kameraden auf's Land, für die Weihnachtszeit.

Wie das Mutterherz schon die Stunden zählt.

In die dürftigen Räume von Krakenorm wird von den brennenden Lichtern des Tannenbaumes verklärender Kerzenschimmer fallen, und in aller Herzen wird es widerklingen „Friede auf Erden.“

Gebhard hat schon verschiedene Geschenke für die Seinen besorgt. Mit den Baarmitteln, über die er verfügt, lassen sich keine großen Sprünge machen, aber mit Geschmack und liebevoller Fürsorge gewählt, erfreuen auch Kleinigkeiten. Für den Vater ein neuer Pfeifenkopf und ein Ascheneimer, für die Mutter Noten und zwei Bücher — Tauchnitz Edition. Nora bekommt ein Bild und ein Paar Handschuhe. — Diese Gegen-

stände wickelt er jetzt sorgfältig ein und legt sie vorläufig in seinen Tischmodan.

Fach auf Fach seines Schreibtisches zieht er auf, entleert sie ihres Inhalts.

Und plötzlich hält er Martha's Bild in Händen, zum ersten Mal seit jenem Märztage, wo er es für immer seinem Taschenbuch entnommen und in eine wenig benutzte Schublade geworfen. Es stellt sie dar in der Balltoilette, die sie zum Livonenball trug, zeigt sie in dem ganzen bestrickenden Liebreiz ihrer Schönheit. Lange starrt er auf die Photographie nieder, dann, einem plötzlichem Impulse folgend, zerreißt er das Bild in kleine Stücke und läßt eines nach dem anderen an einem Lichte verkohlen. Es ist besser, richtiger so. Die Flamme in ihm ist, muß ausgelöscht sein! — vorbei — vorbei!

Jetzt ist er mit allem fertig. Er sieht sich um in dem kleinen Raume — so weit es ihn betrifft überall Ordnung. Seine Blicke fallen auf eine kleine Standuhr — ein Geschenk seiner Mutter — sie weist auf 10 Uhr. Aber nach Schlafen ist ihm nicht zu Muth. So Vieles hat das Bild in ihm aufgewühlt, die Erinnerungen stürmen auf ihn ein. Kommt man doch nie ganz von dem los, was sich in unjerem Innenleben widergespiegelt hat?! —

„Und Vergessen ist im Tod allein,“ geht es ihm durch den Sinn.

Er tritt an's Clavier und läßt seine Finger über die Tasten gleiten.

Wie war doch der schöne Chor aus der Unterwelt in der Bruch'schen Odyssee, welchen Max neulich gespielt, da liegt ja noch die Partitur auf dem Deckel des Instruments. Er schlägt die Seite auf.

„Klagt! klagt! Wer ruft die Schatten? wer ruft die Todten?“ Und da ist die Antwort der Jünglinge:

„Wir erblühten um zu sterben, Kraft erhielten wir zum Tod.“

Er spielt eine Weile weiter, dann bricht er mit einem schrillen Accord ab.

„Zum Tod!“ Es kommen ihm plötzlich so eigene Gedanken. Droht ihm der Tod?

Er hat ihn sich doch gewünscht, in all den qualvollen Tagen des Frühjahrs. Und jetzt ist es, als kröche etwas Unerklärliches an ihn heran — ist es das Grauen vor der Vernichtung, vor dem Unbekannten, dem wir verfallen, wenn unser Herzschlag stockt.

Soll es zu Ende sein, bevor es eigentlich war? Hat er denn schon gelebt mit allen Fibern seines Sein's, die goldenen Hesperidenäpfel gepflückt, die im Lichte der aufgehenden Sonne leuchten?

Der junge Lebensmuth ist wieder in ihm erwacht und lechzt nach Bethätigung im Fühlen, Denken, Handeln und Schaffen

„Und wenn ich morgen um diese Zeit nicht mehr bin,“ denkt er, „wird alles weitergehen, seinen alten Gang!“

Gebhard tritt an's Fenster. Die Sterne blinken so hell in der frostklaren Nacht.

Vor ihm liegt der Embach in starren Eisesbanden, — der Tod auch in der Natur. Aber für dieselbe giebt es eine Auferstehung nach ewigen Gezeiten, wie es einen Frühling giebt nach Winters Grauen. Rieselnd wird es wieder in lauen Märzwinden, rauschen und schäumen werden die Wasser, schwinden wird der Schnee unter dem Fuß der Sonne, erwachen, wiedererwachen wird alles zum Leben, zum Genuß, aber er, der ihn so geliebt, den Frühling, wo und woran wird seine unsterbliche Seele sich freuen in Ewigkeit?

„Ewig, das ist der Runen Unerforschlichste.“ Wie schön das war, was der Professor aus Odhin's Trost

citirte und vorlas. „Heldenthum, Heldentod.“ Ja, stille Heldenkraft der Seele, darauf kommt es an.

Gebhard tritt wieder an den Schreibtisch und greift nach dem Buch, das noch da liegt, wo er es nach dem Convent hingelegt. Und gleich die erste Seite, die er aufschlägt, fesselt ihn im höchsten Maaße.

„Verzagen, verzweifeln in elender Angst vor Tod und Vernichtung ist furchtsam, verächtlich.

Wer sein Leben nicht opfern kann dem ewigen All, von dem er's empfangen, dem Feigling vergleich ich, welcher sich weigert für sein Volk zu fallen bei hallendem Heerhorn. Wie für sein Volk fällt freudig der Held, für Ajen der Aje, so sind alle Wesen geweiht für werdende Welten zu verweisen; — wir welken und weichen, auf daß andere erstehen — wie der Same versinket, daß die Blume erblühe, für andere sterben ist das so trostlos, untragbar?“

Wie recht hatte der Professor mit seiner Begeisterung, das sind herrliche Gedanken.

„Nicht das Nichts und die Nacht — ewig ist einzig das Licht und das Leben und wonniges, warmes Bewegen! — „Wen der Trost nicht tröstet, daß auf ewig das All wechselnde Wandlungen wirkt, daß Leben, Licht und Liebe unerlöschlich lodern in Unendlichkeit, daß andere ernten, wo er gesäet, daß andere erben, wenn er selber versank, die Lust des Lebens — den tröstet kein Trost als trügender Traum.“

„So schließt mein Gesang. Kein Jubeln, kein Jauchzen, doch nicht zages Verzweifeln, ernst ist das Ende, doch nicht düster . . .“

Er liest weiter und weiter. Wie in eine Welt hoher, erhebender Gedanken wird er versetzt, und er fühlt sich eins mit dem All, dem wir entstammen und dessen unwandelbaren Gesetzen auch unsere Lebensschicksale sich einzufügen haben, wenn wir auch den Zusammenhang aller Dinge, das Weshalb? und Woher?

und Wozu? nicht zu erfassen vermögen. Noch eine Stelle liest er in tiefer Bewunderung:

„Klangvoll die Klagen durchtönte ein tapferer, tröstender Ton:

Ich ahnte mit Andacht, ich hörte mit Ehrfurcht,

Ja ich schaute mit Schritten schreiten,

Mit ehernen, ewigen Schritten,

Das schrecklich schöne, das Schicksals-Gesetz — —

Und horch: mit Frohlocken erkannt ich den Klang

Als altgewohnten: denn es geht im Geheimen,

In gleichem Gang mit des rollenden Rades großem Gesetz

Wenn hoch es sich hob: mein eigenes Herz —“

„Es geschieht was geschehen muß, wir können es nicht hindern!“ ist sein letzter Gedanke. Als es 11 Uhr schlägt, schläft er fest und ruhig.

Auch Riesen's Eintritt in ihr gemeinschaftliches Schlafzimmer stört ihn nicht, aber einige Stunden später fährt er auf. Ein Geräusch hat ihn geweckt. Er richtet sich auf, horcht. Jetzt ist es wieder still.

Bleiches Mondlicht fällt durch die befrorenen Scheiben — im Nebenzimmer tickt eifrig die kleine Standuhr, als könne sie den Morgen nicht rasch genug heraufbringen. Wieviel mag es wohl an der Zeit sein? Er streicht ein Zündholz an — 4 Uhr! — Also kann er noch einige Stunden schlafen.

Dros, der zu seinen Füßen liegt, blinzelt ihn, ein Auge öffnend, verschlafen an, wedelt mit dem Schwanz und legt sich auf die andere Seite.

Auch Gebhard sucht sich eine bequemere Lage, zieht die Decke höher herauf und schließt die Augen, aber der Schlaf kehrt nicht wieder.

So viele Gedanken wirbeln ihm plötzlich durch den Kopf. Er wirft sich ein paar Mal hin und her, liegt bewegungslos — umsonst. Auf's Neue macht er Licht, brennt sich eine Cigarette an, schiebt sich das Kissen fester unter den Nacken und starrt zur Decke empor.

Da ist auch das Geräusch wieder — Dros jagt im Schlaf, nun sieht er es deutlich. Seine Nüstern blähen sich und seine Pfoten bewegen sich, als ob er laufen wolle — dabei stößt er hin und wieder kurze Laute aus.

Welche Bilder reflectirt in diesem Augenblick sein Hundehirn. Hat ein Thier auch Erinnerung an Orte? Träumt er jetzt vielleicht von Krakenorm, von seiner geliebten Jagd auf Krähen und anderes Gelichter, die er, obgleich hundertmal dafür berufen, doch nicht lassen kann.

Ist der Kampf zwischen Menschen, ist, zum Beispiel, das Duell auch solch ein angeborener Naturtrieb, ein Atavismus der wilden Mordgelüste unserer Vorfahren, ein Rudiment aus einer Zeitperiode, da es ohne blutigen Streit, sei es gegen Mensch oder Thier, keine Nahrung gab für den physischen Organismus? Und jetzt kämpfen die Ideen den Kampf ums Dasein und auch da muß es Siegende und Unterliegende geben. Und der Unterliegende — von einem höheren, ethischen Standpunkte aus gesehen, ist er nicht oft gerade der Sieger?

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht —

Der Uebel größtes aber ist die Schuld.“

Wie oft hat er über die Tragik der Schuld geredet, die auf einem Gewissen liegen kann, als schwere Last, und nun naht vielleicht auch für ihn das Verhängniß.

Was wird geschehen, wenn er und Wolfgang sich gegenüberstehen? mit welchen Empfindungen wird er auf den Gegner zielen. Rachegefühle? — Nein, er hat dies Duell nicht gewollt, aber ist man seines Schusses immer absolut sicher?

Alle die Duelle, welche er erlebt oder von denen er gehört, treten in sein Gedächtniß.

Das eine zwischen einem Estonen und einem Cu-ronen, welches ihm zuerst über die Consequenzen einer

im Leichtfinn provocirten Forderung die Augen geöffnet, — Thalberg's schweres Schicksal und noch manch ein Anderes, welches mit Verstümmelung oder Tod geendigt. Und unter ihnen, das, welches ihm immer als das grauenhafteste erschienen, Tod des einen Parten durch reinen Zufall. In's Bein getroffen war einer der Duellanten gestürzt — im Fallen war seine Pistole losgegangen, hatte den Gegner in's Herz getroffen, todt niedergestreckt.

Und nun wird er selbst eine tödtliche Waffe richten auf eine Menschenbrust.

Wie nun, wenn seine Kugel einen unglücklichen Lauf nimmt, würde er es je verwinden den Tod eines Menschen verschuldet zu haben, oder sich damit beruhigen, daß die Umstände ihn dazu gezwungen?

Umstände, Schicksale?

Giebt es ein blindes Ungefähr, oder waltet in Allem eine höhere Macht. Mußte das sein, was geschieht? Konnte es nicht anders kommen?

„Kann geschehen, was auch nicht geschehen konnte?“

Wo hat er das gehört oder gelesen? Richtig, gelesen, in Odhin's Trost!

Wie war es doch?

Leise, um Riesen nicht zu wecken, geht er in's Nebenzimmer. Bleiches Mondlicht wirft seine Strahlen auf den Fußboden, still, alles so still.

Etwas wie Frostgefühl durchschauert ihn in diesem Schweigen der Nacht.

Das Buch nimmt er mit, schlüpft wieder unter die Decke, zündet sich eine neue Cigarette an.

Er wirft die Seiten hin und her — war es mehr am Anfang? ah, da ist die Stelle.

„Odhin spricht „Glücklich die Bäume und glücklich die Thiere. Sie müssen, wie die Menschen, aber sie wäñnen doch nicht frei zu sein.“

Sie entbehren die Wonne, von sich selbst zu wissen, diese stolzeste Ebenburt mit uns Göttern, welche ich, zu allerlezt erst — den Menschen verlieh.

Aber der Wolf, der das Lamm zerreißt, kennt nicht die Reue.

Ein Mann aber, der im Jähzorn den Freund erschlug verflucht sich selbst um die That.

Der Mann zerfleischt sich selbst mit seinen ihn verflagenden Gedanken. Er haßt sich selbst."

Weiter spricht Odhin:

"Die Reue ist die Wurzel, welche immer wieder wächst, so oft Sühne sie herausgerissen wähnte. Das ist des Schicksals grausamste Dual, die es in Götter und Menschenbrust gelegt hat: die That ist nothwendig und die Reue nicht minder. Oder bezeugt die Reue, daß die That nicht nothwendig war? Kann geschehen, was auch nicht geschehen konnte? Konnte es werden, mußte es nicht schon sein?"

Gebhard läßt das Buch sinken.

"Mußte? Giebt es ein Muß, das uns zwingen könnte Schlechtes, Falsches zu thun? Nein, nimmermehr! Zwar können wir nicht immer das Böse hindern, aber selbst es begehen, das brauchen wir nicht. Erkenntniß gab ein schöpferischer Wille dem Menschen, er weiß von sich selbst, ist Herr über sich und seine Triebe und er hat die Wahl zwischen Gut und Böse, zwischen recht handeln und Unrecht thun. Er kann, j o oder so, er muß nicht! — —

Und plötzlich, wie eine Antwort auf seine eigenen Gedanken, steht es ihm vor Augen.

"Sieg ist und Unsieg des Schicksals Sendung, aber uns eigen, ewig uns eigen, nicht von Schicksal noch Scheusal zu schmähen, zu schänden, kenn ich die Kraft, die fernig kühne, den tröstenden Trost, der das Traurigste trägt: Der Sieg ist des Schicksals — Edelsinn unser."

„So ist ewig das Edle, das einmal geworden, denn es war — nie verneinen es neidische Nornen.“

Eine große Ruhe kommt über Gebhard.

Er muß mit der Waffe in der Hand Wolfgang entgegentreten, aber zu treffen braucht er ihn nicht.

„Der Sieg ist des Schicksals, Edelsinn unser.“

Und das Schicksal liegt in Gottes Hand. Sein gläubiges Gemüth greift danach wie nach einem Halt. Er faltet die Hände, spricht ein Vaterunser.

„Und vergieb uns unsere Schuld, so wie wir vergeben unseren Schuldigern..“

* * *

„Gebhard!“

Riesen sagt es leise, zu leise.

Eine Weile schon hat er an des Freundes Bett gestanden und auf den Schläfer hinabgeblickt.

Wie schwer ihn zu wecken, er schläft so tief und ruhig. Am Fußende liegt sein Hund.

Dros hat die schwarzen Hundeaugen weit offen und ihm ist als lese er darin: „Thue ihm nichts, ich wache!“

Und nun kann eine kleine Kugel kommen und dieses ganze lebensfrohe, hoffnungsvolle Dasein ist ausgelöscht. Und nicht abzuwehren, wenn das Verhängniß naht.

Er glaubt nicht an Ahnungen — „Altweiber-vernügen“, hat er oft gesagt, aber warum geht es ihm jetzt durch den Sinn: „Zu gut für diese Welt.“

Gerade die stolzesten Aehren holt sich der Schnitter Tod, so oft noch vor der Reisezeit!

Ein plötzliches Angstgefühl schnürt ihm die Kehle. Wie schwer ihn zu wecken! Und doch, es muß geschehen, die Zeit drängt.

„Gebhard.“ Er wiederholt es lauter.

Der Angerufene öffnet die Augen, fährt empor.

„Es ist Zeit, Hermann, ja?“

Riesen nickt.

Gebhard kleidet sich sorgsam an. Instinctiv will er auch das Farbenband anlegen — es ist Elisabeth's Arbeit! — doch nein; das muß ja zurückbleiben. Er wirft es zurück auf den Nachttisch und es fällt auf das Buch — Odhin's Trost.

„Dies Werk von Dahn mußt du auch lesen, Riesenbär, und bald. Es ist großartig schön. Halt, ich hab's! Ich schenke es dir zu Weihnachten, zur Erinnerung an unser letztes Universitätsjahr. Gleich heute holen oder bestellen wir es bei Karow. Und nun vorwärts.“

Eine Tasse glühend heißen Kaffees gießen sie eilig hinunter und fahren in die Mäntel.

„Halten Sie den Dros fest, Karlinchen, wir können ihn nicht brauchen,“ sagt Riesen.

Kopfschüttelnd blickt ihnen die alte Aufwärterin nach: „Ach Gott, ach Gott, schon wieder einmal! — Dros komm in Küche, sonst spickst du mir noch los, und Erra's wollen dir nicht mitaben.“

Und sorgfältig schließt sie die Thür.

Gebhard und Riesen sind hinausgetreten auf die Straße. Noch herrscht winterliche Morgendämmerung, aber im Osten glüht schon der Widerschein der aufsteigenden Sonne und röthet die Wolkenwand, welche Schnee verheißt.

Es ist bitterkalt und Riesen fröstelt.

Wie oft hat er solche Sekundantendienste geleistet, nie, so wie heute, hat es sich ihm dabei schwer auf die Brust gelegt, in beängstigendem Druck. An der nächsten Ecke finden sie einen Schlitten.

„In den Äschen Garten,“ raunt Riesen dem verschlafenen Kosselenker zu, und derselbe greift zur Peitsche — Studenten fahren gerne rasch. Es geht durch verschiedene Straßen, überall sind Wachen aufgestellt, und freundlich begrüßt Gebhard im Vorbeifahren Lionel und

einige andere. Der Unparteiische und die Offiziellen sind schon zur Stelle. Einige Secunden später trifft Wolfgang ein mit seinem Secundanten.

Er ist sehr blaß, sieht übernächtigt, aber elegant und correct aus.

Die Distanz wird gemessen, die Pistolen geladen. Die Dämmerung lichtet sich mehr und mehr.

Jetzt stehen sich die Gegner gegenüber, in kalter Ruhe, gewollter Gelassenheit.

Auch die Uebrigen nehmen ihre Plätze ein. Am östlichen Himmel glühen rosenrothe Wölkchen, fast bis zum Zenith hinauf, es wird heller und heller — die Sonne ist aufgegangen, wirft einen goldigen Strahl über die Gruppe.

Der Unparteiische hält die Uhr in der Hand.

„Seid ihr fertig?“

„Ja.“

„Ich werde jetzt zählen!“ — „Eins.“

Gebhard hebt leicht und rasch die Waffe — ein Blitz! — ein Knall! — Sie sehen es Alle! mit Absicht vorbeigeschossen.

„Zwei!“

Wolfgang zielt länger, kalte Tücke im Blick.

„Aha, auch hier will man den Edelmüthigen spielen,“ knirscht er innerlich. „Nein, mein Lieber, ohne Denkartel geht es nicht ab.“

Jetzt kracht sein Schuß.

„Drei!“

Wolfgang's Hand fällt schlaff herab.

Die weiße Hemdenbrust, da vor ihm, sieht er roth sich färben.

Gebhard hat die Arme emporgeworfen — er wankt, und bevor Riesen zuspringen und ihn auffangen kann, schlägt er rücklings schwer zu Boden.

Bestürzt eilen seine Freunde herbei, und Erich kniet rasch nieder, um zu untersuchen, wo der Schuß getroffen, welchen Weg die Kugel genommen.

Jähes Entsetzen zuckt durch sein aufgeregtes Hirn. Als er sich wieder aufrichtet ist das charaktervolle Antlitz des jungen Mediciners fast ebenso geisterhaft bleich, wie das, plötzlich so schmal gewordene, Gesicht des Verwundeten, der zu seinen Füßen liegt.

In kalten Schauern rieselt es ihm über den Rücken.

Er winkt Max bei Seite zu treten und flüstert ihm zu.

„Mir scheint, hier reicht mein Können nicht aus, hole, so schnell du kannst, deinen Onkel, den Professor.“ Und wie gehezt ist Max davon gejagt.

Lange, bange Minuten folgen.

Gebhard hat den Versuch gemacht sich zu erheben, aber mit einem Stöhnen ist er zurückgesunken.

Um seine Lage bequemer zu gestalten, haben sie ihre Mäntel unter seinen Kopf geschoben und Riesen's starker Arm stützt seine Schultern. Jetzt liegt er regungslos, die Augen geschlossen, und die Brust hebt und senkt sich in raschen Athemzügen.

Der Sonnenball ist emporgestiegen, höher, immer höher, badet die Welt in Licht.

Ein neuer Tag beginnt, neues Hoffen, Wünschen, Streben, und hier geht ein junges Leben zu Ende, bevor es noch eigentlich gelebt.

„Um Nichts!“ denkt Erich. „Um Nichts!“

Schweigend, in tiefer Ergriffenheit umstehen auch die Anderen den Schwerverwundeten, dessen Athem immer rascher geht und über dessen Antlitz tiefer und tiefer die Schatten des Todes sich senken.

Sie fühlen es alle mit entsetzlicher Klarheit — hier ist menschliche Kunst zu Ende, alle Hülfe zu spät.

Da kommt es in großen Sätzen herangesprungen. Dros hat sich losgerissen, sein Spürsinn hat ihn hierher geführt und mit kurzem Freudenslaut wirft er sich auf die am Boden liegende Gestalt, sucht das Gesicht und die Hände zu lecken.

Erich will ihn fortziehen, aber Gebhard hat die Augen weit aufgeschlagen — ein Strahl erwachenden Bewußtseins fliegt durch ihre glanzlose Tiefe, ein schwaches Lächeln des Erkennens umspielt seinen Mund.

„Dros, mein Hundchen,“ murmelt er leise und streichelt sanft den schwarzen Kopf, der sich in seine Hand schmiegt.

Und Dros legt sich neben seinen Herrn nieder, wedelt zufrieden mit dem Schwanz und bellt ein paar Mal vergnügt auf. Für ihn ist das Alles nur ein bekanntes Spiel. So oft in Krakenorm's Wäldern, wo Gebhard ihn darauf dressirte, Verlorenes zu finden, hat sein Herr sich zum Spaß verwundet gestellt und hat sich suchen lassen.

„Mein liebes, treues Hundchen,“ wiederholt der Sterbende, und noch einmal fährt die schwache Hand über das weiche Fell des Thieres, sinkt dann ermattet zurück.

Aber die großen, blauen Augen werden klarer und klarer, schauen empor zum Himmelsdom, wo die Sonne siegreich durch Nebelschleier bricht. Mühsam wendet er den Kopf, seine Blicke suchen umher, haften an der Gestalt des Gegners.

„Wolfgang!“ kommt es kaum vernehmbar von den blaffen Lippen.

Der Gerufene zuckt zusammen. Zögernd, widerstrebend tritt er näher und näher.

Mit Anstrengung hebt Gebhard ihm die Hand entgegen.

„Es ist schade um dich, Wolfgang, sehr schade. Man muß Ideale haben, sonst ist das Leben farblos

und leer. Schade!“ wiederholt er noch einmal, dann verlieren sich die Worte in undeutlichem Gemurmel und Riesen muß sich tief herabbeugen, um einzelne Sylben zu erfassen.

„Arme — ar — me Ma — ma.“ „Krafe — norm“. „Grüßt — Alle.“

Mehr und mehr haben sich die Nebel gelichtet, mit rothem Schein übergießt die Morgensonne die weißbeschnittenen Bäume des Gartens.

Gebendet schließt Gebhard die Augen, dann öffnet er sie wieder weit und groß.

Wie der Widerschein eines Lächelns verklärt die fahlen Züge. „Livonia's Farben.“

Noch einmal wird die Stimme lauter, mühsam, aber klar und deutlich tönt es:

„Meine — Fahn' — ist — roth — grün — weiß — mein Herz für . . .“

Ein gequälter Ausdruck verzerrt das Gesicht, er reckt sich empor, als wolle er sich aufrichten, seine Hand krampft sich in Riesen's Armel, dann wirft er plötzlich die Arme weit auseinander, ein Zucken geht durch den schlanken Körper, und langsam läßt Riesen ihn niedergleiten, das edle, große Herz schlägt nicht mehr!

In diesem Augenblick erscheinen Max und sein Onkel. Tief bewegt beugt sich der Professor herab, prüft den Pulsschlag — dann, mit fast liebkosender Geberde, schließt er die Augen des Todten.

* * *

Als der Professor in seine Wohnung zurückkehrt blicken ihm die, in Aufregung und Spannung zurückgebliebenen jungen Mädchen angstvoll fragend entgegen.

Vor einer Stunde hatte es scharf geschellt und dann war Max, im Mantel, ganz außer Athem, in's Wohnzimmer gestürzt und ohne sie zu begrüßen —

„Ist Onkel zu Hause? Wo ist Onkel?“ — er hatte es fast geschrien, mit vor Aufregung heiserer Stimme.

„Hier! mein lieber Junge! Was willst du von mir?“ hatte aus dem Nebenraume die freundliche alte Stimme gefragt, und zugleich war, Pfeife und Zeitungen in der Hand, der Gesuchte auf der Schwelle seines Cabinets erschienen.

Ein Blick auf die wahrhaft verstörten Züge seines Neffen und er hatte erschreckt hinzugesetzt:

„Um's Himmelswillen, Max, was ist dir zugestoßen?“

Statt aller Antwort hatte ihn Max in's Vorhaus gezogen und, ihm den Pelz um die Schultern legend, halblaut, ein paar Worte zugeflüstert, worauf der Professor mit dem Ausruf „Mein Gott, wie furchtbar! Wo denn?“ hastig nach seiner Mütze gegriffen. Und ohne sich auch nur umzusehen, waren sie davon geeilt.

Doch so leise sie gesprochen, zwei Worte hatte Elisabeth's durch eine jähe Ahnung geschärftes Ohr erfaßt, zwei Worte nur, aber sie durchzuckend wie mit electricischem Schlag.

„X. Garten.“ Wenn das nur kein Unglück bedeutet!

Das ist ja der Garten, wo in letzter Zeit häufig die Pistolenduelle abgemacht worden.

Der Boden schwankt unter ihren Füßen. Sie greift nach einem Halt.

„Was glaubst du, daß geschehen ist?“ Marie fragt es aus erschrecktem Gesichtchen.

Eine Stunde später wissen sie es. In's Zimmer tretend, läßt sich der Onkel schwer in einen Sessel fallen. Ein grauer Schatten liegt auf dem gütigen Gesicht, die Augen schimmern feucht.

Fast automatenhaft hat sich Elisabeth, die, seine Rückkehr erwartend, am Fenster gesessen, erhoben, und

nähert sich ihm, aber sie ist nicht im Stande mit den bebenden Lippen eine Frage zu formen.

Marie ist es, die ungestüm ausruft;

„O bitte! Onkelchen, sage uns doch, weshalb hatte es Mar so eilig und war so erregt?“

„Gebhard Rehburg lag schwer verwundet . . .“

Er bricht ab vor dem starren Blick aus Elisabeth's weitgeöffneten Augen. — Dann fährt er fort, mit zitternder Stimme:

„Nein! — Schlimmeres ist geschehen und ihr müßt es ja doch erfahren — unser lieber Gebhard ist todt.“

Abwehrend breitet Elisabeth die Hände aus, weicht zurück wie vor einer Schreckgestalt.

„Todt!“ — wiederholt sie leise, wie abwesend, „Todt!! . . .“

Mit Anstrengung die Füße setzend kommt sie dem Onkel ganz nahe.

Ein paar Mal bewegt sie die Lippen, dann zwingt sie die Worte heraus, mühsam, ohne Klang.

„Ist er — — in einem — Duell gefallen?“

Wortlos nickt der alte Herr und beschattet die Augen mit der Hand.

Marie bricht in Thränen aus.

„Wie werden die Krakenorm'schen es überleben?“ schluchzt sie. „Meine arme, liebe Nora.“

„Und durch wessen Hand? — Mit wem das Duell?“

Elisabeth fragt es wieder. Schauernde Angst vibriert in der Stimme.

Einen Augenblick zögert der Professor die Antwort zu geben, dann sagt er hart:

„Wolfgang.“

„Wolfgang,“ schreit sie auf. „Oh mein Gott wie gräßlich! — — Wolfgang!“

Und sie schlägt die Hände vor's Gesicht, aber keine Thräne erleichtert die Qual ihres zuckenden Herzens.

Durch Marie herbeigerufen, bringt die Tante beruhigende Tropfen, will sie überreden sich hinzulegen, aber sie bittet nur leise „laßt mich hier.“

In diesem Raume hat sie ihn zuletzt gesehen, lebensfroh, hoffnungsreich — vor drei Tagen.

Im Vollgefühl des errungenen Sieges war er eingetreten und sie hatte den Blick nicht wenden können von dem strahlend schönen Gesicht.

Von dem Convent hatte er ihr erzählt — ob die Forderung damals schon gefallen war?

Jetzt erinnert sie sich! Mit eigenthümlicher Betonung hatte er gesagt: „Wenn Sie die Meinigen sehen, grüßen Sie Alle sehr, sehr von mir.“

Das stürmische Wetter hatte die Abfahrt der Schwestern verzögert, und so war es gekommen, daß sie noch in Dorpat sich befanden.

Im Duell gefallen! Er, der Vorkämpfer für die Abschaffung desselben, — welch' furchtbare Tragik! Und durch Wolfgang's Hand!

Das dunkle Gesicht des Betters steht plötzlich vor ihren Geistesaugen, mit dem Blick voll wüthenden Hasses, der sie mehrere Male so tief erschreckt. Was mag er empfinden, jetzt? Ueberall muß es ihn ja verfolgen, das Bild dessen, den er getödtet, mit frevelnder Hand.

O, wie ihr graut vor ihm.

In diesem Augenblicke meldet das Stubenmädchen, Graf Riesen wünsche den Herrn Professor zu sprechen.

„Ich lasse bitten.“ Der alte Herr geht mit schweren Schritten seinem jungen Gast entgegen.

Zusammen treten sie in's Zimmer, und schweigend begrüßt Riesen die Professorin und die jungen Mädchen.

Elisabeth's Hand bebt in der seinen und nie ver-
gibt er den ergreifenden Ausdruck ihrer dunklen Augen.

„Ich bin gekommen, Herr Professor, um mit Ihnen die Depesche zu besprechen, welche wir nach Krakenorm schicken müssen — eine zu plötzliche Mittheilung könnte Frau von Rehburg tödtlich erschrecken.

„Sie haben recht, lieber Graf. Die schwere Pflicht Gebhard's Eltern vom Geschehenen in Kenntniß zu setzen, läßt sich nicht verschieben. Ich habe auch schon darüber nachgedacht, in welcher Form es am schonendsten zu machen wäre. Kommen Sie in mein Cabinet, da finden wir Schreibzeug.“

Nach einigem Hin- und Herreden entscheiden sie sich für folgenden Wortlaut.

„Gebhard erkrankt, hoffentlich bald hergestellt.“

Am Nachmittag soll ein zweites Telegramm folgen „Verschlimmerung — wenig Hoffnung.“

Und dann ein drittes, die schreckliche Thatsache meldend: „Gebhard heute früh sanft entschlafen.“

* * *

Nun liegt er aufgebahrt unter Blumen in dem Raume, der erfüllt ist von der Erinnerung an ihn. Silberne Armleuchter brennen ihm zu Häupten und hohe Blattpflanzen umgeben das Lager.

Am Fußende lehnt ein herrlicher Kranz, in den Farben der Livonia, den Riesen gebracht.

Und von den Wänden sehen die Portraits seiner Lieben herab auf den stillen Schläfer, der nie mehr zu ihnen emporblicken wird, mit liebenden Augen.

„Ach, mein Jungherrchen, mein Jungherrchen!“ jammert die alte Carlina und wischt sich die dicken Thränen mit ihrer Schürze ab.

„So ein Unglück! Wai Gottchen, so ein Unglück“, schluchzt sie.

„Nach hätte ich doch veräthet!! Herr Bedell ist oft gekommen und hat gesagt — „Frau Carlina,

sagen Sie mir immer, wo und wann wird Pistolen-schießen sein!" Ich wollte aber doch nicht — dachte Jungherrchen wollen doch losknallen und hauen, soll ihr Spaß nicht verdorben sein durch alte Carlina, aber, dies schreckliche Unglück jetzt."

"Herz schmerzt und Kopf schmerzt — kann man nicht aushalten und muß doch so weinen."

Und sie kniet hin zu Dros, der vor dem Bette liegt, als wache er über seinen stillen Herrn.

"Ja Dros — hast auch geweint — große Thränen hast du geweint, als all dein Lecken Gebhard erra nicht aufwecken konnte. Wird nie mehr sagen: „Altes Carlinschen“, und so schön lachen, daß immer gleich war, wie Sonnenschein in's Herz hinein. Und bitterlich weinend küßt sie die wachsblichen Hände des Todten.

* * *

Es ist der Abend des übernächsten Tages und man erwartet die Krakenormsichen, welche sich telegraphisch angemeldet haben.

„Nun gehe ich zu Gebhard und werde dort bis zur Ankunft der Krakenormsichen verweilen“, sagt der Professor zu seiner Frau.

„Du wirst gut thun das Abendessen warm zu halten, denn ihre Ankunft könnte sich sehr verzögern.“

Es schneit ohne Unterlaß und die Wege sollen ganz entsetzlich verstüht sein.“

Als er mit diesen Worten in's Vorhaus tritt und sich nach seinen Galloischen umsieht, steht Elisabeth, schon in Hut und Mantel, wartend da.

„Nimm mich mit, Onkel, bitte“, sagt sie halblaut und zieht den schwarzen Schleier tief über die verweinten Augen.

Beim Hinaustreten auf die Straße packt sie ein heftiger Windstoß. Dem Onkel ist es, als ob sie schwanke und er reicht ihr den Arm. Wortlos legt sie ihre kleine Hand darauf und schweigend gehen sie die Strecke Weges zum Embach hinunter, bis vor das Haus, welches so still dasteht, als ob es nichts Außergewöhnliches berge.

Aus dem Flur treten sie gleich in's Zimmer — die Thüre ist nur angelehnt.

Riesen und Erich begrüßen sie ehrerbietig und ziehen sich discret zurück.

Eliabeth ist es, als habe sie Blei in den Füßen, aber langsam, mit gesenkten Lidern kommt sie näher und näher.

Noch einige Schritte und da sieht sie ihn . . .

Ein Nebel legt sich über ihre Augen, die Lage scheint zu stürzen, doch mit übermächtiger Willensanstrengung überwindet sie den Schwindel, gebietet dem athemraubenden Klopfen ihres Herzens.

Und dann neigt sie tief das Haupt und faltet die Hände zum Gebet.

O wie hat sie täglich für ihn die Gedanken zu Gott erhoben und, seitdem sie die eigenen, selbstsüchtigen Träume überwunden, ihm ein schrankenloses Glück gewünscht und ersehnt, alle die Seligkeiten dieser Erde, und jetzt liegt er vor ihr kalt, starr, stumm.

Regungslos das lebensprühende Gesicht, geschlossen die glänzenden Augen, auf ewig verstummt der beredete Mund. Ist es zu fassen, zu ertragen, das nie, nie wieder!?

All ihr bisheriges Leben ist mit ihm und seinem Bilde so eng verwachsen, und sie ziehen an ihren geistigen Augen vorüber, die frohen Kinderjahre voll unbekümmerten Frohsinns, dann die Confirmationszeit, wo sie sich näher kennen lernten, und nachher die lange Gespräche, in denen sie sich gegenseitig förderten

und die herzliche Freundschaft sich entwickelte, auf Vertrauen und Achtung gegründet, bis etwas Anderes hinzu kam, der schmerzhaft glanz ihrer tiefverborgenen, heißen Liebe . . .

Postglocken tönen näher und näher. Sie achtet ihrer nicht — so viele Studenten fahren um diese Zeit schon weg — zu den Weihnachtsferien! ! — Erst als sie dicht vor dem Hause klingeln und der Onkel leise hinausgeht, fährt sie aus ihrem Sinnen empor.

„Das sind die Krakenormjchen, gleich werden sie da sein.“

Aus ihrem Muff zieht sie ein kleines Sträußchen und legt es auf die Brust des Todten, dann beugt sie sich herab und preßt die Lippen auf die marmorfalte Stirn.

„Ich bleibe dir treu, auch über den Tod hinaus“, flüstert sie.

Als sie sich umwendet, sind sie schon eingetreten, Nora und ihr Vater.

Schwer stützt sich Nora auf Erich's Arm, Herr von Rehburg geht allein, aber sein Anblick schneidet Elisabeth in's Herz.

Düster glühen die mächtigen Augen unter der hohen Stirn, gramvolles Leid furcht die Züge, Gestalt und Gesicht sind um Jahre gealtert.

Lange umstehen sie alle den Sarg, blicken schweigend auf das, im Tode so wunderschöne, junge Gesicht, welches wie gemeißelt ist in seiner starren Ruhe.

Nur Erich's besorgte Augen suchen immer wieder Nora. Sie sieht erschreckend blaß aus und hält sich kaum auf den Füßen.

„Nora müßte zur Ruhe gehen, Onkel Anton, . . .“

„Du hast recht, Erich, aber wo werden wir wohnen?“

„Meine Frau erwartet Ihre Tochter, Herr von Rehburg“, mischt sich der Professor ein. „Und auch für Sie ist ein Zimmer bereit.“

„Danke, vielen Dank, aber ich bleibe hier — ich möchte auch noch von Erich erfahren, wie alles gekommen und“ Die Stimme bricht in heiserem Schluchzen und kraftlos sinkt die gebengte Gestalt auf einen Stuhl.

„O mein Einziger, mein Einziger“, murmelt er.

„Alles zu Ende, alles.“

Nachdem der Professor sich mit Niesen und Erich über die Stunde der Abfahrt geeinigt, verläßt er mit Nora und Elisabeth den Raum.

Nora ist so müde, daß sie nichts mehr empfindet. Ihr Kopf schmerzt unerträglich und eine lähmende Schwäche ist über sie gekommen.

Willenlos läßt sie sich von Marie entkleiden, gehorjam trinkt sie die Tasse Thee, welche die Professorin ihr bringt, aber kein Schlaf kommt in ihre Augen. Sie sieht immer nur das stille Gesicht im Sarge. Und die Mutter hat nicht einmal diesen letzten Trost. Der Arzt hatte ihr das Mitfahren unbedingt verboten — Herzschwäche, Ohnmachten, nach der letzten Depeche eine schwere, die stundenlang gedauert hatte. Allein ist sie zurückgeblieben, — nur Frau von Theren ist gleich herübergekommen, nachdem die furchtbare Nachricht sie erreicht, wird mit ihr nach Ruhensee, wo die Rehburg's ihr Familienbegräbniß haben.

Wird sie den Schlag überleben? Zwar, in dem zarten Körper lebt eine starke Seele, die gläubig auch das Schwerste als gottgesandt trägt, aber ihr körperliches Befinden hat sich im Laufe der Jahre langsam und allmählig immer mehr verschlimmert, flößt den Ihrigen die größten Sorgen ein.

„O mein Gott, erhalte sie uns“, schluchzt es auf in Nora's Seele.

*

*

*

Auch über dem Therenhof'schen Hause ist der Todesengel dahingeflogen, mit seinen Schwingen die weiße Mädchenstirne streifend, und dunkle Schatten sind auf die, sonst von Lust und Jubel erfüllte Weihnachtszeit gefallen.

Ein schweres Nervenfieber hat Elisabeth niedergeworfen und bange Wochen folgen.

Aber ihre junge Lebenskraft ringt mit der gefährlichen Krankheit, widersteht dem drohenden Feinde. Sie bleibt den Jahren erhalten.

„Auf wie lange?“ fragen sie sich, in zagender Angst, da sie so kraftlos in ihren Kissen liegt.

Als sie endlich, nach Monaten, ihr Lager verlassen darf, zwitschern die Spazier, sich allerlei Vogelneuigkeiten erzählend, auf ihrem Fenster Sims und die Staare haben ihre Sommervilla bezogen, da im großen Ahorn auf der Terrasse.

Und während die Eltern oder Geschwister ihr, plaudernd und arbeitend, Gesellschaft leisten, oder ihr etwas vorlesen, liegt sie, zu jeder Beschäftigung noch zu schwach, mit müßigen Händen im Wohnzimmer und blickt mit müden Augen stundenlang in den werdenden Frühling.

Den Winter vertreibt die steigende Sonne — es rieselt vom Dache, der Schnee schwindet mehr und mehr — das erste Grün schimmert — allerorten regt sich neues Leben, Wünschen und Hoffen, nur in ihr liegt das Herz wie erdrückt von der Wucht ihrer Trauer um Gebhard.

So kommt das Osterfest heran, ein spätes Ostern, mit sonniger, warmer Luft die Wangen der Genesenden umfächelnd. Am Palmsonntag darf sie zum ersten Mal hinaus, am Charfreitag auch in die Kirche, und die Predigt über den Text: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun“, packt sie tief.

Allmählig übernimmt sie auch wieder ihre häuslichen Pflichten, geht der Mutter, wie früher, in allem zur Hand, nimmt an allem Theil und ist auch den Geschwistern wieder die Vertraute, zu der sie, fast lieber noch als zu der Mutter, mit all den kleinen Sorgen und Freuden ihres Kinderlebens flüchten.

Nie klagt sie. Gleichmäßig, ruhig ist ihre Stimmung, aber der klare Blick der jeelenvollen Augen ist oft verschleiert und wie erloschen der weiche Glanz in dem zarten Antlitz.

Kurz vor Himmelfahrt kommen die Brüder aus Dorpat zurück. Jetzt trägt auch schon Adalbert die Farben! — und fröhliches, lautes Treiben herrscht im Hause. Elisabeth, deren Kopf lautes Geräusch noch nicht verträgt, sucht in dieser Zeit häufiger die Einsamkeit ihres Stübchens auf und man läßt sie gewähren.

Eines Tages tritt Max, einen Brief in der Hand, in Elisabeth's Zimmer und beugt sich mit zärtlichem Kuß zu ihr hinab.

Sie liegt auf ihrer Couchette, ein geöffnetes Buch im Schooß. Ein Ausdruck sinnenden Ernstes reißt das weiße Gesicht.

„Willst du etwas von mir, mein lieber Jung?
Soll ich dir vielleicht einen schwierigen Brief stylisiren?“

Und als er nicht gleich antwortet, fügt sie hinzu:

„Du machst nämlich genau solch ein hülfloses Gesicht, wie als kleiner Bub', wenn es galt den Großeltern oder sonst jemandem in der Verwandtschaft ein Dank- oder Gratulations schreiben zu senden, und du absolut nicht wußtest, in welcher Form dich deiner schwereren Aufgabe zu entledigen.“

„Ja! Schreiben war nie meine Force und wie man es fertig bringt, zum bloßen Vergnügen ganze Bücher vollzuschreibiren, das wird mir, so lang ich lebe, ein ungelöstes Räthsel bleiben.“

Noch versucht er es hinzuhalten, was er ihr mitzutheilen gekommen, schafft ihr und sich selbst, durch Blaudern, eine Frist.

„Was liest du für ein Buch, Hausmütterchen?

„Ah, das ist wohl . . .“

„Odhin's Trost! Ja. Ich lese es schon zum dritten Mal, versenke mich mehr und mehr darin und finde es jedesmal schöner.“

Ein feines Roth färbt ihre Wangen.

„Weißt du noch, wie Onkel und Gebhard Rehburg davon sprachen, als ihr Alle an deinem letzten Geburtstage bei uns speisetet. Auf Onkel's Vorschlag nahm Gebhard Rehburg das Buch mit, um es in den Weihnachtsferien zu lesen, und als Onkel es von Graf Riesen zurück bekam schenkte er es mir. Ein Zeichen lag darin und diese Stelle muß ich immer wieder aufschlagen — vielleicht hat er noch in dem Buch geblättert — in der letzten Nacht.“

Ein leichtes Zittern läuft durch ihre Gestalt. Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck blickt sie vor sich hin, dann hebt sie wieder den Kopf.

„Es ist die Stelle, wo Odhin verkleidet zum Zwerg Zwotto hinabgestiegen ist, um die Salbe zu holen, welche Baldur unverwundbar machen soll.“

Sieben Fragen stellen zu dürfen hat der Zwerg sich ausgebeten und Odhin's Antworten finde ich so großartig schön, besonders die Steigerung in den Letzten, — Frauenliebe — Schlachtensieg — Heldenthum!

Und so muß es auch sein, für den echten, rechten Mann. Höher als Herzensleben muß ihm Geistesleben gelten. Höher als das Haus mit seinen stillen Freuden, als die Familie mit ihrem Liebeslohn werthet Schlachtensieg, aber nicht in verheerendem, männermordendem Kriege erfochten, — nein, in höherem Sinne gemeint.

Es bedeutet, — für mich wenigstens, — den Kampf der Geister um die heiligsten Güter der Menschheit, den Sieg, errungen in edlem Wettstreit um den Besitz ewiger Wahrheiten und zum Besten der großen Völkerfamilie.

Aber noch giebt es ein drittes, allerhöchstes — Heldenthum! — in seiner tiefsten Tiefe gefaßt, das stille unsichtbare Heldenthum der Seele, ein Entfalten innerer Kräfte, durch welche wir siegen über uns selbst.

Sich bewußt werden des göttlichen Funken, der in jedem von uns lebt und auflodern soll zu des Ewigen Ehre — und, im Gefühl dieser Gotteskindschaft und Gottesähnlichkeit nach Vollkommenheit dürstend, den Kampf aufnehmen mit dem eigenen Ich, ringen und streben nach ewigen Gütern — unvergängliche Schätze inneren Lebens sammeln, die uns lösen vom Irdischen, emporheben über der Erde Luft und Schrecken.“

Max hat ihr staunend zugehört. Wie sie gereift ist, geistig gewachsen“, denkt er.

„Größe suchen“, fährt Elisabeth fort, „wahre Größe! Heldenhaftigkeit entwickeln, im Dulden, im Entjagen — Selbstverleugnung üben, Barmherzigkeit haben und verzeihen, ja Liebe empfinden können, auch für die, welche uns hassen und wehe thun. Und so wahres Heldenthum erreichen, weil der Siege göttlichster das Vergeben ist.“

„Da ist der Anknüpfungspunkt“, fährt es Max durch den Sinn.

Er schiebt seinen Stuhl näher zu ihr heran und nimmt ihre kalten Finger in seine lebenswarmen Hände.

„Laß mich an das appelliren, was du eben sagtest, Schwester“, beginnt er — „denn ich habe

einen Auftrag an dich eine Bitte“, wieder stockt er.

„Und, wie es scheint, eine schwere?“ sagt sie, noch immer ahnungslos!

„Ja! es ist, daß er möchte . . .“

„Wer möchte?“

„Gies, bitte, diesen Brief.“

Sie greift nach dem Couvert, das er ihr reicht.

Als sie die Handschrift erkennt, zuckt sie zusammen, — jähe Gluth fliegt bis zur reinen Stirn empor, doch sie entfaltet schweigend den Bogen.

Aber während sie liest, gräbt sich eine Falte immer tiefer zwischen ihre Brauen.

In dem Schreiben bittet Wolfgang um die Erlaubniß nach Therenhof zu kommen. Er müsse Elisabeth sprechen und wolle von allen Abschied nehmen, da er, dem Wunsche des Vaters entsprechend, für mehrere Jahre in's Ausland gehe, um dort sein Studium zu beendigen.

Ihn wiedersehen, ihn begrüßen, der ihn traf aus nein! das braucht sie nicht über's Herz zu bringen, das nicht!

Elisabeth faltet den Brief zusammen und reicht ihn Max zurück.

„Nein!“ sagt sie kurz. „Schreibe ihm ein Nein.“

„Elisabeth! Er ist ein anderer geworden! . .“

„Zu spät“, sagt sie tonlos, „zu spät.“

„Laß dir erzählen, Schwesterchen. Er hat schwere Monate hinter sich, eine lange Krankheit — er war dem Tode nahe, nach seiner Verwundung.“

Ueberrascht starrt sie ihn an.

„Verwundung? Er verwundet?“

„Ja, in einem Duell mit Riesen.“

„Noch ein Duell?! Schuld auf Schuld gehäuft.“

Ihre Stimme wird tief, bebt in Erregung.

„Ich will ihn nicht sehen, — mir graut vor dem, was er gethan.“

„Aber Elijabeth, so darfst du es nicht nehmen. Ein Duell ist doch kein . . .“

„Verbrechen, willst du sagen“, unterbricht sie ihn.

„Ja, ihr meßt mit anderem Maaß, aber du weißt es längst, Max, wie ich dazu stehe. Für mich ist und bleibt ein tödtlich verlaufenes Duell ein Mord und lastet als Blutschuld auf dem Thäter.“

Leise, kaum hörbar hat sie begonnen, jetzt wird die Stimme lauter, die Betonung nachdrücklicher.

„Ihr bezeichnet es nicht so ihr nennt ein Duell bloß einen Ehrenhandel, spricht von Sühne für erlittene Beleidigung, aber wo bleibt die Sühne, wenn der Unschuldige als Opfer fällt?“

Sühnen kann man nur durch Reue und Abbitte. Für begangenes Unrecht, für weniger noch — bloßes Wehethun — um Verzeihung zu bitten, ward uns gelehrt, von klein auf, und deshalb kann ich mit meinem Mädchenempfinden euren Ehrenkodex nicht verstehen, kann euch nicht folgen in diese sogenannten Ehrbegriffe, die es erlauben, daß man ungestraft den Gegner zum Krüppel machen oder ihn aus dem Leben schicken darf — unvorbereitet, vielleicht eigenes, schweres Verschulden bezahlt, mit fremdem Blut.

Für mich und, ich denke, für einen rechten Christen giebt es nur eine wahre Ehre, die Christenehre, und die gebietet, kurz und bündig, Gottes Willen zu thun und sein heiliges Gebot zu halten. Und das lautet, einfach und klar: „Du sollst nicht tödten.“ Da ist nichts zu deuteln und deshalb graut mir vor Wolfgang, wie vor einem Mörder.“

„Schwester, um Gotteswillen sag' so etwas Furchtbares nicht. Es war doch nur ein unjeliger Zufall . . .“

„Natürlich Zufall! Und das glaubst du? . . .“

„Ich weiß, ich weiß“, fährt sie erregt fort, als er sie auf's Neue unterbrechen will.

„Nach juristischen Begriffen liegt ein Mord nur dann vor, wenn eine Absicht vorlag. Sonst ist es nur Todtschlag, oder Nothwehr, oder unabsichtliche Tödtung, aber es kommt auf eins heraus.

Und sage mir auf's Gewissen, weiß man immer was tief innerlich in einem Menschen vorgeht? Wer sieht ganz klar in den Seelenregungen, wer erforscht die verborgenen und doch treibenden Beweggründe, blickt in die dunklen Tiefen des Empfindens, kennt die Gedanken, die secundenlang durch ein Hirn blitzen, die man sich selbst kaum zu gestehen wagt, und die allein schon tödten würden, wenn sie könnten?

Kaum wissen wir selbst, was die geheimste, tief innerste Triebfeder unserer Handlungen ist, wozu uns oder andere gekränkte Eitelkeit, verwundete Eigenliebe führen.

Und von jeher war Wolfgang ein ungebändigter Charakter, eigenwillig, herrschsüchtig, der gerne selbst die erste Rolle spielen wollte. Schwer trug er an Gebhard Rehburg's anerkannter Vorherrschaft und Superiorität . . .“

„Das ist wohl möglich“, unterbricht Max. „Es lagen überhaupt unvereinbare Gegensätze in ihnen. Wolfgang ist eine wilde, zügellose Natur, aber bei aller Rivalität und so brutal rücksichtslos er sich auch gab — einer bewußt ausgeführten Schlechtigkeit, Niedertracht, halte ich ihn nicht für fähig. Vielleicht wollte er schwer verwunden, aber mit Absicht töd . . . — Mein! das kann ich nicht glauben und du müßtest die Grundlosigkeit deiner Annahme einsehen und nicht ungerecht werden, Elisabeth.“

„Ich will ihn auch nicht verdammen. Möge Gott, der in die tiefsten Tiefen der Seele blickt, ihn richten und, wenn er gefehlt, ihm in Seiner Gnade verzeihen

— ich kann es noch nicht und darum will ich ihn auch nicht wiedersehen — nein, bitte, sage nichts mehr, Max“, abwehrend hebt sie die Hand — „dringe nicht weiter in mich und — bitte — gehe jetzt. Sage Mama, ich käme nicht zu Tisch, ich hätte starke Kopfschmerzen.“ Mit einer müden Bewegung drückt sie die Finger an die Schläfen.

Ohne etwas zu erwidern, küßt Max ihr die Hand und verläßt das Zimmer.

Am nächsten Morgen sucht ihr Vater sie in ihrem Stübchen auf.

„Nun wie geht es, Elisabetha? Kommen die Kräfte wieder? Sind die Kopfschmerzen vergangen?“

Ja? Nun, das ist schön, denn ich habe über Ernstes mit dir zu reden, mein Töchterchen.“

Er nimmt sie zärtlich in die Arme und sie lehnt den Kopf an seine Brust, wie sie es als Kind so oft gethan.

„Max' Brief ist noch nicht abgegangen — ich habe seine Absendung verhindert. Ich wollte noch selber mit dir sprechen, von deiner Weigerung Wolfgang wiederzusehen.“

„Bitte Papa, erlasse mir darauf zurückzukommen.“

„Nein, mein Herzenskind. Deiner Krankheit wegen habe ich es bis jetzt vermieden, aber einmal muß es doch zur Sprache kommen zwischen uns, dieses schreckliche Ereigniß. Ja, es ist namenlos Trauriges geschehen, aber laß' mich dir wiederholen, was Max dir schon gesagt — es war nur ein Zufall.“

„Ich weiß es besser“, will sie aufschreien, aber sie hält die Worte zurück und verschlingt die Hände ineinander.

„Einen anderen Gedanken dürfen wir garnicht aufkommen lassen“, fährt Herr von Theren eindringlich fort, ihren Kopf, den sie tief gesenkt hat, leise streichelnd.

„Muthmaßungen jollen wir keine Gewalt einräumen über unſer Denken und Fühlen.

Ich begreife, daß dich Gebhard's Tod beſonders ſchwer ergriffen hat. Ihr wart ſo befreundet und du hatteſt ihn lieb, wie einen Bruder.“

„Wie einen Bruder“, wiederholt ſie leiſe, wehmüthig.

„Auch wir trauern aufrichtig um ihn, aber das Leben hat nun einmal ſeine Forderungen, — wir können einem Verwandten nicht die Thüre weiſen, wegen eines unglücklich verlaufenen Duells.

Gott allein kann da Richter ſein und Wolfgang leidet auch unter dem, was geſchehen iſt, deß bin ich überzeugt.

Er hat auch mir geſchrieben, mit dringenden Worten, und eine ernſte Bitte muß man nie abſchlagen, auch wenn es bisweilen große Ueberwindung koſtet dem eigenwilligen Ich. Ohne Opfer zu bringen lebt man kein Leben, Kind, und beſonders kein Chriſtenleben.“

Und als ſie noch immer ſchweigt und ſich nur feſter in ſeine Arme neſtelt, fährt er überredend fort:

„Meine Eliſabeth will doch nicht nur eine Chriſtin heißen, will in Wahrheit eine ſein! — Nicht wahr? Zu Pfingſten willſt du mit uns an des Herrn Tiſch treten — da macht man Frieden mit ſich und ſeiner Umgebung. Und Gebhard ſelbſt hat ihm die Hand gereicht zur Verſöhnung, hat man dir das nicht erzählt?“

Sie hebt die Augen, die voll Thränen ſtehen.

„Ja, Gebhard ſelbſt — — — keiner unedlen Regung war er fähig.“

„So ſei mein tapferes Kind, Eliſabeth — bekämpfe deine Gefühle und verſprich mir, daß du es noch bis morgen überlegen wirſt, was wir Wolfgang antworten ſollen.“

„Mitleid haben, Barmherzigkeit üben, Verzeihen können.“ Ihre eigenen Worte hallen in ihr nach. Sie beugt sich herab und küßt des Vaters Hand.

„Ich will thun, was du wünschest, lieber Papa.“
Leise, kaum hörbar, kommt es über die, durch die Erregung tieferblaßten Lippen.

* * *

Eine Woche später hört man das Geklingel von Glocken und ein Postwagen rollt vor die Hausthür. Es ist Wolfgang.

Max übernimmt es ihn der Schwester anzumelden. Als er ihr Zimmer betritt, steht sie am Fenster, den Blick verloren hinausgerichtet auf die Frühlingspracht draußen und die sinkende Sonne überfluthet die stille Gestalt mit goldigem Glanze.

„Wolfgang bittet dich um eine Unterredung, willst du sie ihm gewähren?“

Secundenlang verharret sie regungslos, dann nickt sie stumm.

Und sie hat die Stellung nicht gewechselt, als jetzt die Thüre sich wieder öffnet und Wolfgang die Schwelle überschreitet.

Seine heißen Blicke suchen sie und ihr Anblick schneidet ihm tief in's Herz.

„Wie durchsichtig blaß und schmal sie geworden ist,“ denkt er.

Ein schwarzes Gewand schmiegt sich in weichen Falten um die schlanken Glieder, hebt die vergeistigte Klarheit des feinen Ovals, in denen die dunklen Augen größer als früher erscheinen.

In tiefer Bewegung tritt er auf sie zu, bietet ihr die Hand. Sie schaut auf — einen Augenblick ist es, als würde sie, gebannt durch seine düstren Augen, die ihre hinein legen, aber dann rieselt ein Schauer durch ihre Glieder und sie wendet sich ab.

Nein! diese Hand, welche die tödtliche Waffe erhoben, sie kann sie nicht berühren.

Eine Weile stehen sie unbeweglich, wortlos. Dann, plötzlich, mit einem klagenden Laut sinkt er ihr zu Füßen, umklammert ihre Kniee.

Sie weicht einen Schritt zurück.

„Stehe auf, Wolfgang,“ sagt sie leise.

„Nein, Elisabeth, nicht eher als bis du mir die Hand gereicht, als Beweis, daß du dereinst vergessen wirst, was geschehen ist.“

„Ich bitte dich, stehe auf,“ wiederholt sie noch einmal — bestimmter.

„Elisabeth, ich flehe dich an, habe Mitleid mit mir. Sage, daß du vergessen wirst. — Laß mich nicht von hinnen gehn, auf lange, ohne diese Hoffnung. — O wenn du wüßtest, was ich gelitten habe. . .“

Sie hebt die gesenkten Lider, richtet den Blick der dunklen Augen voll auf ihn, forschend, als wolle sie auf den Grund seiner Seele schauen.

Mag hat recht, er ist verändert, die Augen liegen tief und um den sonst so spöttisch lächelnden Mund ist ein Leidenszug tief eingegraben.

„Du hast gelitten!! Auch du hast gelitten!“ sagt sie ernst, fast feierlich. „Und du wirst noch mehr leiden . . . Dunkel wird dir das Leben sein, weil. . .“

„Ja!“ stöhnt er auf. „Nimmer hätte ich es gedacht, aber ein Schleier liegt mir auf allem. Ich fühle es bang, vielleicht habe ich es selbst verjehert, mein Lebensglück und sie lassen mich nicht los, die anklagenden Stimmen. . .“

„Des Gewissens,“ ergänzt sie mit schwerer Betonung. „Denn wer Blut vergossen hat, deß' Blut soll wieder vergossen werden, — und ist es nicht sein Lebensblut, so mag er es doch ungeesehen verlieren, in Einsamkeit und Trauer, in Reue und Schmerz, das Herzblut sein, mit dem sein Friede dahinsickert. Aber wer wahrhaft,

aus tiefster Seele bereut, für den giebt es Heilung, Barmherzigkeit auf Erden und im Himmel Vergebung.“

Er richtet sich auf und hascht nach ihren schlanken Händen, drückt leidenschaftliche Küsse darauf.

Sie entzieht sie ihm sanft.

„Nicht so, Wolfgang, ich bitte dich! — Gehe hin in Frieden und Gott wird dir vergeben, um deiner Reue willen, wie ich . . . ,“ stießt, dann kommt ein fast unirdisches Leuchten in ihre fiebrig glänzenden Augen — „um Gebhard's Willen dir verzeihen will.“

Er zuckt zusammen, noch ist der Dämon in ihm nicht ganz gebändigt. Aus ihrem Munde diesen Namen und in diesem Ton — welche unsägliche Marter. Auch todt haßt er noch den, der ihn getragen und der ihm geraubt, was allein ihm noch werth erschien, die Seele dieses Mädchens, des einzigen Wesens, an das er sich geklammert hatte, wie der Ertrinkende an die Planke, um sich herauszuretten aus den Strudeln seines wilden Lebens. Alle Weichheit ist wieder weggewischt aus seinen Zügen, er steht vor ihr bleich, finster, kalt.

„Eine Verzeihung in dieser Form brauche ich nicht,“ sagt er schneidend herb.

„Er verlor sein Leben durch meine Hand und ich verliere das Leben meiner Seele durch ihn.“

Wilde Gluth lodert auf in seinen dunklen Augen.

„Wir sind quitt.“

Entgeistert sieht sie ihn an.

„Was meinst du?“ entringt es sich ihr. „Was bedeutet das?“

„Was das bedeutet?“ Schmerzliche Bitterkeit bebt im Ton.

„So höre meine Beichte, heilige Elisabeth, und nur von dir will ich Absolution.“

Weißt du etwas von meiner trostlosen Kindheit, von dieser Hölle, die mein Vaterhaus war, nachdem meine Mutter gestorben und Papa sich eine zweite

Frau in's Haus brachte, nicht schlecht, aber jung, vernügnungslustig, eine Natur, die den trotzigen, ungeberdigen, nach seiner Mutter sich krank sehrenden Jungen nicht verstand?

Mein Vater selbst — ein Tiefenthal — das sagt alles! — ebenso meine älteren Brüder, deren Beispiel Gift war für mich fünfzehnjährigen Jungen.

War's da ein Wunder, daß ich wurde — was ich bin — oder wenigstens schein und was man so gemeinhin einen Taugenichts zu nennen pflegt, so einer, dem nichts heilig ist, der alles in den Staub zieht und mit Füßen tritt, was der Tugendhaften A und D ist, und der nur einen Kultus kannte, den seines eigenen Ichs.

Merkwürdig nur, daß auch solche Egoisten einen, freilich vor aller Augen streng verborgenen Fleck im Innern haben, wohin er sich rettet, der Glaube an ein Ideal, und wo, wenn auch cynisch verspottet, sie lebt, die Sehnsucht nach Edlerem, Besserem. Und auch in mir war sie nicht ganz gestorben, die Seele, aber sie war überwuchert von Leidenschaften, wie von Unkraut, zerfressen von ungezügelter Begierden, wie von Rost.

Da sah ich dich!" er hat in steigender Erregung gesprochen, jetzt wird die Stimme weicher — „weißt du es noch, hier zu deiner Confirmation. Wie eine Lichtgestalt standest du vor dem Altar und in mir erwachte der alte Kinder Glaube an einen Schutzengel, vor dem das Unreine flieht und das Gemeine sich verbirgt.

Unwiderstehlich zog es mich zu dir hin — so ähnlich warst du meiner Mutter, und was sie gewesen wäre für mich, wurdest du, — der gute Genius meines Lebens.

Und ich beschloß deiner werth zu werden, ich rang mit all den niederen Trieben in mir, ich kämpfte an gegen böse Leidenschaften und ein paar Jahre lang war ich ein anderer, wenigstens innerlich. Aus meiner

Liebe zu dir machte ich mein Heiligthum, ein Tempel erwuchs in mir, wo ich, der Freigeist, betete — zu deinem Bilde! Da waren Stufen, auf denen ich kniete, vor deiner Reinheit! Da brannte Tag und Nacht das ewige Lämpchen meines Gefühls — für dich! Und dich zu gewinnen, zu erringen, wurde der heißeste Wunsch meines Lebens, das Ziel all meiner Zukunftspläne. Freundlich kamst du mir entgegen, aber -- vor andert-halb Jahren — da fühlte ich, daß etwas zwischen uns trat — er!"

Elisabeth, die sich an ihren Schreibtisch gelehnt hatte, läßt sich in einen Sessel fallen, und schattet das Gesicht mit der Hand.

„Und als ich fühlte, daß du ihm gabst, wonach ich lechzte, Vertrauen, Achtung, Freundschaft — auch deine Liebe, -- sah wie du dich immer mehr und mehr von mir abwandtest, scheuer, fremder werdend, da wurde ich wie wahnsinnig vor Eifersucht und Verzweiflung, verlor die Macht über mich, die legte.

Mein Vater rief mich zurück — nur noch ein paar Monate, dann sollte ich fort, aus deiner Nähe, die wieder geweckt in mir, was ich schon erstorben wähnte, den Glauben an ein besseres Ich, das noch zu retten sei — nun war alles umsonst, er bekam das Feld frei, er, den ich haßte, o so glühend, weil er gut und edel war, makellos.

Ihn von seinem Tugendpiedestal zu reißen, dazu war mir jedes Mittel recht. Er wollte sich nicht duelliren, aus Princip, und ich zwang ihn dazu . . ."

Die ganze ungebändigte Leidenschaftlichkeit seiner Natur bricht hervor. Seine Augen lodern in wildem Triumph. Schön wie ein Dämon der Vernichtung steht er vor Elisabeth.

In starrem Grausen hat sie ihm zugehört, bleich geworden bis in die Lippen. Nun schaudert sie weit von ihm zurück und schlägt die Hände vor's Gesicht.

„Also das war es doch — jetzt erst sehe ich klar, begreife ich ganz, worum es sich handelte zwischen euch. Nicht nur um Fragen der Vorherrschaft, nicht um Principien — — um mich.“

Ihre Stimme bricht in einem schluchzenden Laut.

„Um mich mußte er sterben. Als vermeintlichen Nebenbuhler fürchtetest du ihn und du räumtest ihn fort — mit mörderischer Hand.“

„Elisabeth,“ schreit er auf.

„Mit mörderischer Hand,“ wiederholt sie mit steigendem Nachdruck — „denn du wolltest seinen Tod. Du dachtest damit den Weg freizubekommen, glaubtest wirklich, daß ich allmählig das Geschehene vergessen würde, aber du hast dich verrechnet, — nicht mich liebte er, aber ich bleib ihm treu, auch über's Grab hinaus.“

Sie hat sich hoch aufgerichtet, der verzückte Glanz kommt wieder in ihre Augen.

„Um ihn strahlt ewig die Erinnerung, verklärend auch was irdisch an ihm war. Sein lichter Geist zieht mich hinan und ich sehe ihn bald wieder, vor Gottes Thron. Meine Seele grüßt den Tod ohne Bangen, denn als du ihn triffst, da hast du auch mich getroffen, bis in's Lebensmark. Ich habe abgeschlossen mit Glück und Hoffnung.“

Eine Weile stehen sie beide unbeweglich.

Er fühlt es klar — sie ist ihm verloren! Auch todt hat Gebhard gesiegt, besitzt, wofür er seiner Seele Seligkeit gegeben hätte, die Liebestreue dieses Mädchens.

Noch einmal tönt ihre Stimme klanglos an sein Ohr.

„Wir haben uns nichts mehr zu sagen, Wolfgang. Geh' jetzt, meine Kraft ist zu Ende.“

Stumm sieht er zu ihr hinüber, umfaßt mit düsterem Blick die geliebte Gestalt.

Mit gefalteten Händen steht sie am Fenster, und auf dem Goldgrund des Abendhimmels hebt sich ihr zartes Profil ab, wie ein Heiligenbild.

So wird er sie immer sehen, in all den stillen Stunden, da die Vergangenheit auf das Herz eindringt mit schweren und peinigenden Gedanken! — Die Thüre fällt hinter ihm zu und ihm ist, als sähe er den Engel der Vergeltung mit dem scharfen Schwert der Reue Wache halten vor seinem verlorenen Paradiese.

* * *

Hermann Riesen hat sein letztes Examen gemacht, seine Schrift geschrieben und eingereicht. Die Studienjahre sind vorbei und man rüstet sich in der Livonia ihn zu committiren.

Ihm wird das Scheiden schwer, aber er selbst fühlt es nur allzugut, es ist Zeit dem Burschenleben Valet zu sagen.

Die älteren Kameraden sind fast alle fort, hierhin und dorthin verstreut, mit dem jungen Zuzug ist er wenig bekannt, entfremdet der früher so allgemein beliebte Riesenbär. Ueberhaupt — verändert ist so vieles und auch er ist ein anderer geworden. Gebhard's Tod hat ihm die frohe Sorglosigkeit genommen und er vermißt ihn überall, bei allem, den lebensvollen Genossen, den liebsten Freund.

Jahrelang haben sie alles getheilt, zusammen wollten sie Dorpat verlassen, hatten sich oft den Augenblick ausgemalt.

Und jetzt betritt er allein noch einmal das Conventsquartier, wo sich, altem Brauch gemäß — alle Glieder der Corporation versammelt haben.

„Ecce venit te salutans,“ schallt es ihm entgegen.

Wie oft hat er sie mitgesungen die Comitatslieder und jetzt erklingen sie für ihn.

„Da hängst du nun in dunkler Ecke,
Du alter Flausch, mit Staub bedeckt,
Es höhnen dich die andern Röcke,
Sie sind so neu und glatt gelect.“

Zwischendurch wird Captschello und Negus getrunken und manches Glas ihm zu Ehren geleert.

Dann geht es hinunter auf die Straße, und der Zug ordnet sich, der ihn noch bis zum Stationsberge geleiten soll.

Boraufl flattert, von jugendstarkem Arm getragen, die roth-grün-weiße Fahne, ihr folgt Riesen, Axel und Erich zur Seite — und hinterdrein, bunte Campions tragend, die ganze Schaar der Kameraden.

„Bemooster Bursche zieh ich aus,
Behüt dich Gott, Philisterhaus!
Zur alten Heimath geh ich ein,
Muß selber nun Philister sein.“

Jetzt erreichen sie das Universitätsgebäude. Hier hält der Zug. Mit grüßender Bewegung der Hand entblößt Riesen das Haupt, und aus voller Brust, mit lauter Stimme ruft er: „Vivat, crescat, floreat, alma mater Dorpatensis in aeternum“.

Weiter geht es, weiter.

„Fahrt wohl, ihr Straßen grad und krumm!
Ich zieh' nicht mehr in euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Gesang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang!“

An den Fenstern zeigen sich neugierige Gesichter, und es klopft manch Backfischherz, als es emporerschallt.

„Da komm ich, ach! an Liebchen's Haus;
O Kind, schau noch einmal heraus,
Heraus mit deinen Neuglein klar,
Mit deinem dunklen Lockenhaar.“

Ueber den Markt, die Ritterstraße entlang, bewegt sich der lange Zug.

Nach allen Seiten wirft Riesen grüßende Blicke. Bild an Bild verlebter Stunden, heitere Reminiscenzen, sie ziehen vorüber, ja vorüber.

Die Wehmuth des Scheidens überkommt ihn, seine Augen feuchten sich. Alles vorüber.

„Wenn die Reben wieder blühen,
Regt sich auch der Wein im Faß,
Dann aus dir der Bursch muß zieh'n
Alma universitas.“

Auf dem Stationsberge halten schon die Postwagen, in denen er und seine Kameraden Platz nehmen — Axel, Molten, Erich, Max, Lionel und einige andere begleiten ihn noch ein Stückchen Weges.

Riesen schüttelt den Zurückbleibenden herzlich und kräftig die Hand, und dann, hinter den davonrollenden Wagen her, erklingt es noch in vollem Chor.

„Es schlägt die Abschiedsstunde,
In unserm Freundschaftsbunde,
Lebwohl, lebwohl, auf Wiedersehn.“

Riesen steht im Wagen und schwenkt den Deckel grüßend nach allen Seiten.

„Ja! auf Wiedersehn!“ schreit er mit Stentorstimme.

Der Staub wirbelt auf. Ein Lebensabschnitt liegt, abgeschlossen für immer, hinter ihm, aber einen unverwelklichen Kranz leuchtender Erinnerungen, den nimmt er mit, und ob dereinst die Haare grau und den Augen trübe werden, in seinem Herzen sollen sie weiterleben in schimmerndem Glanze.

In Novum wird noch brav gezecht und manch treues Freundeswort gesprochen, — dann, als die Sonne aufgeht, rollt er allein auf der Poststraße weiter.

Das letzte Mal ist er in dieser Richtung und auf diesem Wege Gebhard's Sarg gefolgt. Welch eine

grauenvolle Fahrt durch die winterlichen Einöden. Nur langsam war man vorwärts gekommen auf den bis zur Unfahrbarkeit verstümmten Wegen, und den ganzen Tag, in ununterbrochenem Flockengeriesel, hatte es weitergeschneit — bei wüthendem Südost, der die Schneekristalle in's Gesicht blies, hineinwehte in die Kleider, durch doppelte Pelze hindurch. Tief versanken die Pferde in den locker angehäuften Schneemassen. In mancher Wehe waren sie stecken geblieben, hatten die Postillone in benachbarte Gesinde schicken müssen, um Leute mit Schaufeln zu holen und die Schlitten ausgraben zu lassen — mehr als einmal auch hatten er und Erich ihre Plätze verlassen, um die Krakenormsche Kibitke vor dem Umwerfen zu bewahren, den Schlitten mit dem Sarge zu stützen. Obgleich unsichtbar, hatte der Mond die lange Winternacht matt erhellt, aber gegen Morgen war er untergegangen, und auf einer der letzten Stationen in der bergigen Gegend vor Ruhensee — dem Ziel ihrer Fahrt — hatte der Posthalter kategorisch erklärt, es sei unmöglich bei dem Höllewetter in der Dunkelheit weiterzufahren, schon tagsüber käme man kaum durch.

Nora hatte sich in eines der Gastzimmer zurückgezogen und auch Erich und er, todtmüde nach all den Eindrücken der letzten Tage, den schlaflosen Nächten, hatten sich auf die noch reichlich vorhandenen Betten ausgestreckt. — Ruhelos aber war Anton von Rehburg im Vorderraum auf- und abgeschritten, bis zur Weiterfahrt. Am Nachmittage hatten sie Ruhensee erreicht, den Sarg aufgebahrt in der Friedhofskapelle des Erbbegräbnisses der Rehburg's.

Viele Glieder der Familie waren da versammelt gewesen und sie tauchen vor ihm auf, all die ernstesten wehmuthumschatteten Gesichter, er sieht Nora's verweinte, große Augen und Frau von Rehburg's weiß

gewordene Haare. Einen Tage später, an einem frostklaren Nachmittage — die Beerdigung.

Eine wunderschöne Rede hatte der Pastor, welcher ihn confirmirt, gehalten über den Text: „Du wirst gejået verweslich, aber du sollst auferstehen unverweslich.“

Ergreifende Worte hatte auch Erich, im Namen der Livonia, dem lieben Kameraden nachgerufen, an des Dichters Wort anknüpfend „Nur wer liebt und strebt, lebt wahrhaft.“

Gebhard's ideales Streben hatte er gerühmt und seine Liebe. Seiner reichen Natur sei Geben, Umfassen so recht eigen gewesen. Und nun seien sie für immer erloschen die Wärme des Herzens, das Feuer der Begeisterung für alles Große, Edle und Hohe, — in ein unbekanntes All zurückgeflogen die Seele. Aber in ihrer Aller Gedächtniß werde er fortleben, als der Besten und Edelsten einer, als der ewig junge Geist des Strebens, des Fortschritts.

Und sie wollten dessen würdig sein, daß sie in seiner Nähe geweilt, so oft die Macht seiner Persönlichkeit empfunden, wahr machen, was er gewollt und erstrebt als Glied ihrer Gemeinschaft und für dieselbe.

Warm schlug sein Herz für die corporative Idee und, werth zu bleiben und zu bestehen, auch im launenhaften Wechsel der Zeit, sollte die Livonia keinen verderblichen Mächten verfallen — das war sein Wunsch und ihn wollen sie erfüllen. Ein Wahrzeichen für Ehre, Recht und Sitte, soll ihre roth, grün, weiße Fahne wehen, hoch über allem Gemeinen, makellos rein!“

Kranz an Kranz hatte sich gehåuft auf dem, mit Tannengrün geschmückten Hügel und dann war es hinausgeklungen in die kalte Winterluft:

„Ist einer unsrer Brüder nun geschieden.“

Strahlenlos, ein glühendrother Ball, hatte die Sonne damals tief am Himmel gestanden — und jetzt steigt sie höher und höher, und welch' ein anderes Bild beleuchtet sie.

Thaufrißch schimmern die Wiesen, Lerchen steigen jubilirend empor, das zarte Gezweig der Birken wiegt sich im Morgenwinde. Lenzeswonne überall, Maienlust.

An den Zäunen der Gesinde und Gehöfte stehen flachsblonde Kinder, dürftig bekleidet, lassen sich von der langentbehrten Sonne bescheinen.

Er winkt ihnen freundlich zu.

Güterjungen und -mädchen treiben das magere Vieh auf die noch kaum grünen Tristen und Raine, aber mit tollen Sprüngen freuen sich Kälbchen und Lämmerchen der gewonnenen Freiheit. Aus den dunklen, dumpfen Stuben und Ställen drängt Alles hinaus in's Freie — lechzend nach Luft, sucht Mensch und Thier seinen Platz im Lichte.

Sonniger werden auch Riesen's Gedanken. Was Gebhard ihm gewesen, das nimmt er mit in seines Herzens Tiefen und Gebhard's Streben, es soll ihm Richtschnur sein auch fernerhin.

Kühl und herb, aber kräftigend weht ihm die Frühlingsluft, voll Erdgeruch und Birkenduft, in's Gesicht — seine breite Brust dehnt sich in neuer Spannkraft. Was Gebhard's Tod ihm Niederdrückendes gebracht, er schüttelt es ab — vor ihm liegt das Leben, und er fühlt Lust, Energie und Willen, um es auszu- leben, mit allen Sinnen und allen Kräften, um zu arbeiten, für seine Umgebung, für sein Land, als Mann. Arbeiten! — Wo er vorbeikommt, Arbeit überall. Noch trägt das Vögelchen die Halme zum Nest zusammen, und hinter dem Pfluge schreitet der Bauer und öffnet den Boden für künftige Ernten. Und rechts und links, am Wegrande, bald hier, bald dort, schimmert es grün, reckt und streckt sie sich dem Lichte entgegen, die junge

Saat! Ueberstanden des Winters Grauen und Gefahr, und unter dem treibenden Odem des Frühling's sprießt und wächst sie in der Lenzsonne, genährt von fruchtbarer Erde und himmlischem Thau.

Die junge Saat, die Hoffnung des Jahres.

Und plötzlich überkommt Riesen der Gedanke, daß auch der Nachwuchs eines Landes solch eine junge Saat ist, welche — vorwärts drängend und ihren Platz im Lichte fordernd — die Zukunftshoffnung der Heimathserde zur Wirklichkeit machen soll. Hier und dort dieselben Geseze des Werdens — dieselbe Bestimmung, zur Erfüllung innerster Forderungen, aus dem Dunkel emporzustreben in's Licht, höher und höher, — und zu wachsen und Frucht zu tragen. Sie haben alle ihre Berechtigung, die Tage des knabenhaften Uebermuths, der sorglosen Studentezeit — diese Jahre sonniger Kindheit und lachender Jugend, damit es sich recke und strecke, dehne und weite, was als Keim und als Trieb in jedem Individuum steckt, anfangs noch verborgen, wie das Korn, welches der Säemann dem Boden anvertraut.

Aber es gilt noch mehr — heranreifen zu stolzer Mehre, die sich im Glanz der Sommerjonne wiegt, einen festen Kern bilden, welcher den Frösten des Lebens widerstehen kann.

Nun steht die Sonne im Zenith, — er öffnet den Mantel und dehnt die Glieder unter dem warmen Schein.

Stundenlang rollt er dann noch durch das blühende Land — immer hügelicher, waldreicher, reizvoller wird die Gegend, und seine Augen grüßen immer bekanntere Fluren.

Jetzt ist er seinem Ziele nicht mehr allzu fern. Hinter den Bergen, welche sich am Horizonte thürmen liegt sein geliebtes Dohlenburg, wo Großmütterchen ihn erwartet, um dem Volljährigen die Zügel der Verwal-

tung zu übergeben, die Leitung der großen Güter und Besitzthümer in seine starken, jungen Hände zu legen.

Da er Tag und Stunde seiner Ankunft nicht genau vorausbestimmen konnte, erwarten ihn keine eigenen Pferde auf der letzten Station, aber zwei kräftige Gäule spannt man ihm vor den Postwagen und im schlanken Trabe geht es vorwärts, berghinauf und -hinab in gleichmäßiger Mäure.

Nur bei einem lang ansteigenden Berge verfallen die Pferde in Schritt. — Jetzt ist die Höhe erreicht und da — was vor ihm liegt, das ist schon Dohlenburg'sches Gebiet — diese dunklen Linien am Horizont, das sind Dohlenburg's, sich weithin erstreckende, prachtvolle Forsten. Nur noch 10 Werst!

Ein Wort dem Postillon — willig schwingt derselbe die Peitsche. Die Pferde legen sich in's Geschirr, rascher und rascher rollen die Räder.

Nun geht es einen Berg hinunter und dort, jenseits der großen Kiefer — bei der kleinen Brücke, da steht die Kupitze — das ist seine Grenze. Nun fahren sie daran vorüber — ein tiefer Athemzug — er ist auf eigenem Grund und Boden! Es überkommt ihn in jubelnde Daseinsfreude, — die Lust am Besitz erfüllt ihn ganz. Jetzt denkt er nicht mehr zurück, die Zukunft öffnet ihre goldenen Thore, das Mannesleben winkt, ein reiches Feld der Thätigkeit.

An der Kirche vorbei, noch eine kurze Strecke auf der Landstraße und der Wagen biegt in eine große Allee. Dort haben die Gutsleute eine Ehrenpforte errichtet — die Fähnchen in den Riesen'schen Farben wehen fröhlich im Winde. Lustig klingeln die Postglocken, im Galopp geht es die letzte Anhöhe hinan. Da ragt das stattliche Haus, wo ihm alles lieb und vertraut, von Jugend auf. Im Widerschein der Abendsonne blinken die Fenster, wie leuchtende Augen, und auf dem Balcon steht Großmütterchen, welche den

Frühverwaisten erzogen — winkt mit liebem, treuem Lächeln dem Ankommenden ein Willkommen zu.

Und überall in Dolden, weiß schimmernd, überreich blüht der Faulbaum, unduftet den alten rothen Thurm des einstigen Ordenschlosses, der aus üppigem Grün der Laubmassen aufragt, trotzig, ein Wahrzeichen für alle Zeit.

Roth=grün=weiß! Mit den heiligen Farben, denen er Treue gelobt für's Leben, empfängt ihn auch die geliebte Scholle, sie umstrahlen auch sein „zu Hause.“

Grüßend schwenkt Riesen den Deckel, ein Leuchten geht über sein Gesicht.

„O Heimathboden, o Heimathsluft,
Ehre sei Euch jetzt und immerdar.“

In übermächtigem Gefühl schwillt ihm die Brust und er schwört es sich zu, hier will er arbeiten, wirken und schaffen, ein *livländischer* Edelmann sein und bleiben -- nicht mehr und nicht weniger.



Sobien erschienen :

- Badendick**, Alex., **Bauernhandel**. Rig. Erzählung aus den Tagen unserer Großväter. (316 S.)
broch. Rbl. 1.50, eleg. geb. R. 2.—
- **Muntenbef**. Eine Rigasche Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. kl. 8^o. (171 S.)
brofch. R. 1.—, eleg. geb. R. 1.60.
- **Sankt Jürgen**. Rigasche Erzählung. kl. 8^o. (344 S.)
brofch. R. 1.50, eleg. geb. R. 2.—.

Nicht minder fesselnd geschrieben wie sein „**Bauernhandel**“ dürften auch diese älteren Werke des beliebten Erzählers jedem Freunde des Baltenslandes von großem Interesse sein.

Außerdem erschienen soeben neu :

- du Feaux-Dorn**, G. (G. Dorn), **Die Strandhere von Domesnäs und Anderes**. (Verf. von „Ein Schwedenkind“, „Um eine Herzogskrone“, „Die Aebtissin von Herford“). Mit Bildniß der Verfasserin. broch. R. 1.50, eleg. geb. R. 2.—.

Ferner empfehlen wir aus unserem Verlage :

- Glasenapp**, Gregor, v., **Gjans**. Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Naturgeschichte. gr. 8^o. (481 S.)
broch. R. 3.—, eleg. geb. R. 4.—.
- Kendjel**, Gustav, **Goethe's Religion und Goethe's Faust**. gr. 8^o. (333 S.)
brofch. R. 3.—, eleg. geb. R. 4.—.

Beide Verfasser haben mit ihren Büchern weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus Anerkennung in allen Kreisen der Gebildeten gefunden.

Baltische Dichter.

- | | |
|---|---|
| Firks , Freiherr Paul v.,
Kleine Lieder.
eleg. geb. R. 1.20. | Günthner , Viktor, Lyrik.
fl. 8°.
br. R. 1.20, geb. R. 1.80. |
| Mengden , Freiherr
Alex. v., Gedichte
eleg. geb. R. 2.75. | Kröger , Max, Gedichte.
fl. 8°.
br. R. 1.—, geb. R. 1.60. |

Gunnar, Carl, Gedichte. fl. 8°.
elegant gebunden R. 2.—.

„Man findet thatsächlich kein Gedicht, das nicht empfunden, erlebt wäre,“ „tiefe, edle Gedanken sind harmonisch mit vollendeter Form verbunden“. So und ähnlich lauten die allgemein überaus schmeichelhaften Besprechungen dieser Dichtungen.

- | | |
|---|--|
| Büttner , Hans, Gedichte.
16°. R. 1.—. | Holm , Mia, Gedichte.
fl. 8°. geb. R. 2.—.
(Verfasserin der bekann-
ten „Mutterlieder“). |
| Eichenhorst , J., Ein-
same Stunden. fl. 8°.
R. 1.—. | |
| Aus baltischer Vergangen-
heit. Vesthard . Epi-
sches Gedicht. 16°.
R. 1.—. | v. Wilm , M., Ein
Gruß aus der Ferne.
Gedichte. fl. 16°.
R. 1.—. |

Baltische Erzähler.

- Frentag-Loringhoven**, Alex., Zwei Schwestern.
Erzählung in Briefen. Erlebnisse aus dem deutsch-
französischen Kriege. fl. 8°.
brosch. 75 Kop., geb. R. 1.20.
- Sylva-Testa**, Der Freiherr von Erbach. Roman.
fl. 8°.
brosch. R. 1.—, geb. R. 1.50.